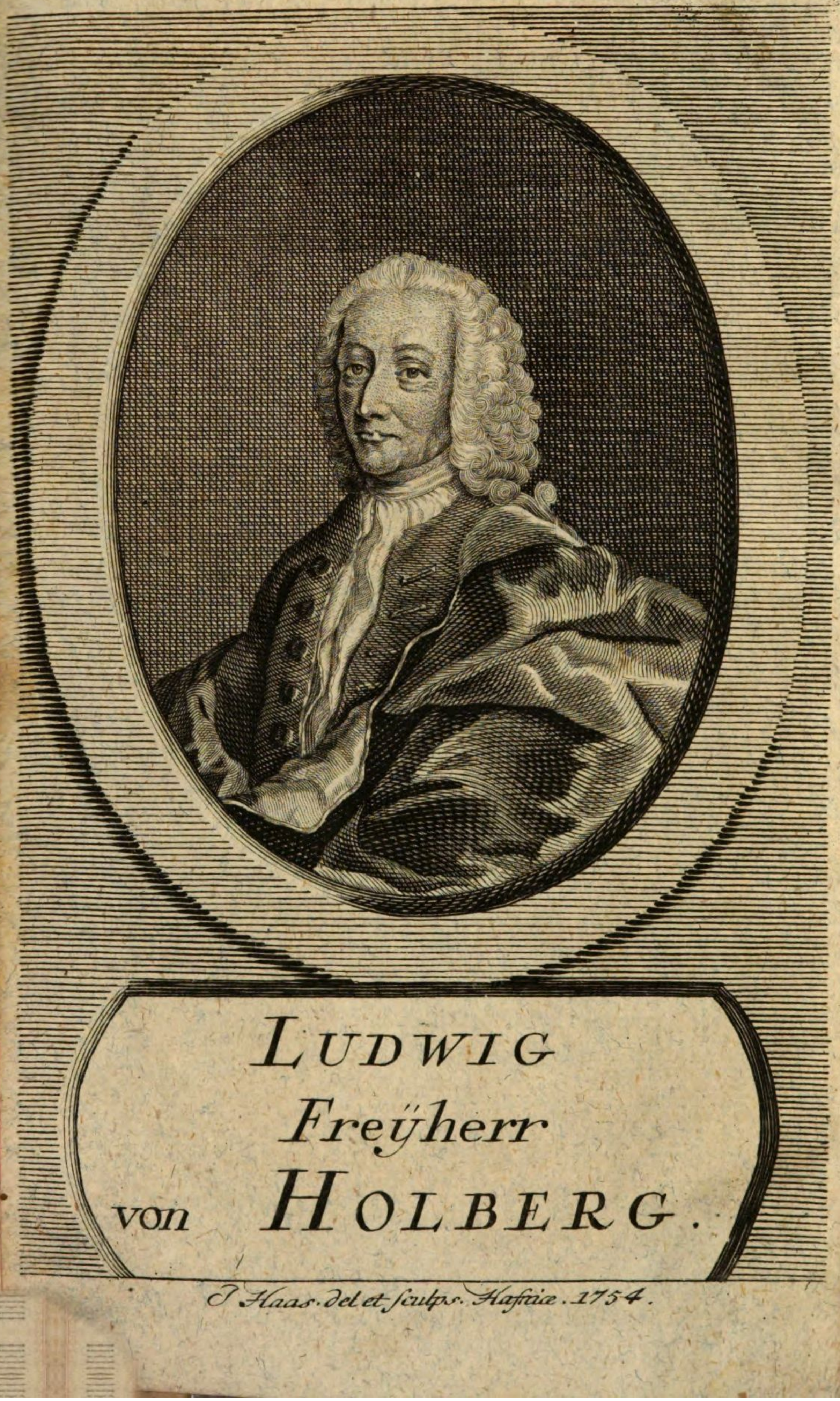
Inv. 1040

Magy. 5° 34.



LUDWIG
Freÿherr
von HOLBERG.

J. Haas. del. et sculps. Hafniæ. 1754.

Herrn Ludwig Freyherrn von Holberg eigene Lebens-Beschreibung in einigen Briefen an einen vornehmen Herrn.

Aus dem Lateinischen übersetzt
und
mit einem Vorberichte
wie auch
mit einigen Anmerkungen
begleitet.

Zweyte und verbesserte Auflage.

Copenhagen und Leipzig,
in der Rothischen Buchhandlung.
1754. 8vo.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Erlauchten und Hochgebohrnen
Herrn,
HERRN
Ernst Christoph,
des Heil. Röm. Reichs Grafen
von Manteufel,
Sr. Königl. Maj. in Polen und Chur-
fürstl. Durchlaucht zu Sachsen Hochbetrauten
Cabinetsminister und würklichen geheimen
Rathe, des polnischen weissen Adlerordens
Rittern, Starosten von Nowodwar, Erb-
Schloß- und Burggesessenen zu Kerstin, Kru-
ckenbeck, Gandelin, Kruhne, Lauer,
Gönsdorf, ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigen Grafen
und Herrn.

Erlauchter,
Hochgebohrner
Reichsgraf,
Gnädiger Graf
und Herr!

Eure Hochreichsgräf-
liche Excellenz
haben Sich durch Dero
ungemeine Sorgfalt
für den Flor und die
Ausbreitung der schönen Wissen-
schaf-

schaften bereits längstens bey allen Verehrern und Freunden derselben ein so grosses Vertrauen erworben, daß dieselben ihre Bemühungen niemand würdiger, als einem so erlauchten Richter zu übergeben, und ihre Schriften nicht schöner, als durch Dero hohen Namen zu schmücken wissen.

Eben dieses hat mich auch so kühn gemacht, Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz diese Blätter ehrerbietigst zuzueignen. Sie enthalten das mit vielen Merkwürdigkeiten angefüllte Leben eines Gelehrten, welcher nicht nur seinem Vaterlande zu einer wahren Zierde gereicht, sondern dessen Ruhm auch bereits bey andern Völkern ausgebreitet worden. Sie enthalten zugleich eine Nachricht von seinen Schriften, die das ungemeine und

höchst-

höchstschätzbare Glück gehabt, Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz zu gefallen, und von welchen Dieselben, nach Dero hohen Einsicht, zu mehrernmalen ein gnädiges und dem Verfasser überaus vortheilhaftes Urtheil zu fällen geruhet haben.

Dieses alles läßt mich aufs gewisseste hoffen, Eure Hochreichsgräfliche Excellenz werden diese Blätter, und zugleich dies Merkmaal meiner ehrfurchtsvollen Hochachtung gegen Deroselben hohe Verdienste, die ich bisher in der Stille bewundert, gnädig aufnehmen. Ich vereinige meine Wünsche mit so vielen andern, welche das Leben Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz und den Flor

der schönen Wissenschaften ganz unzertrennlich halten. Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Erlauchter,

Hochgebohrner Reichsgraf,

Gnädiger Graf und Herr,

Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz

Copenhagen,
den 7ten Septembr.
1745.

unterthäniger und gehorsamster

der Verleger.

Vor-

Vorrede
des Uebersetzers.

Da ich das Vergnügen habe, diese Lebensbeschreibung des Herrn Barons von Holberg, welche hier zum zweytenmale in deutscher Sprache erscheint *, mit einem kurzen Vorberichte zu begleiten, so würde ich mich in eine unnöthige Weitläuftigkeit einlassen, wenn ich entweder diese Unternehmung durch viele

* Diese Lebensbeschreibung des Herrn Baron von Hollbergs ist zuerst in der lateinischen Sprache aufgesetzt, und besteht aus dreyen Briefen, von denen die ersten beyden 1737. in 8. unter dem Titel: Opuscula quaedam latina, zu Leipzig, wiewol mit sehr vielen Druckfehlern, verstellt ans Licht getreten. Der dritte Brief folgte 1743. nach. Herr Rathlef hat dem andern Theile seiner Geschichte der Gelehrten, S. 312. wie auch im dritten Theile hieraus einen Auszug mitgetheilet. Man hat auch zwo dänische Uebersetzungen, von denen die erste 1741. und die andre 1745. in 8. herausgekommen. Die letzte übertrifft zwar die erste sehr weit, ist aber doch nicht vollständig, da in den letzten Briefe ganze Bogen und Seiten weggelassen worden. Man kann von dieser letzten dänischen Uebersetzung die altonaischen gel. Zeit. auf das Jahr 1745. St. XXVI. S. 217. nachsehen.

Gründe rechtfertigen, oder auch das Werk selbst mit vielen Lobsprüchen den Lesern anpreisen wollte. Wie könnte es doch den Deutschen unangenehm seyn, das Leben dieses gründlich gelehrten Mannes in ihrer Sprache übersetzt zu sehen, von welchem sie bereits so viele schöne Schriften in ihrer Sprache lesen. Und wie sollten sie nicht diese Lebensbeschreibung hoch schätzen, worinn Aufrichtigkeit, Gelehrsamkeit und Munterkeit um den Vorzug streiten, und die sich dadurch auch noch besonders unterscheidet, daß sie von dem Herrn Baron von Holberg selbst entworfen worden.

Unsre Zeiten sind zwar, wie überhaupt mit Schriften, also auch insonderheit mit Lebensbeschreibungen reichlich gesegnet, und es vergeht kein Jahr, da man uns nicht neue in die Hände liefert. Jedoch, so wenig man jene durchgehends für gut und nützlich erklären kann, eben so wenig kann man es von diesen behaupten. Einige nehmen das Wort, Gelehrte, in dem weitesten Verstande, und unterscheiden nicht, ob die Personen, welche man zu beschreiben willens ist, verdienen, bekannt gemacht zu werden; oder ob man sie nicht in ihrer Dunkelheit lassen müsse. Sie beschreiben vielmehr alle Gelehrten durch die Bank, und es ist ihnen gleichviel, welche sie

aus

aus der unzähligen Menge derselben zuerst erwischen. Sie paaren, wie bey Gastmahlen und Leichenbegängnissen, alte und junge, grosse und kleine, berühmte und dunkle Männer, ohne das geringste Bedenken, miteinander. Wie oft erschrickt nicht ein grosser Gelehrter, wenn er einen kleinen Waffenträger neben sich hertraben sieht, und sinnt nach, ob er es etwa worinn versehen, daß man ihn so sehr demüthiget, und zur Strafe in diese ihm so unanständige Gesellschaft bringet.

Andre schweifen in ihren Aufsätzen gar zu weit aus, und verfallen entweder auf allerhand Nebendinge, die gar mit ihrem Vornehmen keine Verwandtschaft haben, oder sie halten auch Sachen für merkwürdig, die niemand wissen will. Sie tragen kein Bedenken, uns die Taufzeugen eines Mannes, seine Verwandten, seine Hochzeitsgäste und andere Kleinigkeiten sehr unanständlich zu erzählen, woran der Welt gar nichts gelegen ist. Sie begehen hiedurch eben die Thorheit, worinn einige gerathen, die uns Kirchen- und Schulhistorien liefern. Diese ehrlichen Männer halten ihre Arbeit für unvollständig, wo sie nicht ein genaues Verzeichniß aller Organisten und Küster mit einschalten, die doch niemand zu kennen verlangt.

Eini-

Einigen fehlt es an der Aufrichtigkeit, und man ertappt sie öfters auf frischer That. Sie sind partheyisch und unfleißig. Allenthalben trift man Spuren einer schändlichen Schmeicheley, oder einer verhaßten Tadelsucht an. Sie machen sich kein Gewissen, allerhand Umstände zu erdichten, um ihren Held zu vergrössern, und solche Begebenheiten zu verhelen, die den Ruhm desselben nachtheilig sind. Und wenn ihnen die Natur die Gabe versagt, sich deutlich und angenehm auszudrücken, und dadurch den Leser zum Beyfall zu reitzen, so hat oft der berühmteste Mann das Unglück, wenn er in solche Hände geräth, nebst seinem ungeschickten Geschichtschreiber der Vergessenheit übergeben zu werden.

So elend und unnütz aber auch diese ihre Arbeit und Mühe verschwenden, so billig und gegründet ist der Ruhm solcher verdienten Männer, denen die Wahrheit die Feder in die Hände giebt, welche uns lauter erhabene und nachahmungswürdige Muster vorstellen, und uns durch die größten Beyspiele zur Tugend und Nachfolge reitzen. Von solchen Nachrichten kann man mit Recht sagen, daß sie ermunternde Wegweiser für die Nachkommen sind, und solche aufs kräftigste anspornen, so edlen Vorgängern nachzufolgen, und sich, wie sie durch ungemeine Ver-

dien-

dienste um das Vaterland und die Wissenschaft, unsterblich zu machen. Am sichersten aber würde dieser Endzweck erreicht werden, wenn ein jeder berühmter Mann selbst die Feder ergreiffen, und sein merkwürdiges Leben durch eine vollständige Beschreibung der Nachwelt übergeben wollte. Solche Nachrichten, die man selbst von seinem Leben ertheilt, übertreffen die Bemühung, welche andre anwenden, in sehr vielen Stücken. Sie sind glaubwürdiger, freyer, reicher an besondern Umständen und Begebenheiten, und eben dadurch auch nutzbarer und angenehmer.

Zu solchen wohlabgefaßten Lebensbeschreibungen kann man auch, ohne die geringste Schmeicheley, diese Schrift rechnen, worinn der Herr Baron von Holberg selbst sein Leben entworfen. Er hat alles mit der vollkommensten Aufrichtigkeit abgefaßt, und diese Schrift überhaupt nicht nur nützlich, sondern auch angenehm zu machen gesucht. Vielleicht dürften einige nicht überall des Herrn Verfassers Urtheilen beypflichten, die er in diesem Werke von verschiedenen Dingen gefället hat. Er dringt aber dieselben niemanden auf, und läßt einen jeden die Freyheit, welche er selbst so hochschätzet, die Meynung, welche man, nach einer genauen Ueberlegung, für die

beste

beste erkannt, zu erwählen und anzunehmen. Und dadurch leidet auch die Hochachtung nicht, welche man geschickten Männern schuldig ist, wenn man in gewissen Stücken von ihnen abgeht.

Ich muß noch von den Anmerkungen, die ich hinzu gesetzt, und von der Uebersetzung selbst etwas erwehnen. Jene betreffen größtentheils die Schriften des Herrn Baron von Holbergs, und bringen die Urtheile bey, die davon gefällt worden. Sie hätten vermehrt werden können, wenn mich nicht die Kürze der Zeit abgehalten. Diese ist mit dem größten Fleisse von mir ausgearbeitet worden. Dennoch sehe ich am besten ein, daß man sie keinesweges vollkommen nennen könne. Vielleicht aber werden die Fehler durch das Verdienst des Mannes bedeckt, dessen Leben man hier lieset. Vielleicht verringert sie das Vergnügen, welches man bey Durchlesung dieser Schrift empfindet. Vielleicht entschuldiget sie die Erinnerung, daß man selbst noch allerhand Fehlern unterworfen sey. Ich werde wenigstens meine Bemühung reichlich belohnt achten, wenn ich dadurch auch nur etwas zum Nutzen und Vergnügen des Lesers beygetragen habe.

Der

Der erste Brief.

Mein Herr,

Niemals übernehme ich etwas mit grösserem Vergnügen, als was Sie mir auftragen. Itzt aber fordern Sie fast zu viel, da Sie mir befehlen, Ihnen eine Nachricht von meinem Leben zu ertheilen; da ich doch niemals im Stande gewesen, etwas auszurichten, welches aufgezeichnet zu werden verdiente. Sie verlangen Kleinigkeiten zu erfahren, auf deren Durchle-

sung auch die Müßigsten kaum einige flüchtige Augenblicke wenden dürften. Sie fordern von mir, daß ich eine Geschichte entwerfen soll, welche, aller angewandten Mühe ungeachtet, dennoch ihrem Schicksale nicht wird entfliehen können, daß sie nicht zuletzt den Krämern in die Hände gerathen sollte. Es fällt mir gewiß eben so schwer, etwas zu thun, welches werth wäre, aufgeschrieben zu werden, als etwas abzufassen, welches sich den Beyfall der Leser versprechen könnte. Daher habe ich es allemal von mir abgelehnet, so oft man mich angetrieben, diese Kleinigkeiten aufzuzeichnen. Ihr Befehl, mein Herr, ist allein vermögend gewesen, meinen Vorsatz zu ändern. Ich weis, wie geneigt Sie von mir und meinen Schrifften zu urtheilen gewohnt sind, und man würde mich mit Recht sehr undankbar nennen, wenn ich mich Dero Verlangen noch ferner widersetzen wollte. Hier ist demnach die von Ihnen längst gewünschte Nachricht von meinem Leben. Wie bald aber wird Ihnen nicht die geringe Wichtigkeit der Dinge, die ich berichte, in die Augen fallen? Wie bald werden Sie nicht die schlechte Schreibart, worinn ich alles vorgetragen, bemerken? Wie bald werden Sie nicht einsehen, daß es rathsamer gewesen wäre, wenn Sie mich vom Schreiben abgehalten, als dazu aufgemuntert hätten? Werden die meisten müde und abgeschreckt, wenn sie eine an sich überaus nützliche Materie in einem rauhen und

widri-

widrigen Vortrage lesen sollen: Was werden denn solche strenge Richter von dieser Schrifft urtheilen, worinn sie weder eine reiche Materie, noch eine reitzende Schreibart antreffen? Ich richte deßwegen diesen Brief allein an Sie, mein Herr, und nicht an andere. Wollen Sie sich aber durch die bereits angeführten Ursachen nicht bewegen lassen, diese Nachrichten geheim zu halten, so füge ich noch dies hinzu, daß Sie dabey weit mehr, als ich, zu besorgen haben. Sie sind es, von denen ich den Befehl zu schreiben erhalten. Sie haben die erste Gelegenheit dazu gegeben. Mir aber ist nichts als die Ehre des Gehorsams übrig geblieben. Wie leicht könnte Sie ihr gegebener Befehl reuen, da ich meinen Gehorsam niemals bereuen werde. Ich habe vor einiger Zeit die Geschichte des Peter Paarses beschrieben, worinn die Thorheit solcher Schrifftsteller lebhafft abgemahlet wird, die nichtswürdige Dinge mit dem größten Fleisse aufzeichnen und solche Nachrichten auf alle mögliche Art bekannt zu machen suchen, die man aufs äusserste verbergen sollte. Wie leicht könnte mich nicht jemand mit meinen eigenen Waffen bestreiten und mir eben dasselbe vorwerffen, was ich an andern getadelt habe. Wie leicht könnte man sagen, ich hätte die Geschichte des Don Juans, eines spanischen Edelmanns, abgefaßt, von dem man erzehlt, daß er nach Rom gereiset sey, und nachdem er daselbst einige Tage in einem gemie-

teten Zimmer ausgeruhet, die Rückreise nach seinem Vaterlande mit dem größten Ruhm gleich wieder angetreten habe. Sollten Sie sich also noch entschliessen, mein Herr, diese unnütze Schrifft bekannt zu machen, so wird alle Schuld allein auf Sie fallen, weil Sie diese Nachrichten verlangt haben. Mich aber wird man leicht dadurch entschuldigen, daß ich dem Befehl eines so geneigten Gönners nicht gerne ungehorsam seyn wollen.

Jedoch es ist Zeit, daß ich mich zur Sache selbst wende, damit die Vorrede nicht grösser werde, als meine Geschichte, worinn ohnedem nur sehr wenige merkwürdige Umstände enthalten sind. Ich werde Ihnen aber nicht, mein Herr, wie andre zu thun pflegen, mit einer langen Reihe von meinen Ahnen beschwerlich fallen. Ich würde dieses auch, wenn ich gleich wollte, nicht thun können, weil meine Vaterstadt Bergen * in Norwegen, der Arche Noah ähnlich ist, worinn sich alle Arten der Creaturen aufhalten. Es kommen daselbst, wie in einem gemeinschafftlichen Vaterlande, nicht nur aus den angränzenden und nahegelegenen, sondern auch aus entfernten Ländern allerley Menschen zusammen, welche sich in dieser Stadt wohnhafft niederlassen, und, da sie sich mit den Einwohnern durch Heyrathen ver-

* Woselbst Herr Hollberg 1685. gebohren worden. Siehe Albert Thura in der Idea hist. litter. Danorum. S. 185.

verbunden, hienächst ein Volk mit ihnen ausmachen. Doch habe ich diesen Vorzug vor meinen meisten Mitbürgern, daß mein Aeltervater von der mütterlichen Seite in Bergen gebohren worden. Er hieß Ludwig Munthe, und war Bischiff in Bergen. Er konnte sich einer adelichen Herkunft rühmen, und der Himmel hatte ihn mit so vielen Kindern gesegnet, daß er mit dem größten Rechte einen Platz unter den Patriarchen in Norwegen behaupten konnte. Von meinen Vorältern von der väterlichen Seite habe ich, welches ich aufrichtig gestehe, gar keine Nachricht. Mein seliger Vater ist von der untersten Stuffe zu der Würde eines Obristen gelangt, und hatte sich also nicht durch die Geburt, sondern durch seine Verdienste dieser Ehre würdig gemacht. Mir ist es Ehre genung, daß er ein aufrichtiger, tapferer und frommer Mann gewesen, und von allen wegen seiner klugen und redlichen Aufführung geliebt worden. Insonderheit hat er sich der Gnade seiner hohen Excellenz, des Herrn Ulrich Friederich Güldenlöwe, rühmen können, unter dessen Anführung er ehedem in Norwegen mit Ruhm Dienste gethan.

Man kann von den meisten Einwohnern der Kauf- und Handelsstädte sagen:

Maiorum primus quisquis fuit ille tuorum &c.

Denn die Bauren allein machen die ältesten Geschlechter aus, und man sagt von vielen unter ihnen, daß sie sehr berühmten Stämmen ihren

Ursprung schuldig sind. Man kann sie billig glücklich schätzen, daß sie ihre Abkunft nicht wissen. Denn wenn sie sich bemüheten, ihre Geschlechtsregister in Ordnung zu bringen, und wüßten, von wem sie herstammeten, so würde es ihnen wie jenen armen Edelmann ergehen, der sich mit seinen Ahnen brüstete, und nachdem er sein ganzes Vermögen verzehret und beynahe Hungers sterben mußte, ausrief: Ach! wollte GOtt, daß ich arm wäre, so wollte ich mein Brod wie ein andrer geringer Mensch verdienen!

Ich büßte meinen Vater ein, wie ich noch an meiner Mutter Brüsten lag. Er hinterließ uns ein ansehnliches Vermögen. Wir verlohren aber fast alles durch eine unglückliche Feuersbrunst, welche mitten in der Nacht in dem Hause unsers Nachbars aufgieng, und uns zugleich in die armseligsten Umstände versetzte. Es waren nur noch einige Bauerhöfe übrig, welche mein Vater kurz vor seinem Tode gekauft hatte, deren Einkünfte aber zu Unterhaltung einer so zahlreichen Familie kaum hinreichten. Blos die Sparsamkeit und eine vernünftige Wirthschaft ersetzten diesen Mangel, und unsre Mutter hinterließ nach zehn Jahren, da noch sechs Kinder lebten, diese kleinen Landgüter frey und ohne Schulden.

Wie meine Mutter auch gestorben war, und ich das zehnte Jahr meines Alters zurückgelegt hatte, so erwählte ich die Kriegsdienste, und ward unter das Upländische geworbene Regi-

ment

ment aufgenommen. Es war damals in Norwegen eingeführt, daß man den Kindern der höhern Kriegsbedienten die ordentliche Verpflegung der Soldaten reichte, und dieselben also schon in der Wiege dem Kriegsstande widmete. Man nennt diejenigen insgemein Corporale, welche einen kleinen Vorzug vor den gemeinen Soldaten haben, und einer geringen Mannschaft, die aus zehn Soldaten bestehet, vorgesetzet sind. Unter dieselben ward ich mit der Bedingung aufgenommen, daß ich mich in Kriegssachen sollte unterrichten lassen. Dieses aber eröfne ich Ihnen im Vertrauen. Denn es dürfte einigen ganz unerhört, ja als eine ovidianische Verwandlung vorkommen, daß aus einem Corporal ein öffentlicher Lehrer der Weltweisheit geworden. Man könnte mir, wenn sich diese Sache weiter ausbreiten sollte, allerhand Strittigkeiten wegen meines eigentlichen Standes erregen, und vielleicht müßte ich sodann mein öffentliches Lehramt niederlegen, und wieder ein Corporal werden. Ich ward von meinem Vormund nach Upland geschickt, um daselbst in der Kriegswissenschafft unterrichtet zu werden. Wie ich aber von meiner Jugend an die Wissenschafften sehr liebte, und dieser Trieb auch denen nicht unbekannt war, unter deren Aufsicht ich stand, so nahm sich Otto Munthe, mit dem ich von der mütterlichen Seite verwandt war, und dessen Aufsicht man mich insonderheit übergeben hatte, meiner auf eine ausnehmende und

liebreiche Art an. Er munterte mich auf, den schönen Wissenschaften ferner treu zu seyn; und damit dieser natürliche Trieb immer mehr möchte anggeflammet werden, so übergab er mich der Unterweisung eben desselben Hofmeisters, den er seinen Kindern vorgesetzt hatte. Dieser aber verdiente mit weit grösserm Rechte den Namen eines Zuchtmeisters. Denn sein gröstes Vergnügen bestand darinn, wenn er seine Untergebenen auf das härteste züchtigen konnte. Uebrigens war er zu diesem Amte, welches man ihm aufgetragen hatte, ganz und gar nicht geschickt. Ich habe nachher erfahren, daß er eine andre Lebensart erwählet, worüber ich mich besonders in Absicht auf die lateinische Sprache freue, deren Untergang er mit äussersten Kräfften zu befördern suchte. Mir fällt noch eine von den Zierlichkeiten bey, womit er die lateinische Sprache verschönern wollte, und welche darinn bestand, daß man die Partickel Non allemal zulezt am Ende eines Satzes anbringen, und anstatt, non possum tibi satisfacere, setzen müßte, possum tibi satisfacere non, woraus sein Aberwitz deutlich genug hervorleuchtet. Wäre ich nicht in seine Hände gefallen, so könnte ich mich rühmen, daß ich in der ganzen Zeit, da ich die niedern Schulen besucht, niemals gezüchtiget worden. Denn meinen andern Lehrern bin ich so wol bey öffentlichen als besondern Unterweisungen jederzeit angenehm gewesen. Ich weis noch, wie entrüstet ich ward, da der

Conrector in Bergen mich einmal auf die Finger klopfte, daß ich auch kein Bedenken trug, aufzustehen, und ihn einen Bock zu nennen, durch welchen Spottnamen man ihn von seinen übrigen Collegen, wegen des Barts, den er trug, zu unterscheiden pflegte. Dieser ehrliche Mann ertrug diesen Schimpf mit einer spanischen Großmuth; damit er sich aber doch einigermassen rächen möchte, so nannte er mich blos ein Böcklein. Hiebey hatte es sein Bewenden, da er doch sonst im Strafen nicht zu säumen pflegte. Ich aber durfte meine Kühnheit nicht härter büssen, und der Friede ward nach dieser kleinen Rache wieder unter uns hergestellet. In der Zeit, da ich Corporal gewesen, ist mir nichts merkwürdiges begegnet, wo man dieses nicht dahin rechnen will, daß ich nicht einen Heller von meiner Besoldung erhalten. Ich weis auch nicht, wer dieselbe an meiner Stelle eingehoben. Mein Wirth hatte sich meine Besoldung ausbedungen, um dadurch die Unkosten zu bestreiten, die er auf meine Unterweisung wenden mußte. Wie er aber sahe, daß solche nicht erfolgte und andern zu Theil ward, so schickte er mich wieder nach Hause. Wie ich auf dem Rückwege bey meinem Verwandten, den Obristen von Krog, eingekehrt war, so wiederfuhr mir eine Begebenheit, die eben so lächerlich als merkwürdig war. Der Obriste hatte drey Söhne, von denen der jüngste bey dem Hofmeister schlief, welcher Erasmus

hieß, und im Sauffen von niemanden in der ganzen Gegend übertroffen ward. Derselbe kam einmal zur Nachtzeit sehr berauscht nach Hause, und warf sich mit seinen Kleidern ins Bette. Sein Schlafgesell aber sprang geschwinde aus dem Bette, und da er sich, ohne daß wir es gemerkt hatten, in unsre Schlafkammer geschlichen hatte, so legte er sich zu unsern Füssen, um daselbst völlig auszuruhen. Wir schliefen insgesamt ohngefehr eine Stunde, da er im Traum an meine Füsse stieß. Ich ward dadurch aufgeweckt, und machte auch diejenigen munter, die bey mir schliefen, denen ich zugleich sagte, daß ein Gespenst in unserer Kammer sey. Wir wurden alle von Furcht dergestalt eingenommen, daß wir nicht anders glaubten, als daß wir eine ganze Legion Teufel um uns hätten. Unser vermeynte Teufel war auch durch das Zischeln und Gemurmel aufgeweckt worden, und fürchtete sich eben so sehr, als wir. Er glaubte, daß er der Gefahr am meisten unterworfen sey, weil er allein läge, und daß er der erste seyn dürfte, den das Gespenst wegschleppen würde.

Er lag eine lange Zeit unbeweglich und fast halb todt, und erwartete die Ankunft des Feindes. Endlich nahm ihn die Furcht so sehr ein, daß er seine Stelle zu verlassen suchte, um sich neben uns zu legen. Je mehr er sich aber rührte, desto grösser ward unsere Angst,

daß wir nicht anders glaubten, als alle Gespenster der Höllen vor unsern Augen zu sehen. Unser böser Geist konnte also mit Recht von sich sagen:

Flammas moueoque, feroque.

Furcht und Angst hatten uns so sehr eingenommen, daß uns der kalte Schweiß ausbrach, und wir waren sonst auf nichts bedacht, als uns auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Es kam kein Schlaf in unsre Augen, wir besorgten alles, wir bildeten uns alles ein, und stellten uns, wie die Furchtsamen zu thun gewohnt sind, die erschrecklichsten Dinge vor. Ich bin versichert, wenn man die Gebetsformeln aufgezeichnet hätte, die uns damals die Angst auspreßte, daß man eine ziemlich starke Sammlung davon würde haben machen können. Meine Schlafgesellen, die in ihrer Theologie nicht weit gekommen waren, und ausser dem Vater Unser nicht viel wußten, wiederholten beständig die Gebetsformeln, welche sie bey Tische herzusagen pflegten. Sie waren so viel eifriger im beten, weil sie bisher die Gottesfurcht ziemlich versäumt hatten, und glaubten, daß sie nun deßwegen sollten gestraft werden. Keiner von uns unterstand sich zu seufzen, vielweniger zu schreyen, sowol aus Furcht vor dem Gespenste, als auch aus Furcht vor dem Herrn Erasmus, da wir leicht vorher sahen, daß der letztere ein Taggespenst vorstellen, und uns noch viel härter ängstigen würde. Wir

brachten die Nacht so elend hin, bis die Morgenröthe anbrach, da endlich unser Gespenst ungedultig ward, und mit diesem hefftigen Geschrey vom Bette aufsprang: Herr Hofmeister, helfen sie uns doch, es sind Gespenster bey uns in der Kammer. Wir andern hatten dieses kaum gehört, als wir mit ihm einstimmten, und dieses eben mit einem so hefftigen Geschrey wiederholten. Hierdurch ward unser Hofmeister aufgeweckt, und ob er gleich den gestrigen Rausch noch nicht völlig ausgeschlafen hatte, so wußte er doch nicht, was er von dieser Sache denken sollte, da er uns so fürchterlich schreyen hörte. Er machte ein Creutz vor sich, und erwartete mit der größten Angst und mit der äussersten Sehnsucht den Anbruch des Tages. Wie endlich derselbe anbrach, so entdeckte sich das ganze Rätzel zu unserer gemeinschaftlichen Beschämung. Nachher habe ich eine lange Zeit die Möglichkeit der Gespenster geleugnet, und alles, was man insgemein davon erzehlt, für Fabeln und blosse Vorstellungen gehalten. Und ich glaube auch, daß viele durch dergleichen Begebenheiten von dem Aberglauben zum Unglauben verleitet worden. Man weicht allemal von der Mittelstrasse, die man doch sorgfältig beobachten sollte. Man thut entweder der Sache zu viel oder zu wenig, man glaubt entweder nichts, oder gar zu viel. Wenn wir einmal betrogen worden, so glauben wir alles, und sehen den Schatten für das Wesen an. Wenn

die

die Furcht einmal unser Gemüth eingenommen, so erhalten alle Dinge, auch diejenigen, die nicht vorhanden sind, gleich die Gestalt, welche ihnen unsre Vorstellung beylegt. Wenn aber der Betrug entdeckt, und die Dunkelheit, welche bisher unsern Blick aufgehalten, weggeräumet worden, so fallen wir leicht auf die andere Seite, und leugnen ohne Bedenken auch was wir selbst sehen, ja es finden sodann auch die glaubwürdigsten und mit unwidersprechlichen Beweisgründen bestättigten Geschichte nicht den geringsten Eingang bey uns. Daher rührt es ohne Zweifel, daß die Römischcatholischen am allerleichtesten Atheisten werden können, weil keine Secte so leichtglaubig ist, als diese. Denn sobald sie den Aberglauben erkennen, wodurch man sie bisher gefesselt, und die Betriegereyen einsehen, wodurch sie bisher durch die römische Geistlichkeit hintergangen worden, so fallen sie meistentheils auf die andere Seite, und ihr Aberglaube verwandelt sich in den Unglauben. Wie glücklich sind demnach diejenigen, welche den Mittelweg treffen können. Es trifft hier ein, was Cicero von dem Wahrsagen urtheilet, wenn man alles schlechthin verwirfft, so kann man leicht in den Unglauben fallen, und sich einer Gottlosigkeit schuldig machen. Wenn man aber auch alles ohne Untersuchung annimmt, so ist man auf eine thörichte Art abergläubisch. Becker mag noch mehrere Betriegereyen offenbaren, er mag seine Gründe verdoppeln, um seine Meynung

nung zu bestärcken, er wird uns dennoch nicht überreden können, alles für falsch und erdichtet zu halten, wo wir nicht alle Glaubwürdigkeit der Geschichte verwerffen weilen. Jedoch ich muß in der Hauptsache fortfahren.

Wie ich wieder zu Hause angekommen war, so nahm mich meiner Mutter Bruder und rechtmäßiger Vormund, Perer Lemm, zu sich. Bey demselben blieb ich bis auf die letzte unglückliche Feuersbrunst, welche Bergen im Jahr 1702. erfahren mußte; damals verließ ich die Schule, und begab mich nach Kopenhagen. Dieser Peter Lemm, von dem ich eben gesagt habe, war ein sehr aufgeweckter Kopf, und überaus angenehm im Umgange. Sie werden solches aus der Begebenheit schliessen können, die ich erzehlen will. Ich hatte, wie ich noch bey ihm war, in einigen stachlichten Versen einen von den Anverwandten seiner Frauen durchgezogen, um mich an denselben, wegen eines mir wiederfahrnen Unrechts, zu rächen. Hierdurch ward die Frau meines Vormunds gegen mich aufgebracht, und bat ihren Mann, daß er mich deßwegen strafen möchte. Er mußte sich auch der Sache annehmen, und ließ mich zu sich ruffen. Im Anfange stellte er sich, als ob er sehr empfindlich wegen meiner Aufführung wäre. Wie er aber die Verse selbst untersuchen sollte, so bestand der ganze Verweis darinnen, daß ich nicht Mühe genug bey meinem Gedichte angewandt, daß der Reim an verschiedenen Stellen

nicht

nicht richtig sey, und daß ich die Regeln nicht sorgfältig genug in Acht genommen. Hier entstand also ein grammaticalischer Krieg, welcher aber, nachdem wir eine Stunde miteinander gestritten hatten, glücklich wieder beygelegt ward. Der Friedensschluß enthielt einen einzigen Artickel, und bestand darinn, daß ich mehrern Fleiß anwenden sollte, wenn ich zu einer andern Zeit mir wieder vornehme, Verse zu machen.

Im Jahr 1702. sandte mich mein Rector, Severin Lintrup, nach der kopenhagenschen hohen Schule, ob ich gleich das Alter noch nicht erreicht hatte, welches die Schulgesetze erforderten. Man sahe aber damals nicht so genau darauf, weil die Kirchen und Schulen in der Asche lagen, und mein Rector urtheilte, daß ich eben so würdig und geschickt sey, als die andern, welche damals auch die öffentliche Schule in Bergen verliessen. Mein geringes Vermögen verstattete mir nicht, mich lange in Kopenhagen aufzuhalten, und deßwegen reisete ich wieder nach Hause, sobald ich mein Examen überstanden hatte. Nicht lange darnach ward mir von dem Probst zu Vos die Unterweisung seiner Kinder aufgetragen, ob ich gleich selbst noch sehr jung war. Ich mußte mich zugleich verpflichten, seine Stelle im predigen zu vertreten, so oft er entweder durch Krankheit oder durch andere Verhinderungen sollte abgehalten werden, sein Amt selbst zu verrichten. Ich war also ein ganzes Jahr beschäfftiget, die Kin-

der zu züchtigen, und die Bauren zu bekehren. Doch das predigen gelung mir besser, als mein Schulmeisteramt, denn wie ich dem jüngsten Sohne, den die Mutter zärtlich liebte, mit einiger Schärfe bessere Sitten, und die Lust, etwas zu lernen, beybringen wollte, so erhielt ich meinen Abschied, und mußte wieder nach Bergen reisen. Ich nahm nichts mit, als eine Menge von Lobsprüchen, womit mich die Bauren wegen meiner Beredsamkeit auf der Kanzel belegten. Sie verglichen mich mit dem sel. Magister Peter, welcher ehedem an diesem Orte Prediger gewesen war, und den sie als einen andern Chrysostomus ansahen. Ich war mit meinem Abschiede sehr wohl zufrieden, da einem cholerischen Temperament nichts mehr zuwider ist, als Kinder zu unterrichten, wodurch das Gemüth, wenn es bereits durch allerhand widrige Zufälle niedergeschlagen ist, noch immer verdrießlicher wird. Ueberdem war ich mit einer Krankheit behaftet, welche man insgemein den Alp zu nennen pflegt, wodurch man des Nachts im Schlafe geplagt wird, daß es scheint, als wenn man eine schwere Last auf sich liegen hätte. In alten Zeiten bildete man sich ein, daß es Waldgötter und Gespenster wären, nachdem aber die Leute in neuern Zeiten klüger worden, so glauben sie, daß es der Geist einer Matrone oder Jungfer sey, welcher den Schlafenden beschwerlich falle. Ich gedachte, daß ich niemals von dieser Krankheit würde

de

de befreyet werden, wo ich nicht den Ort verliesse, wo diese bösen Geister regiereten. Ich brauchte die in dergleichen Fällen gewöhnlichen Mittel, die ich nur erdenken konnte, ich setzte alle Abend meine Pantoffeln umgekehrt vors Bette, ich legte Stahl unter mein Kopfküssen, ich sang die Lieder, die man zu den Zeiten Peter Paarsens zu singen pflegte, um solche unangenehme Reuter dadurch zu vertreiben. Aber es war alles vergebens; deßfalls gerieth ich fast auf die Gedanken, daß es ein Hausgeist seyn müsse, welcher ein Vergnügen daran fünde, die Hofmeister an diesem Ort zu reiten. Ich ärgerte mich nicht wenig darüber, daß ich mich in einer solchen Sclaverey befinden sollte, da ich doch von ehrlichen Eltern gebohren worden, und nicht verdient hatte, ein Reitpferd des weiblichen Geschlechts abzugeben, da ich allemal ein züchtiges und keusches Leben geführet hatte. Ich verließ aus dieser Ursache diesen Ort mit Freuden, weil ich hoffte, daß diese Plage aufhören würde, sobald ich an einen andern Ort käme; denn ich glaubte gewiß, daß die Schuld nicht mir, sondern dem Orte beyzumessen sey.

Ich begab mich hierauf abermals nach Kopenhagen, um mich zu dem hohen Examine vorzubereiten. Ich suchte mir die Gottesgelahrtheit nebst der französischen und italiänischen Sprache noch mehr bekannt zu machen, und ich brachte es auch so weit, daß ich kein Be-

denken trug, nachdem ich einen Winter daselbst zugebracht, mich der öffentlichen Prüfung der Gottesgelehrten zu unterwerfen. Man billigte meinen Fleiß vollkommen, und ich erhielt den besten Character, welchen man Laudabilem nennet. Mit diesem, aber auch mit einem leeren Beutel reisete ich wieder nach meinem Vaterlande; und der letzte Umstand zwang mich, das Joch wieder zu übernehmen, dem ich mich vor kurzer Zeit erstlich entzogen hatte. Es verlangte eben damals Magister Nicolaus Schmidt, Lector der Theologie und Vicebischof in Bergen einen Hofmeister bey seinen Kindern, und ich war so glücklich, daß ich diese Stelle erhielte. Ich hatte dieses Amt aber kaum einige Monate verwaltet, da es mir schon so hart und beschwerlich schien, als wenn ich in die ärgste Sclaverey gerathen wäre. Der Vicebischof hatte sich in seinen jüngern Jahren sehr lange in fremden Ländern aufgehalten, und die meisten Reiche Europens gesehen. Ich nahm mir deßwegen vor, wenn ich von meiner Arbeit Ruhe hatte, sein Tagebuch durchzulesen, welches er auf seinen Reisen gehalten, und worinn er alle Merkwürdigkeiten, die er gesehen, aufgezeichnet hatte. Hierdurch ward eine grosse Lust, ausserhalb Landes zu reisen, in mir erwecket. Und obgleich meine kümmerlichen Umstände, da ich von allen Mitteln entblößt war, leicht diese edle Begierde hätten dämpfen sollen, so ward ich doch durch die vie-

len

len Beschwerlichkeiten, die ich allenthalben bemerkte, nur noch mehr aufgebracht, und hielt um meine Erlassung an. Ich ließ mich auch von dem einmal gefaßten Vorsatze weder durch den Zorn meiner Anverwandten, noch durch die Vorstellung des Vicebischofs abwendig machen, welcher mich sehr ungerne von sich ließ, da er merkte, daß seine Kinder bereits durch meine Unterweisung sehr viel gefaßt hatten.

Wie ich demnach abermals mein eigener Herr geworden, so scharrte ich alles zusammen, woraus ich nur irgends Geld zusammen bringen konnte. Ich verkauffte meine beweglichen und unbeweglichen Güter, meine Ansprüche, Freyheiten, Rechte, und alles, was nur konnte veräusert werden, und suchte als ein Alchymist aus allen Dingen Gold zu machen. Wie ich aber alles zusammen rechnete, so konnte ich doch nicht mehr als sechzig Thaler herausbringen. Ich blieb aber doch bey meinem Vorhaben, und gieng nach Holland. Ich verließ mich nich so sehr auf mein Geld, als auf das, was ich gelernet hatte. Denn weil ich die französische und italiänische Sprache einigermassen gefaßt hatte, so hoffte ich, wenn meine Schatzkammer würde ausgeleeret seyn, durch diese Sprachen so viel zu erwerben, daß ich davon leben könnte. Und überberhaupt ändere ich nicht leicht, was ich mir einmal fest vorgenommen habe.

Da wir unsere Reise soweit abgelegt hatten, daß wir die Jusul Vlie sehen konnten, so begegnete uns ein Seeräuber, welcher uns aber nicht angriff, sondern vielmehr zu einer lächerlichen Begebenheit Anlaß gab. Unser Koch auf dem Schiffe besorgte, daß sein weniges Geld dem Seeräuber zu Theil werden möchte, und warff deßwegen seinen ganzen Schatz, den er in ein altes unreines Tuch eingewickelt hatte, in einen Topf mit Erbsen, welchen er eben an das Feuer gesetzt hatte, da denn die Unreinigkeit des Tuchs zugleich ausgekocht ward, und sich mit dem Erbsen vermischte. Sobald der Seeräuber uns vorbeygesegelt war, so erhielte der Koch Befehl, die Mahlzeit anzurichten, welcher denn seinen Schatz nebst dem von seiner Unreinigkeit gesäuberten Tuch geschwinde herausnahm, und uns dieses herrliche Gerichte vorsetzte. Kaum aber hatten wir solches zu uns genommen, so offenbarte er selbst seine Erfindung, und meynte sehr vorsichtig gehandelt zu haben. Einige wurden zornig, einige lachten, einige schämten sich, und einige konnten dieses Gericht nicht bey sich behalten. Endlich ward Rath gehalten, wie man diesen Streich bestrafen sollte; jedoch der Schluß fiel dahin aus, daß man ihn frey sprach, und wegen seines Einfalls lobte.

Der Weg, welchen wir noch zu reisen hatten, ward unter beständigem Lachen über diese Begebenheit zurück gelegt. Vierzehen Tage lebte ich gleichfalls sehr vergnügt zu Amsterdam.

Nachdem ich aber meine Augen an den dort befindlichen Seltenheiten gesättiget, machte ich Rechnung wegen des Geldes, das ich noch hatte, und befand, daß meine Schatzkammer bald würde ausgeleeret seyn. Ich wußte nicht, wodurch ich dieselbe wiederum anfüllen sollte, und ward daher nicht nur bestürzt, sondern ich fieng auch an, mein Unternehmen zu bereuen. Ich hatte die Gemüthsneigung der Holländer kennen lernen, und sahe nunmehro sehr wohl ein, daß ich auf die Art, wie ich mir eingebildet hatte, nicht so viel verdienen konnte, davon ich, insonderheit in Amsterdam, leben konnte, wo man einen Schiffer weit höher achtet, als einen Grotius oder Salmasius. Sie dürfen nicht denken, mein Herr, daß man mir in den Häusern, wohin mich bisweilen meine Landsleute führten, den vornehmsten Platz werde eingeräumt haben, welchen ich, als ein Candidat des Predigtamts, der bey dem Examine den besten Character erhalten, mir doch mit recht hätte zueignen können: Nein, ich mußte vielmehr öfters stehen, wenn die Bootsleute und mit Pech allenthalben beschmierte Schiffer sassen, und die Vermahnungen und Erinnerungen der Kaufleute in Amsterdam anhören, womit sie mich beständig quälten, und glaubten ihrer Pflicht, wozu sie gegen mich als einen jungen Menschen sich verbunden zu seyn achteten, ein Genüge zu leisten. Ich aber hörte sie und ihre Vermahnungen mit dem äussersten Verdrusse an. Denn ob ich

gleich selbst noch sehr jung war, so bildete ich mir doch fest ein, daß ich bereits so viel gefaßt, daß ich diesen thörichten Sittenlehrern selbst hätte Regeln vorschreiben können. Kurz, ich befand mich wie Herkules an einem Scheidewege, und wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. An der einen Seite stellte ich mir die Schande lebhafft vor, die ich gewiß zu erwarten hatte, wenn ich sobald wieder zu Hause anlangte. An der andern Seite aber sahe ich die Unmöglichkeit ein, mich länger in Holland aufzuhalten; denn ich merkte, daß ich von dem Gelde, welches ich noch hatte, nicht noch sechs Monate würde leben können, wenn ich meine Haushaltung auch noch so sparsam einrichtete. Zugleich war ich wegen meiner schwächlichen Gesundheit besorgt. Ich war mit einem stetswährenden Fieber befallen, wodurch ich nicht nur sehr abnahm, sondern auch sehr abgemattet ward. Alles dieses gieng mir so sehr zu Herzen, daß ich im Ernst auf die Rückreise nach meinem Vaterlande bedacht war. Ich stand auch bereichts im Begriff, meine Reise anzutreten, da mir mein Arzt, Ivan Brederock, dem ich mich anvertrauet hatte, den Rath gab, nach Aken zu reisen, weil die warmen Bäder bey langwierigen Krankheiten sehr zuträglich gehalten werden. Er brauchte nicht viele Mühe, mich zu überreden, weil ich selbst eine grosse Lust dazu bezeugte, und ich folgte demnach nicht so sehr dem Rathe meines Arztes, als meiner eigenen natürli-

chen Neigung, fremde Länder zu sehen. Ich trat also die Reise nach Deutschland in der gewissen Hoffnung an, daß meine Verwegenheit gut ablauffen würde; aber die Reise kostete mir wider mein Vermuthen so viel, daß ich nicht absehen konnte, wie ich wieder zurück kommen wollte. Insonderheit, da ich zu Ruremond einige Gulden für einen Paß ausgeben mußte. Ich besaß also, da ich in Aken anlangte, nicht einen Heller mehr, als sechs Reichsthaler und einen unnützen Reisepaß, den ich nicht ohne Verdruß lesen konnte. Mir schien derselbe einer Satyre ähnlicher, als einen Passe zu seyn, da er also eingerichtet war: Laissez passer & repasser le Garçon, Louis d' Holberg d' Amsterdam.

Ich bin öfters verachtet worden, weil ich sehr jung aussahe, und meine Reisegefährten nahmen einmal heimlich unter sich die Abrede, daß man mich zur Rede setzen müßte, warum ich bey so frühen Jahren mein Vaterland verlassen, da man doch nicht eher ausserhalb Landes zu reisen pflegte, bis man zu etwas reifferen Jahren gekommen. Sobald wir demnach in dem Gasthofe angekommen waren, so trug man diese Untersuchung einen Prediger auf, welcher eben daselbst befindlich war. Dieser setzte sich sogleich nieder, und befahl mit einer ernsthaften Stimme, daß ich näher zu ihm treten sollte. Hierauf redete er mich mit diesen Worten an: Hoer gy well, mancke! quando deseruisti studia tua. Hierüber ärgerte ich mich heftig, und ließ

denselben nicht weiter reden, sondern ich griff ihm mit einem so starken Heere von lateinischen Wörtern und Redensarten an, daß der arme Priester nicht länger aushalten konnte. Er legte den Augenblick sein Richteramt nieder, und sprang vom Richterstuhl auf, wobey er diese Worte ausrief: Die Heer ist en theologant, ick gratuleere myn Heer.

Wie ich nach zwey Jahren mich in England aufhielt, und zum Zeitvertreibe in dem Wirthshause eine Pfeiffe Toback rauchte, so schien dieses einem Bürger in London, der neben mir saß, und mich für einen sehr jungen Menschen hielt, so seltsam, daß er sich nicht enthalten konnte zu lachen und auszurufen: The boy will smoock Tobaco. Ein gleiches wiederfuhr mir in Frankreich, da ich schon Professor Extraordinarius war. Denn wie mein Wirth mit einem pariſischen Bürger sprach, und sich bey ihm wegen meines Alters erkundigte, so antwortete derselbe: C' est un Garçon de dix-huit ans.

Ich lebte drey Wochen zu Aken so sparsam, daß mich niemand der geringsten Verschwendung beschuldigen konnte. Aber damals trieb mich die Noth, eine That zu begehen, die ich weder vorher noch nachher jemals wieder begangen habe. Ich gedachte nemlich, weil ich nicht im Stande war, zu bezahlen, mich heimlich aus dem Staube zu machen. Ich packte deßwegen mein Geräthe zusammen, und gieng des Morgens sehr frühe zu einem hintern Thor hinaus.

hinaus. Weil ich aber annoch in diesem Stücke gar zu unerfahren oder mein Wirth zu wachsam war, so ward ich von meinem mißtrauischen Wirthe auf der Flucht ergriffen, und mußte ihm alles bis auf den letzten Heller bezahlen. Diese Begebenheit schwebte mir hernach eine lange Zeit sowol des Tages als des Nachts vor Augen. Sehr öfters kam es mir im Traum vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte, und mit Gewalt wieder ins Haus zurück zog.

Hierdurch ward meine Casse in so elende Umstände gebracht, daß ich die Rückreise nach Holland zu Fusse antreten mußte. Ich vollendete aber dennoch diese Reise mit einem aufgeräumtern Gemüthe, als ich sonst gewohnt war. Meine Gesundheit hatte gleichfalls zugenommen. Ob ich aber solche der beständigen Bewegung, oder dem warmen Bade zuzuschreiben habe, solches kann ich nicht sagen. Ich erfuhr damals, daß der Leib sich wohl befindet, wenn das Gemüth aufgeräumt ist. Meine Schatzkammer war ausgeleeret, und es war keine Hoffnung übrig, solche wieder anzufüllen. Dennoch war mein Gemüthe bey dieser Noth beständig ruhig und zufrieden. Ich durchsuchte alle Gassen und Winkel der Stadt Amsterdam, und wandte alle meine Beredsamkeit an, etwas Geld von den Wechslern zu erpressen. Ich war bereit, ihnen so viel Zinsen zu versprechen, als sie nur verlangten. Endlich traf ich einen an, welcher mir so viel vorstreckte,

daß ich damit wieder nach Hause kommen konnte. Hierdurch ward ich aller meiner Bekümmerniß auf einmal entlediget, und faßte den Entschluß, mich nach Norwegen zurück zu begeben. Nur in diesem Stücke war ich zweifelhafft, ob ich wieder nach Bergen gehen oder an einem andern Orte in Norwegen anländen sollte. In Bergen hatte ich zwar Anverwandte, von denen ich einige Beyhülfe erwarten konnte, aber ich sahe auch vorher, daß sie über meine thörichte Reise spotten würden. Denn in dem Vaterlande trifft es insonderheit ein, was der Poet sagt:

Nil habet paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

An andern Orten hatte ich dieses nicht zu befürchten. Wie ich alles reiflich überlegt hatte, so entschloß ich mich endlich, nach Christiansand zu reisen. Hieselbst richtete ich bald nach meiner Ankunft eine vertrauliche Freundschafft mit einem Studenten von Drontheim auf, welcher Christian Brixen hieß. Durch dessen Hülfe ward ich bey den vornehmsten Bürgern und Einwohnern bekannt; welche mir ihre Kinder in grosser Anzahl anvertraueten, solche in fremden Sprachen, insonderheit aber in der französischen Sprache zu unterweisen. Zu eben derselben Zeit lase ich eine kleine Schrifft, worinn der Verfasser durch sechzig Gründe erweisen wollen, daß man das weibliche Geschlecht nicht unter die Menschen rechnen könne. Diese

Einfälle gefielen mir ganz ungemein, weil solche neue und seltene Dinge mir überaus angenehm waren. Und weil ich diese Schrifft erstlich vor kurzer Zeit gelesen, und also noch alles im Gedächtniß hatte, ja fast auswendig hersagen konnte, so fieng ich an, bey einer jeden Gelegenheit diese Materie auf die Bahn zu bringen, und meine Ketzerey in der ganzen Stadt auszustreuen. Im Anfange geschahe es nur zum Scherz und Zeitvertreib: Wie sich aber einige mit Ernst dagegen setzten, und diese schmäliche Ketzerey auf alle Art zu dämpfen suchten, so vertheidigte ich auch meine Meynung mit einem desto grösserem Eifer. Meine vornehmsten und stärksten Gegner waren die Söhne des vorigen Bischofs in Christiansand. Ihre Schwester war ein sehr wohlgebildetes Frauenzimmer, und weil sie glaubten, daß derselben das größte Unrecht wiederführe, wenn man sie nicht unter die Menschen rechnen wollte, so nahmen sie sich dieser Sache mit einem unglaublichen Eifer an. Wie ich aber nachher erfuhr, daß man allenthalben in der Stadt übel von mir redete, welches auch so weit gieng, daß eine Magd auf der Gasse mit Fingern auf mich wies, und sagte: Sehet, dorten gehet der Kerl, welcher uns die Thüre des Paradieses zuschliessen will, so ließ ich nicht nur meine ehemalige Ketzerey fahren, sondern, damit ich auch zeigen möchte, wie sehr mir mein voriger Irrthum zu Herzen gienge, so bemühete ich mich bey aller Gelegenheit,

den Ruhm des Frauenzimmers auszubreiten. Hierdurch trennete ich nicht nur diejenigen glücklich, welche sich gegen mich verschworen hatten, sondern ich fand auch Gelegenheit, weil ich die Musik verstand, mich bey dem vornehmsten Frauenzimmer an diesem Orte in ein gutes Ansehen zu setzen, welche ich wegen ihrer Höflichkeit, Sittsamkeit und wegen ihres artigen Wesens allen Jungfern in ganz Norwegen vorzog.

Wie ich mich einige Wochen in Christiansand aufgehalten hatte, so nahm mich ein Prediger, mit dem ich verwand war, in sein Haus, woselbst ich auch den ganzen Winter blieb. Damit ich mich aber einigermassen dankbar erzeigen möchte, so lehrte ich meinen Wirth die Grundsätze der englischen Sprache. Meine geringe Erkenntniß, die ich in drey oder vier fremden Sprachen hatte, erwarb mir einen grossen Namen in Christiansand. Wie ich einmal durch die Stadt spatzieren gieng, so hörte ich, daß zweene Knaben, welche nicht weit von mir waren, zu einander sagten, dieses ist der gelehrte Mann, welcher so viele Sprachen verstehet, und französisch, italiänisch, polnisch, moscowitisch und türkisch reden kann. Ich war also hier eben so berühmt, wie Mithridates, König in Pontus, von dem die Geschichte melden, daß er zwey und zwanzig Sprachen fertig reden können.

Die Anzahl derjenigen nahm täglich zu, welche sich von mir in fremden Sprachen unterweisen liessen. Ich hatte zugleich die Ehre, Personen vom ersten Rang darinn zu unterrichten. Unter diesen befand sich auch der Commendant der Stadt, Herr von Nostitz, welcher nachher in rußische Dienste gegangen, und einer der grösten Generale zu unsern Zeiten geworden ist. Hierdurch rettete ich mich nicht nur aus allen meinen Schulden, sondern ich hatte auch im Anfang des Frühjahrs noch zwölff Reichsthaler übrig. Mein Verdienst ward aber nicht wenig durch die Ankunfft eines holländischen Kaufmanns verringert, welcher in seinem Vaterlande so grosse Schulden gemacht hatte, daß er seine Güter verlassen, und nach Norwegen flüchten mußte. Dieser kam auch nach Christiansand, und erbot sich, für einen sehr geringen Preis die französische Sprache zu lehren, da ich doch glaubte, diese Freyheit allein zu haben. Wie ich hörte, daß seine Wissenschafft in diesem Stücke nicht die stärkste sey, so hatte ich Lust, mit meinem Gegner anzubinden. Es war die Zeit und der Ort festgesetzt. Wir erschienen beyde, und stritten in Gegenwart unserer beyderseitigen Schüler; aber wir schieden mit gleichem Glücke voneinander. Ich brachte ihm norwegischfranzösische Stösse bey, welche er mit französischholländischen ausparirte, und ich glaube nicht, daß die französische Sprache jemals so sehr als in diesem Streite mißgehandelt

delt worden. Denn wir redeten beyde bereits ohnedem sehr schlecht und unverständlich, und nun verstellte die Hitze in diesem Zweykampf unsere Sprache noch weit mehr. Wie wir aber in diesem Streite unsere Unwissenheit an beyden Theilen wahrnahmen, so hielten wir es am rathsamsten zu seyn, unsern Zorn, der uns beyden gleich schädlich war, fallen zu lassen, und eine genaue Freundschafft aufzurichten. Es ward also die Herrschafft unter uns beyden, wie unter dem Cäsar und Pompejus, getheilt, und anstatt der vorigen Monarchie ward nunmehro ein Duumvirat aufgerichtet. Ich nahm an meinem Theil die Friedenspunkte sehr genau in acht, insonderheit, da ich den Entschluß gefaßt hatte, bey herannahenden Frühling eine Reise nach England vorzunehmen. Zu meinem Reisegefährten erwählte ich den Studenten, Christian Brix, von dem ich bereits vorher gesagt habe. Er war zwar eben nicht reicher als ich; es lebte aber seine Mutter in Drotheim noch, welche im Nothfall Hülffe leisten konnte.

Wir traten diese Reise auf einem Schiffe an, welches eben damals bey Arendahl segelfertig lag, und gelangten nach einer viertägigen Schiffahrt bey Gravesand an, welches ein Seehafen ist, am Ausfluß der Themse. Weil wir keine Lust hatten, länger zu segeln, so liessen wir unser Zeug auf dem Schiffe, und giengen zu Fuß nach London. Ich erinnere mich, daß ich damals

mals von einem Engländer gefragt worden, der entfernt in dem Lande wohnte, und nun nach Gravesand gekommen war, was es doch für eine Beschaffenheit mit Norwegen hätte, welches er für eine Stadt in Schweden hielte. Ich glaubte, daß er dieses nur so hersagte, ohne sich recht zu besinnen; allein, es sind mir hiernächst öfters solche lächerliche Fragen in England vorgelegt worden. Ja ich habe auch bey den meisten klügsten Völkern, als den Franzosen, Italiänern und Engländern eine solche Unwissenheit, in Absicht auf die nordischen Sachen, wahrgenommen. In Paris war ein Priester, welcher durchaus nicht zugeben wollte, daß die nordischen Völker getaufft würden. Ein Sachwalter bey dem höchsten Gericht in Paris verlangte von mir zu wissen, ob nicht der nächste und bequemste Weg nach Dännemark durch die Türkey gehe. Ein andrer wollte wissen, ob diejenigen, welche nach Norwegen segeln wollten, nicht zu Marseille, einem Hafen am mittelländischen Meere, zu Schiffe gehen müßten. In Rom traf ich einen jungen Menschen aus Piemont an, welcher nicht glauben wollte, daß ich aus Norwegen gebürtig sey. Der Grund dieses Unglaubens war, weil er in einer Reisebeschreibung, die er zu Hause hätte, gelesen, daß die Normänner ganz ungestalt wären, und nicht nur Schweinsaugen, sondern auch Mäuler hätten, die ihnen bis an beyde Ohren reichten. Man sieht daraus, daß

diese Völker sich nur um solche Dinge bekümmern, die bey ihnen vorgehen, und fremde Dinge nicht achten. Wir hingegen verachten alles, was einheimisch ist, und das fremde scheint uns allein schön und nachahmungswürdig zu seyn. Sie legen sich nur auf ihre Muttersprache, und geben sich um andre Sprachen keine Mühe. Bey uns zeigt sich gerade das Gegentheil. Wir bemühen uns, fremde Sprachen zu lernen, und verachten unsre eigne Muttersprache. Wenn ein Engländer den Entschluß gefaßt hat, ausserhalb Landes zu reisen, so reiset er zuförderst sein eigen Vaterland durch, und macht sich dasselbe bekannt, ehe er fremde Länder siehet. Wir aber bekümmern uns nicht um unser Vaterland, sondern reisen in unsern jungen Jahren gleich ausserhalb Landes. Wir verliessen Gravesand, und giengen zu Fuß nach London. Auf dem Wege war ich meines Gefährten Dollmetscher. Derselbe konnte mit den Engländern nicht anders als durch Geberden reden, und stellte sich dabey ärger an, als ein Gauckler. In London hielten wir uns nicht lange auf, sondern begaben uns gleich nach Oxford, wo wir, ob wir gleich nicht viel Geld übrig hatten, uns dennoch, durch Erlegung einiger Kronen, einen freyen Zutritt zu der Bibliothec verschafften. Denn es wird niemanden der Gebrauch dieses vortreflichen Büchervorraths verstattet, wo er nicht vorher eingeschrieben worden, und einen

Eyd

Eyd abgelegt hat. Wir wurden also unter die Mitglieder der Academie zu Oxford aufgenommen. Unsre wenigste Sorge aber war dahin gerichtet, die Codices nachzusehen, oder aus den alten Handschrifften etwas auszuzeichnen; sondern unsre einzige Bemühung war, wie wir der uns drohenden Armuth vorbauen wollten. Mein Gefährte gab sich deßfalls für einen Musicum aus, und ich nahm den Namen eines Grammatici an; aber er war leider eben so wenig ein Meister in seiner Kunst, als ich in der meinigen, und deßfalls konnten wir nicht hoffen, daß wir durch unsere Künste viel bey einem Volke verdienen würden, welches sich nicht bey der Schale allein aufzuhalten pflegt. Wir lebten deßwegen auch so sparsam zu Oxford, daß wir nur um den vierten Tag Fleisch assen, an den andern Tagen aber uns mit trocknen Speisen begnügen liessen. Ich befand mich bey diesen Umständen immer gleich munter und aufgeräumt, denn meine Kräfte, welche durch den Ueberfluß geschwächt werden, nehmen durch die Mäßigkeit zu. Allein, mein Gefährte, welcher nicht gewohnt war, ein so strenges Leben zu führen, nahm so sehr ab, daß er einem, der das Fieber sehr lange gehabt, nicht unähnlich sahe. Er ärgerte sich, so oft er hungrig war, über seine Thorheit, daß er sich ausserhalb Landes begeben hatte, insonderheit bedauerte er, daß er das Geld, um sich der Bibliothec zu bedienen, so unnütz und unbedachtsam ausgege-

ben, welches doch nun weit besser könnte angelegt werden. Er nahm sich unsre bedrängten Umstände so sehr zu Herzen, daß er den Umgang mit andern Menschen scheuete. Ich wendete allen möglichen Fleiß an, ihn zufrieden zu stellen, und suchte ihn insonderbeit durch den Scherz des Bions aufzurichten: Es ist thöricht, sich aus Gram die Haare auszureissen, als wenn durch eine kahle Platte der Schmerz gelindert würde. Aber es war alles vergebens. Wie wir endlich nicht einen Heller mehr hatten, so liessen wir unser Zeug zu Oxford, und giengen zu Fuß wieder nach London. Hieselbst erhielte mein Gefährte, nachdem ein Kaufmann aus Drontheim für ihm Bürge geworden war, bey einem Wechsler Geld, und war nunmehro einzig und allein darauf bedacht, wie er seinen Leib pflegen, und dasjenige wieder ersetzen möchte, was er vorher versäumt hatte. Er nahm auch in kurzer Zeit ungemein zu, und derjenige, welcher vor einem Monate mit eingesunkenen Augen, einem magern und eingefallenen Cörper Oxford verlassen hatte, kam nun mit einem dicken Bauche und ganz munter wieder zurücke. Wie wir wieder in Oxford angekommen waren, so wollte uns unsre vorige eingezogene Lebensart nicht länger gefallen. Wir zogen deßwegen in ein Wirthshaus, wohin viele Studenten, die sich in Oxford aufhielten, zu kommen pflegten. Hier wurden wir in einer kurzen Zeit mit ihnen allen bekannt, und mit einigen

richte-

richteten wir eine vertraute Freundschafft auf. Ein Schottländer, welcher bisher unser aufrichtiger Freund gewesen war, fieng von der Zeit an, kaltsinnig gegen uns zu werden. Wir wußten eine lange Zeit nicht, woher diese Veränderung rühren möchte. Wie wir uns endlich darnach erkundigten, so sagte er zu uns auf eine überaus redliche Art: Wir würden wohl thun, wenn wir ein andres Haus zu unserem Aufenthalt erwählten. Es sey wohlgesitteten Studenten unanständig, in einem Wirthshause sich aufzuhalten. Zum wenigsten sey es zu Oxford nicht gebräuchlich. Es ist wohl nicht leicht eine Academie, wo die Studirenden eine solche Ehrerbietung gegen die Obrigkeit und gegen die Gesetze bezeugen, und wo sie so ehrbar, anständig und christlich leben, als zu Oxford. Auch die geringsten Fehler werden daselbst aufs schärfste bemerkt, verbessert und bestraft. Deßwegen ist es der studirenden Jugend eben so nützlich, wenn solche nach Oxford geschickt wird, als es derselben schädlich ist, wenn man sie nach andern hohen Schulen sendet, wo die jungen Leute zwar in den Wissenschaften unterrichtet werden, aber auch zugleich in ein höchst unordentliches Leben verfallen. Wenn man nach zehn Uhr des Abends auf der Gasse gehet, so sollte man fast nicht denken, daß man in einer Stadt sey, sondern man sollte vielmehr glauben, man befinde sich in einer Einöde, so ruhig und stille ist alles. Denn um diese Zeit geht die Policey in alle Gassen und Winkel, und bricht auch in die

Wirthshäuser ein. Wird ein Student daselbst angetroffen, so wird er scharf gestraft. Hieran aber sind, welches in der That lächerlich ist, die Doctores und Magistri nicht gebunden. Diese haben die Freyheit, in den öffentlichen Weinhäusern zu sitzen, und wenn sie wollen, bis an den hellen Morgen zu trinken, recht, als wenn sie durch die academischen Ehrenstellen zugleich die Freyheit erlangten, öffentlich zu disputiren und zu trinken. Daher rühret es, daß alle diejenigen, welche Liebhaber vom Zechen sind, sich aus allen Kräfften bestreben, eine von den angeführten Ehrenstellen zu erhalten, weil damit solche ansehnliche Freyheiten verknüpft sind. Wenn dieses auf andern hohen Schulen auch eingeführt wäre, so dürften sich vielleicht noch weit mehrere nach den höchsten academischen Würden bestreben, und man würde endlich auf der Gasse vor der Menge graduirter Personen nicht fortkommen können. Zu einer Ursache, warum man eine so sonderbare Einrichtung gemacht, giebt man in Oxford an, weil es zu vermuthen sey, daß diejenigen, welche wegen ihrer Gelehrsamkeit zu academischen Würden erhoben worden, von selbst geneigt seyn würden, solche Laster zu fliehen, von denen andre durch Strafen müßten abgehalten werden. Deßwegen trinken auch die meisten, welche noch nach zehn Uhr zu zechen Lust haben, unter der Anführung eines Magisters. Es ist öfters geschehen, daß die Policey Studenten in unserm Hause angetroffen.

troffen. So oft sie aber unter der Anführung eines Magisters trunken, so antworteten sie unerschrocken: We are in company with Master of arts. Und dadurch ließ sich die Policey abwe sen. Uebrigens ist es in Oxford in diesem Stücke wie ehedem in Lacedämon beschaffen, daß man den alten Personen mit grosser Ehrerbietung begegnet. Es ist kein Ort, wo man diejenigen, welche ein hohes Alter erreicht haben, so ehrwürdig hält, als hier, und man siehet sie fast als Orakel an. Deßwegen giebt man auch mehr auf dasjenige Acht, was ein alter Student, als was ein Doctor oder Professor sagt. Wenn meine Absicht wäre, in dieser keinen Schrifft alles ausführlich und vollständig zu beschreiben, so könnte ich von einigen Anordnungen und Einrichtungen verschiedene Nachrichten beybringen, die dieser hohen Schule vor allen andern eigen sind, und welche Sie, mein Herr, nicht ohne Vergnügen lesen würden. Weil ich mir aber nur vorgenommen habe, mein Leben aufs kürzeste zu beschreiben, so will ich mich in keine Nebenumstände einlassen, sondern blos bey meinem Hauptzwecke bleiben.

Wir hatten nach unserer Rückkunft von London ohngefehr einen Monat mit dem größten Vergnügen in Oxford zugebracht, da mein Gefährte einen Brief von seiner Mutter nebst dem Befehl erhielt, daß er sich nach London begeben und daselbst unter der Aufsicht des Magisters, Georg Ursius, Predigers an der dänischen

Kirche, leben sollte. Er durfte aus Furcht dem Befehl seiner Mutter nicht ungehorsam seyn, deßwegen verließ er mich, und reisete gleich nach London. Hierdurch ward ich in neue Bekümmerniß gesetzet, und die Wunde, welche kaum geheilet war, ward wieder aufgerissen. Das einzige, womit ich mich tröstete, bestand darinn, daß ich mit einigen Studenten in Oxford bekannt geworden, welche allenthalben meine grosse Wissenschaft in den ausländischen Sprachen und in der Music ausbreiteten, und durch das grosse Lob, welches sie mir beylegten, so viel ausrichteten, daß viele ihre Informatores abschaften, und mich wieder annahmen, den sie für den allerbesten Sprachmeister und Musicanten in der ganzen Stadt hielten. Aber ich kann es selbst nicht sagen, ob meine Wissenschaft in den Sprachen oder in der Music grösser war. Einige wenige von meinen Schülern, welche die Klügsten waren, sahen meine Schwäche ein, aber sie waren dabey so edelmüthig, daß sie mich nicht verriethen. Am meisten kam mir die Unbeständigkeit meiner Schüler zu statten, welche meistentheils gleich nach Verlauf des ersten Monats, und wenn sie kaum die Grundsätze gefaßt hatten, wieder aufhörten. Dadurch ward meine Schwäche verborgen, und man hielt mich immer für einen gelehrten Mann. Ich hatte aber auch noch ausserdem einen Vortheil dabey, weil ich nach der alten und preiswürdigen Gewohnheit, für den ersten Monat

doppelt bezahlt ward, welches sie die Introduction Entrance nennen. In der Music aber nahm ich dadurch, daß ich solche andern wieder beybrachte, so sehr zu, daß man mich für den größten Meister auf der Flöte in der ganzen Stadt hielt. Ich ward auch in ein Concert aufgenommen, welches alle Mittwochen in Oxford gehalten, und the musical clubb genannt wird. Man räumt niemanden die Ehre eines Mitgliedes in dieser Gesellschaft ein, wo er nicht vorher eine Probe abgelegt hat. Ich that dieses auch, und wie meine Probe bey allen Anwesenden Beyfall fand, so ward ich zuletzt unter die würdigsten Mitglieder dieser Gesellschaft gerechnet.

Ich blieb nach meines Gefährten Abreise noch funfzehen Wochen in Oxford, in welcher Zeit ich recht prächtig lebte, da ich sowol Mittags als Abends bey denen, die auf den Collegiis wohnten, zu Tische geladen ward, welches die Studenten in Oxford nennen take common. Eine ganze Zeit hieß ich in Oxford nicht anders, als myn Heer, und hiezu hatte mein Barbier Gelegenheit gegeben. Dieser hielte mich und meinen Gefährten für Deutsche, und damit er zeigen möchte, daß er deutsch reden könnte, ob er gleich nichts mehr, als dieses wußte, so nannte er uns allezeit myn Heer, weil er unsere rechte Namen nicht wußte. Dieses hatten andere gehört, und glaubten, daß es unser rechter Name sey, deßfalls nennte man mich eine lange Zeit nicht anders, als myn Heer. Und weil

diese Benennung nichts schimpfliches in sich enthielt, so wollte ich ihnen auch diesen Irrthum nicht benehmen. Vielleicht wäre auch mein rechter Name niemals bekannt worden, wenn ich nicht ohngefehr einen Studenten, welcher Holber hieß, angetroffen hätte. Zu diesem sagte ich zuerst, daß wir einen Namen führten. Und weil unsere Gemüther auch miteinander übereinstimmten, so richteten wir eine vertrauliche Freundschafft auf. Ich sagte öfters im Scherz zu ihm, daß wir beyde vielleicht noch aus einem Geschlechte entsprossen seyn könnten, und daß er vielleicht von einem meiner Vorfahren abstammte, der mit dem König Canut dem Grossen nach England hinüber gekommen wäre.

Ich muß gestehen, daß ich den Einwohnern in Oxford aufs höchste verbunden bin. Von den vielen Proben der Güte und Freygebigkeit, welche sie gegen mich spüren lassen, will ich allein eine einzige anführen. Ich hatte mich bereits zwey Jahre in Oxford aufgehalten, und mußte nun auch einmal wieder auf die Rückreise nach meinem Vaterlande bedacht seyn. Kurz vor meiner Abreise besuchte mich einer von dem Collegio der Maria Magdalena. Nachdem er sich nebst mir von der andern Gesellschafft entfernet hatte, so sagte er, ich möchte mich nicht schämen, sondern ihm frey entdecken, in was für einem Zustande sich meine Casse befände. Er versprach mir zugleich im Namen des ganzen

zen Collegii ein ansehnliches Reisegeld, wenn ich es nur annehmen wollte. Ich ward über diesen Antrag und über eine so unerwartete Freygebigkeit so bestürzt, daß ich ihm nicht gleich antworten konnte; weil ich aber noch so viel Geld übrig hatte, als ich zu meiner Rückreise brauchte, so schlug ich seinen Antrag mit dem verpflichtesten Danke ab. Sie werden hierbey zweifelhafft seyn, mein Herr, ob Sie mehr die Edelmüthigkeit dieses Freundes, oder meine Großmuth bewundern sollen, mit welcher ich das Anbieten abschlug. Diese kleine Schrifft erlaubt mir nicht, die grossen Gefälligkeiten stückweise zu erzehlen, welche ich von den Einwohnern in Oxford empfangen habe. Ich gestehe es, die Engländer bilden sich zu viel auf ihre Tugenden ein, und ich habe es bey den meisten, mit denen ich umgegangen bin, bemerkt, daß der Stolz ein Hauptfehler dieser Nation ist. Aber diesen Fehler muß man billig bey ihnen entschuldigen, wenn man die andern herrlichen Eigenschafften betrachtet, die man bey ihnen wahrnimmt. Ich habe ihnen niemals geheuchelt, ob ich gleich merkte, nachdem ich die Nation habe kennen gelernet, daß man durch schmeicheln alles von ihnen erhalten konnte. Dieses Laster aber habe ich jederzeit verabscheuet. Ich war bey den Einwohnern in Oxford blos wegen meines ehrbaren und stillen Lebens, wegen meiner guten Sitten, und insonderheit wegen meines aufgeweckten Wesens beliebt, woran

die Engländer, weil sie selbst munter sind, einen grossen Gefallen finden, hauptsächlich, wenn sie sehen, daß der Scherz mit Witz verbunden ist. Sie glaubten auch, ich sey ein Prediger, oder wenigstens ein Diaconus, weil sie in dem Zeugnisse, daß mir die theologische Facultät ertheilet, gelesen hatten, modo nihil sacro ordine indignum designauerit. Deßwegen fiengen diejenigen, welche meine guten Eigenschafften allenthalben ausbreiteten, ihre Lobrede insgemein mit diesen Worten an: This gentleman is in order. Einige bildeten sich auch ein, ich sey ein rechter Held in der Gottesgelahrtheit, weil ich die Gründe der Gegner und die Einwendungen derselben so hurtig und geschickt beantworten konnte. Die Engländer lassen sich nicht gern in Streitschrifften ein, aber in der Philologie, in der Auslegungskunst, in der Kirchengeschichte und in den Kirchenvätern besitzen sie eine grosse Stärke. Man muß billig einen Unterscheid unter den Wissenschften und deren Anhänger machen. Einige sind gründlich, andre fallen mehr in die Augen. Einige scheinen nur gelehrt zu seyn, andre sind es in der That. Andre Völker wenden alle ihre Zeit auf Streitschrifften und auf die Historie der Gelahrtheit, und bringen so viele Lehrbegriffe, Auszüge und Nachrichten ans Licht, daß sie dadurch in einer kurzen Zeit und auf eine sehr bequeme Art Polyhistores werden. Ein Engländer aber sieht eine Sache tiefer ein, und übereilt sich nicht. Er

ist also schon vorher gelehrt, ehe er es zu seyn scheinet. Ich glaubte selbst, daß ich nur schlecht und gezwungen Latein redete, aber die Engländer legten mir das Lob bey, daß ich zierlich und fertig redete. Sie üben sich so wenig darinn, daß ich zu der Zeit nicht mehr als einen einzigen, nemlich den Doctor Smalrich, fand, welcher einigermassen gut Latein redete. Auch nicht einmal der Bibliothecarius Hudson konnte mit dem Lateinreden fertig werden, welchen man doch für einen der grösten Philologen zu den damaligen Zeiten hielte. Die Studenten in Oxford üben sich wohl bisweilen im Disputiren, aber sie stammlen sehr, und wenn sie einen Fremden wahrnehmen, so setzt sie dieser Anblick nicht nur in eine grosse Verwirrung, sondern sie hören bisweilen gleich auf, weil sie denselben nicht als einen Zuhörer, sondern vielmehr als einen strengen Richter ansehen.

Endlich verließ ich Oxford, und reisete nach London, woselbst ich alles in Augenschein nahm, was merkwürdig war, und was man ohne Geld sehen konnte. Ich besahe auch nebst einem Freunde, welcher Peter Holm hieß, den Ort, wo sich die Anabaptisten zu versammlen pflegten. Wir kamen eben zu einer solchen Zeit dahin, da sie im Begriff waren, ein altes Weib umzutauffen. Mein Freund hatte allemal einen Hund bey sich, und weil derselbe mehr zur Jagd als zu den Kirchengebräuchen der Anabaptisten gewohnt war, so ward er

hitzig,

hitzig, wie man das Weib ins Wasser tauchte, und wäre gewiß auch ins Wasser gesprungen, wenn ihn sein Herr nicht an dem Halsband zurück gehalten hätte. Hiedurch wendete er zwar ein grosses Unglück von uns ab, dennoch aber liessen die Anabaptisten dieses nicht ganz ungestraft hingehen, sondern sie belegten uns mit vielen Schwähworten und trieben uns aus ihrer Versammlung.

Endlich begab ich mich auf ein Schwedisches Schiff, und langte, nachdem wir fünf Tage auf dieser Reise zugebracht hatten, glücklich zu Helsingör an, von welchem Orte ich zu Lande nach Kopenhagen gieng. Ich befand mich damals sehr wohl, ausser daß ich keinen Wein trinken konnte, welcher mein Geblüt in eine gar zu grosse Wallung brachte. Dieses war mir auch in dieser Absicht zuträglich, weil ich nicht sonderlich mit Gelde versehen war: Aber von andern, die mich kannten, ward mir dieses übel ausgelegt. Einige hielten mich für thöricht, und glaubten, ich hätte es verschworen; andre suchten mich durch weitläuftige und ungereimte Vermahnungen zu überwinden, und stellten mir vor, wie zuträglich dieses meinem schwachen Cörper seyn würde, wenn ich täglich Wein trünke. Ich antwortete ihnen aber, daß die Beschaffenheit meines Cörpers mir am besten bekannt sey, und daß ich, wenn ich anders gesund seyn wollte, nicht nur die Unmäßigkeit fliehen, sondern auch noch von dem abkürzen

müßte,

müßte, was die Nothwendigkeit erfordert. Diese Strittigkeiten, wodurch sie mich täglich ermüdeten, machten mich in dieser Materie so erfahren, daß ich, wenn ich einmal öffentlich disputiren sollte, die Materie von der Kraft und Würkung des Weins und Biers erwählen würde: Ich ward in diesem Stücke denen ähnlich, die von einer Religion zur andern übertreten, denn da diese Leute am meisten von den Gliedern der Kirche angefochten werden, von welchrr sie abgefallen sind, so setzen sie sich am meisten in den Glaubensartikeln feste, die sie abgeschworen haben. Sie können leicht erachten, mein Herr, wie sehr ich durch solche abgeschmackte Reden geplagt worden, da sie wissen, wie sehr mir solche so oft aufgewärmte Sachen verhaßt sind, und daß mir auch die allerartigste Erzehlung zuwider ist, wenn man mir solche mehr als einmal erzehlet.

Damit ich aber in meiner Lebensbeschreibung weiter fortfahre, so befand ich mich zwar wohl und gesund, aber meine Casse war ausgeleeret. Es schien mir, mit meiner Ehre zu streiten, einen Schulmeister abzugeben, da ich vor kurzer Zeit prächtig gelebet hatte. Kurz, ich war arm und hochmüthig. Wie ich aber endlich gar kein Mittel wußte, wie ich mich forthelfen sollte, so viel ich auf eine edle Erfindung, ohne Kränkung meiner Würde mein Brod zu erwerben. Ich verwandelte mein Zimmer in einen Hörsaal, und meinen Stuhl in eine Ca-

theder,

theder, und lud die Convictoristen durch gelehrte lateinische Zettel zu meinen Vorlesungen ein. Ich versprach ihnen, keine Sprachen vorzutragen, sondern ihnen einen rechten Schatz von ausländischen Seltenheiten mitzutheilen. Sie liessen sich durch die prächtigen Zusagen einnehmen, und kamen in grosser Anzahl in meinen Hörsaal. Sie hörten auch alles mit grosser Aufmerksamkeit an, was ich ihnen sagte, und schrieben alles sorgfältig auf. Wie ich aber meine Bezahlung haben sollte, so hatten sie die Kunst gefast, sich unsichtbar zu machen, daß ich mit dem Poeten ausruffen mußte:

Nec frugem segetes præbent, nec pabula terræ.

Die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit einerndte, bestand darinn, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn ich ihnen auf der Gasse begegnete, welches zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth ward dadurch nicht abgeholfen.

Wie ich endlich merkte, daß der Hochmuth meinen Umständen gar nicht zuträglich war, so fieng ich wieder an zu philosophiren, wie die meisten von meinen Landsleuten zu thun pflegen, wenn keine Hoffnung weiter vor ihnen übrig ist, fortzukommen, und wenn ihnen alle Wege zur Beförderung verschlossen sind. Auf solche Art ward ich wenigstens nach meinen Gedanken ein Philosophe, und nahm die Gestalt eines

Schul-

Schulmeisters wieder an, wodurch ich mich, ob es gleich mit keiner sonderlichen Ehre verknüpft war, wieder einigermassen forthalf. Doch war mein Schulmeisteramt von keiner langen Dauer. Der vor kurzer Zeit verstorbene Staatsrath, Paul Winding, wollte seinen jüngsten Sohn, Andreas Winding, nach Deutschland reisen lassen, und weil derselbe eines Reisegefährten bedürftig war, so fiel die Wahl auf mich, ob er mich gleich vorher nicht kannte.

Wir reiseten gerades Weges nach Dresden; woselbst Herr Winding bey dem Baron von Löwendahl, dem er empfohlen war, bleiben sollte; deßfalls erhielt ich auf das höflichste meinen Abschied. Auf der Reise begegnete uns nichts merkwürdiges, als daß wir zu Braunschweig, wie wir des Morgends sehr frühe wegreisen mußten, unsern Kuffer mit allen unsern Kleidern vergassen, welcher aber nach einigen Wochen unbeschädigt bey Winding in Dresden anlangte. Wir mußten auf dieser Reise ganze Nächte wachen, und wenn man uns einige Stunden zur Ruhe gönnte, so verfielen wir in einen so tiefen Schlaf, daß man uns kaum ermuntern konnte. Und deßwegen wundere ich mich, daß wir unser ander Zeug, welches wir bey uns hatten, ja unsre Beinkleider nicht auch vergessen haben. Wer mit der Post in Deutschland fahren will, der muß fleißig Caffee trinken, dadurch können auch die, welche am

meisten zum Schlaf geneigt sind, munter erhalten werden, wo sie nicht die Kunst zu schlafen so wohl gelernet haben, daß sie auf dem Wagen schlafen können, ohne durch die beständige Bewegung aufgeweckt zu werden; welches die Postknechte sehr wohl verstehen, die zu gleicher Zeit fahren und schlafen. Man kann sich auf der ganzen Reise keinen ruhigen Schlaf versprechen, weil man unter der Nacht und dem Tage nicht den geringsten Unterscheid macht.

Wie ich den Herrn Windig in Dreßden verlassen hatte, so gieng ich nach Leipzig. Hier traf ich einen von meinen Landsleuten an, welcher Fleischer hieß, und nunmehro Probst zu Altona ist. Er war ein sehr aufgeweckter Kopf, und weil ich jederzeit an muntern Einfällen einen grossen Gefallen gehabt, so durfte er mich nicht lange bitten, daß ich mich einige Zeit bey ihm aufhalten möchte. Wir besuchten die Collegia fleißig, wiewol nicht in der Absicht, etwas daraus zu lernen, sondern blos uns über die Lehrer und deren Vortrag aufzuhalten. Wenn wir nach Hause kamen, so beurtheilten wir mit einem Muthwillen, welcher der Jugend eigen ist, dasjenige, was wir gehört und aus dem Vortrage der Lehrer aufgezeichnet hatten. Aus dieser Ursache besuchten wir am fleißigsten die Vorlesungen des Magister Strivels, welcher jederzeit allerhand lächerliche und ungereimte Dinge vorzubringen pflegte. Er gab sich einmal Mühe, zu erweisen, daß die Seligen Mit-

tags

tags und Abends Mahlzeiten im Paradiese hal-
ten würden. Zu einer andern Zeit hielte er
in dem zierlichsten Latein eine Leichenrede über
seine Handschuh, die ihm den Tag vorher von
seinen Zuhörern gestohlen worden. Wir be-
sahen übrigens alles aufs genaueste, was auf
dieser berühmten Academie merkwürdig war;
wir besuchten auch die meisten Gelehrten, und
unter andern insonderheit, Cyprian, Rechen-
berg, Börner und Menke, bey denen uns alle-
mal der Zutritt offen stand. Die Gelehrten in
Deutschland sind gegen die Fremden so höflich,
daß man sie nicht genung deßwegen rühmen
kann. Von Leipzig gieng ich nach Halle. Die
Kürze der Zeit erlaubte mir nicht, jemanden
von den öffentlichen Lehrern zu besuchen. Doch
sprach ich den berühmten Thomasius. Ich
ward aber durch seinen Umgang nicht sonderlich
erbauet. Denn er sprach nur von der rauhen
Jahrszeit, von der kalten Luft und andern
allgemeinen Dingen, und hielte es nicht für
nöthig, mit einem Jünglinge von wichtigern
Dingen zu reden.

Wie ich wieder nach Braunschweig kam,
so hörte ich, daß der Kuffer, welcher ehedem von
mir vergessen worden, weggesandt sey; was
aber nicht so viel werth war, das fand ich alles
in meinem Quartier unbeschädigt wieder. Un-
ter andern Sachen traf ich auch meine mit Bä-
renfellen gefütterten Stiefeln an, welche mir
bey dem gleich darauf folgenden harten Winter

sehr gute Dienste leisteten. Denn ich war kaum von Hamburg nebst andern weggereiset, so fieng die Kälte an so stark zuzunehmen, daß wir dieselbe kaum ertragen konnten, ob wir uns gleich mit allem, was zu dieser Jahreszeit um der Kälte zu widerstehen, erfordert ward, aufs beste versehen hatten. Ich war krank, und dazu waren mir die vielen Kleider, worinn ich mich eingehüllet hatte, sehr beschwerlich, die mich überdem so unaestalt machten, daß man mich eher für eine Mißgeburt, als für einen Menschen hätte halten sollen. Niemand aber unter allen meinen Reisegefährten empfand die Kälte so stark, als ein schwedischer Capitain, welcher vor kurzer Zeit von Paris zurückgekommen war, und sich auf französisch gekleidet hatte. Er fluchte heftig auf seine seidenen und leichten Kleider, welche er herzlich gerne mit einem grönländischen Peltz, oder einen andern warmen Mantel vertauscht hätte. Es war einem jeden verdrießlich, mit ihm umzugehen, und ob er sich gleich für allen andern Reisegefährten, allein zu mir hielt, so scheuete ich ihn doch am meisten. Und weil er noch überdem sehr ruhmräthig und von seinen grossen Eigenschaften sehr eingenommen war, so wurde er mir ganz unerträglich. Uebrigens war er doch nicht ganz ungeschickt, und zu gewissen Zeiten nahm man etwas von ihm war, welches zu erkennen gab, daß er von keiner geringen Herkunft seyn müßte. Er redete einige Sprachen

fertig,

fertig, und hatte auch in der Music eine ziemliche Wissenschaft. In den Geschichten war er auch nicht ganz unerfahren, ob man gleich aus seinen Erzehlungen abnehmen konnte, daß er in denselben nicht gründlich war, weil er die Zeiten und Umstände sehr öfters miteinander verwechselte. Wie die Post einmal des Abends still lag, so geriethen wir in ein Gespräch von den grossen Thaten der alten römischen Helden. Hierauf fieng er an, um seine Weisheit auch hören zu lassen, die Tugend und Tapferkeit des Marcus Curtius folgendermassen zu rühmen: Wie die Erde mitten auf dem Markte zu Rom voneinander geborsten war, und man eine Weissagung hatte, daß dieselbe sich nicht eher wieder schliessen würde, bis sich jemand lebendig hineinstürzte, so trug Quintus Curtius Rufus, welcher die Geschichte des Alexanders beschrieben hat, kein Bedenken, sein Leben, welches er von dem Vaterlande empfangen hatte, demselben wieder aufzuopfern. Er stieg deßfalls auf sein Pferd, und stürzte sich hinein, wodurch er sich eben so berühmt machte, als Alexander, dessen Historie von ihm beschrieben worden.

Der kleine Belt war so stark zugefroren, daß wir ganz sicher über das Eis, bis nach Middelfahrt in Fühnen gehen konnten. Aber über den grossen Belt war das Eis nicht sicher. Wir hielten uns deßwegen acht Tage in Nieburg auf, weil wir hofften, daß das Eis inzwischen halten

oder brechen sollte. Weil es aber gar zu lange dauerte, so mußten wir uns endlich entschliessen, auf dem Eisboth überzugehen, mit welchem wir den ersten Tag bis an die Insel Sprö kamen, und den andern Tag zu Corsör anlangten. Ob es gleich wider meine Absicht ist, durch Beschreibung verschiedener Städte und Oerter diese magere Schrifft etwas angenehmer zu machen; so kann ich mich doch nicht entbrechen, die Beschreibung dieser Insel hier beyzufügen, insonderheit, da derselben in keiner Geographie Meldung geschiehet. Ich will zugleich untersuchen, ob diese Insel mit recht einen so schlechten Namen und ein so böses Gerüchte habe. Denn wenn die Dänen einem etwas Böses wünschen, so sagen sie: wollte GOtt, du wärest auf der Insel Sprö.

Die Insel Sprö liegt mitten zwischen Nieburg und Corsör. Von der Fruchtbarkeit der Insel kann ich nichts gewisses sagen, weil damals alles mit Schnee bedeckt war. Mitten auf der Insel liegt die Hauptstadt, welche nur von einer Familie bewohnt wird. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ausser einer alten Frauen, und zwo Töchter, sonst einen Menschen gesehen hätte. Der Statthalter, oder daß ich mich noch genauer erkläre, der Patriarch, von dem ich die Regierungsform und andere Merkwürdigkeiten hätte lernen können, war leider nicht vorhanden. Damit ich aber die Pflicht eines Geographi erfüllen möge, so

muß

muß ich auch etwas von den Gemüthseigenschafften dieses Volks sagen, welches, weil es von allen andern Menschen abgesondert ist, noch immer die alte Ehrlichkeit beybehält. Denn die eine Tochter, welche man doch noch für wohlgesitteter hielt, als ihre Schwester, bewillkommte mich mit diesen Worten: Sehet doch den Hund an, der an die Wand pisset.

Kann man auch die alte Redlichkeit durch nachdrücklichere Worte an den Tag legen? Ich glaube, daß hier der Ort sey, wo man die alte Aufrichtigkeit, welche in den nordischen Historien so sehr gerühmt wird, noch in dem vorigen Glanze antreffen kann, weil diese Leute immer von andern abgesondert gewesen, und also von den Sitten der neuen Zeiten befreyet geblieben. Aber ich fand hiernächst, daß sie die Lebensart der itzigen Welt besser als die Franzosen und Italiener selbst gefaßt hatten, da sie für ein Nachtlager zwey Reichsthaler forderten. Diese Forderung schien dem schwedischen Capitain gar zu unbillig, deßfalls vertheidigte er die gemeinschaftliche Sache, und wandte alle seine Beredsamkeit an, unsre Wirthin wegen ihrer Unbilligkeit auszuschänden. Aber dieselbe ward dadurch nur destomehr aufgebracht, und empfieng den Capitain dergestalt, daß er seinen Zorn fallen lassen, und sich ihren Gesetzen unterwerfen mußte. Die Jungfern auf dieser Insel legten nicht weniger bey diesem Streite Ehre ein, denn sie standen ihrer Mutter redlich bey,

und vertheidigten solche sehr muthig gegen den Capitain. Ich glaube, daß sie annoch Jungfern gewesen sind. Ich urtheile dieses theils aus ihrer Freyheit, welche, wie man sagt, ein Zeichen der Keuschheit ist; theils aber schien es mir auch daher glaublich, weil sie an einem so einsamen Orte lebten, wo sie ihre Jungfrauschaft nicht einmal einbüssen konnten, wenn sie gleich gerne gewollt hätten. Man setzte uns nichts anders zu essen vor, als gebratene und gekochte Enten. In dem ganzen Hause war nur ein Bette, welches eine Jungfer, die mit uns auf der Reise begriffen war, für sich allein gemiethet hatte. Wir andern lagen auf der Erde auf Stroh, ausser einen lustigen Holländer, welcher glaubte, daß er bequemer auf der Bank schlafen würde. Wie er aber um Mitternacht aufwachte, und so wohl am Kopfe als in den Gliedern wegen seines harten Lagers Schmerzen empfand, so kroch er ganz still zu der Jungfer ins Bett, und lag bey derselben mit einer recht holländischen Kaltsinnigkeit bis an den hellen Morgen. Die Jungfer merkte dieses nicht eher, als bis sie erwachte, und ihn noch schnarchend neben sich liegend sahe, sie erschrack recht heftig über diesen groben Streich, und sprang alsobald mit einer jungfräulichen Schamhaftigkeit aus dem Bette. Der Holländer gab sich nicht die geringste Mühe, sie zurück zu halten, sondern freuete sich vielmehr, daß er hierdurch einen grössern Raum erhalten

hatte, sich auszustrecken. Wir verliessen endlich diese Insel Sprö, und reiseten des Morgens sehr frühe nach Corsör. Auf dieser Reise gerieth der schwedische Capitain in die grösste Lebensgefahr. Es pflegt insgemein zu geschehen, daß diejenigen verlieren, welche bey dem Spiele gar zu hitzig sind, und leicht aufgebracht werden; daß diejenigen am zeitigsten sterben, die den Tod am meisten scheuen, und daß diejenigen am leichtesten Verdruß erfahren, welche am wenigsten vertragen oder einziehen können. Der Capitain wollte eine Probe seiner Tapferkeit ablegen, und tratt aus dem Eisboote aufs Eis, er fiel aber plötzlich ins Wasser, da das Eis unter ihm brach, und ward mit genauer Noth von den Bootsleuten durch ihre Bootshaken gerettet, und wieder herausgezogen. Er mußte aber dennoch, ob er gleich vor Kälte halb erstarret war, trockne Kleider anziehen, und überdem seinen Fürwitz zu Kopenhagen mit einem bösartigen Fieber büssen, wovon er doch endlich wieder hergestellet ward, und nach Schweden reisete.

Diese beständigen ausländischen Reisen machten mich so beliebt, daß mir, wie ich von dieser dritten Reise zurück gekommen, war, der vor kurzer Zeit verstorbene geheime Rath und Admiral, Friedrich Gedde, die Hofmeisterstelle bey seinen Söhnen antragen ließ. Ich war lange zweifelhaft, ob ich diese beschwerliche Arbeit wieder übernehmen wollte, aber die Noth

zwang mich dazu, insonderheit da diese Stelle mit vieler Ehre verbunden war, und meinen Hochmuth nicht wenig schmeichelte. In den ersten sechs Monaten stand ich meinem neuen Amte vollkommen gut vor. Da aber meine Kräffte durch diese beschwerliche Arbeit immer mehr und mehr abnahmen, so ward ich endlich so ohnmächtig, daß ich nicht im Stande war, meine Discipel mehr zu strafen; sondern ich mußte entweder einen Zuschauer abgeben, oder auch, anstatt der vorigen Schärfe, nunmehro mit guten Worten einen Vergleich unter ihnen stifften, wenn sie sich in meiner Gegenwart einander in die Haare fielen. Sie bezeugten alle eine grosse Lust zum lernen, aber sie schlugen sich beständig. Der Aelteste von ihnen nahm unter meiner Anweisung sehr gut zu, welches er aber seinem eignen Fleisse mehr als meiner Arbeit zu danken hatte. Es würde auch gewiß, wie ich es vorher gesagt hatte, eine Zierde und Ehre des Vaterlandes geworden seyn, wenn seine Tugenden zur Reiffe gekommen wären. Aber dieser junge Herr, von dem man sich so viel versprechen konnte, und welcher nach allen dem strebte, wodurch man eine wahre Ehre erlangen kann, starb zu frühe. Er ward nicht lange darnach in Brabant von einem norwegischen Capitain erstochen, den er zum Zweykampf ausgefordert hatte. Der mittlere Sohn kam im Wasser ums Leben, wie er über einen Fluß setzen wollte, so, daß jetzt keiner mehr lebt, als der

jüngste

jüngste Herr Baron Carl Gedde, Major bey der Garde zu Pferde.

Nach einem Jahre ward ich in das medicinische Collegium aufgenommen, und begehrte deßwegen meine Erlassung. Wie ich mich hier aufhielte, so arbeitete ich zwo Schrifften aus. Die erste war meine Einleitung in die europäische Historie, nach der Lehrart des Puffendorfs. Wenn man dieses Werkgen obenhin ansiehet, so scheinet es, als wenn es blos aus dem Puffendorf übersetzt wäre. Daher auch ein gewisser Mann, welcher eine dänische Historie geschrieben, kein Bedenken getragen, zu behaupten, daß ich alles aus dem Puffendorf ausgeschrieben. Wenn man aber die Sache etwas genauer überlegt, so findet man, daß alles, ausser dem Abschnitt von Deutschland, aus andern Geschichtschreibern zusammengetragen worden.

Ich fieng dieses Werk schon an, wie ich noch in England war, und auf der bodlejanischen Bibliothec eine erwünschte Gelegenheit hatte, mich der daselbst befindlichen Bücher zu bedienen, die mir zu meinem Vorhaben nützlich seyn konnten. Hauptsächlich aber ward ich durch die Betrachtung zu diesem Werke aufgemuntert, daß es etwas sehr rühmliches sey, bey so jungen Jahren einen Platz unter den Schrifftstellern zu erhalten. Durch diese Vorstellungen ward ich immer mehr und mehr in meinem Vorhaben bestärkt, und schrieb eine Universalgeographie. Am Ende fügte ich die Historie

eines jeden Landes bey. Wie ich aber dieses Werk eben der Censur übergeben hatte, so trat des Pflugs Geographie in 4. ans Licht. Ich änderte deßfalls meinen Vorsatz, und löschte alles aus, was darinn von der Erdbeschreibung angebracht war, und gab dasjenige, was historisch war, unter dem Titul einer Einleitung zur europäischen Historie heraus. Ich habe mich öfters entschlossen, das ganze Werk von neuen auszuarbeiten, und es verbessert und vermehret ans Licht zu stellen; denn da ich zuerst anfieng, daran zu arbeiten, so war ich ohngefehr von eben demselben Alter, wie der Poet, wie er zuerst anfieng, Verse zu machen:

Barba resecta mihi bisue semelue fuit.

Aber ich bin allemal durch andre Verhinderungen davon abgehalten worden. Kurz darauf gab ich ein anderes kleines Werk unter dem Titul: Anhang zur Historie der europäischen Reiche, heraus, welches den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Reiche und Republiken in sich faßt, und aus fünf Theilen bestehet, von denen aber nur der erste gedruckt worden, die andern liegen noch bey mir geschrieben. Da aber kurz nachher Se. Majest. unser Großmächtigster König mir die Stelle eines ausserordentlichen Lehrers bey der kopenhagenschen hohen Schule allergnädigst verliehe, so mußte ich meine vorigen Bemühungen ein wenig an die Seite setzen, und mich auf solche Dinge legen, welche von demjenigen erfordert werden, der

auf hohen Schulen lehren soll. Ich erwählte also andre Arbeiten, und bekümmerte mich nicht weiter um diejenigen Dinge, die in neuern Zeiten vorgegangen waren, sondern ich begrub mich ganz in den alten Geschichten. Ich liebte nunmehro die alten Bücher, die ich vorher so gering geschätzt hatte, und verwarf die neuen, die mir vorher so angenehm gewesen waren.

Den Weg zu dieser Ehre bahnte mir ein in Folio geschriebenes Buch, welches Ihro Königlichen Majestät allerunterthänigst von mir zugeeignet ward. Ich hatte nur bey sehr wenigen Grossen am Hofe einen Zutritt, und deßfalls setzte ich meine Hoffnung allein auf den König, und erwartete, was ich für Früchte von meinen Bemühungen einerndten würde. Meine Hoffnung traf auch sehr glücklich ein, denn ich empfand gleich einige Strahlen, welche diese Sonne auf mich warf. Das geschriebene Werk enthält die grossen Thaten Christian des Vierten und Friedrichs des Dritten; durchgehends wird alles durch die Zeugnisse der glaubwürdigsten Geschichtschreiber bestättiget. Was aus den allaemeinen Geschichtschreibern, als dem Aitzema, Victorio Siri und dem ersten Theil des theatri Europäi, welchen man für den besten unter allen hält, entlehnt worden, macht kaum einige Blätter aus. Ich gestehe sehr gerne, daß dieses Werk sehr mangelhaft ist, und aus dieser Ursache habe ich es auch nicht gewagt, demselben den Titul einer Historie beyzulegen,

zulegen, sondern ich habe es nur eine Einleitung in die dänische Geschichte des vorigen Jahrhunderts genannt. Ich habe dieses Werk in zwey Theile abgesondert. Der andre Theil aber, welcher die grossen Thaten Christian des Fünften in sich faßt, ist von mir noch nicht völlig ausgearbeitet worden.

Alles dieses brachte ich zu Stande, wie ich noch ein Mitglied des medicinischen Collegii war, und nichts destoweniger ward ich von einigen für einen Müßiggänger gehalten, weil ich nach den Gesetzen dieses Collegii weder disputirte, noch öffentliche Reden hielte. Einige glaubten auch aus eben dieser Ursache, daß ich mich in der lateinischen Sprache nicht wohl umgesehen hätte. Da ich doch, wenn ich den Aufseher des Collegii, den Magister Nicol. Agard, ausnehme, unter allen denen, welche sich nebst mir fünf Jahre in dem Collegio aufhielten, der einzige war, der sich recht auf diese edle Sprache der alten Römer legte. Insonderheit schien es den meisten lächerlich, daß ich unter die öffentlichen Lehrer aufgenommen ward, da ich doch niemals die Catheder betreten, und folglich unter diejenigen, welche einen besondern Namen, nemlich Academici, zu führen pflegen, auf keine Art konnte gerechnet werden. Wenn ein alter Schulfuchs in dieser Sache Richter seyn sollte, und wenn man es wegen des Begriffs von der wahren Gelehrsamkeit auf dessen Urtheil allein wollte ankommen lassen, so gestehe ich, daß ich

sehr

sehr ungelehrt bin. Ich bin auch versichert, daß ich sehr schlecht würde bestanden seyn, wenn ich mich der Prüfung der Philosophen unterworfen hätte. Ich konnte zwar auch damals schon einen Syllogismus zu Stande bringen, allein dies geschahe nur zufälliger Weise, ohne daß ich es wußte, wie man eigentlich dabey verfahren müßte, denn es war mir unbekannt, ob er in Barbara oder Elisabetha war. Ich habe gleichfalls gehöret, daß etwas in der Welt vorhanden sey, welches man die Instrumentalphilosophie nennet, worinn dem Berichte nach die Logic und Methaphysic regieren sollen: Aber mit derselben habe ich niemals etwas zu schaffen gehabt. Ich bekenne aufrichtig, daß ich noch nicht weis, wie viele Praedicamenta und Praedicabilia die Vernunftlehre zu Kriegszeiten ins Feld stellen kann, durch was für Künste und Maschinen man eine Catheder stürmen, und durch was für Canonen man den Präses von derselben herunterwerffen kann. Ich habe es mir öfters vorgenommen, einige Zeit hierauf zu wenden, aber ich bin niemals so glücklich gewesen, daß mir einige Zeit darzu übrig geblieben wäre. Sie werden aber so gütig seyn, mein Herr, und dieses nicht weiter ausbreiten. Wenn meine so grosse Unwissenheit kund werden sollte, so würde ich von allen alten Scholasticis verachtet werden. Denn ich bin in der Instrumentalphilosophie ganz und gar unerfahren, wenn man die Instrumentalmusic ausnimmt,

nimmt, welche doch auch einigermassen ein Theil der Philosophie kann genannt werden. Ich will aber von dieser Sache nicht weitläuftiger reden, da so viele Köpfe schwerlich unter einem Hute zu vereinigen sind, und ich einem jeden sehr gerne seine Meynung lasse, was er glauben will, ob derjenige, der in diesen Sachen unerfahren ist, zum öffentlichen Lehramte geschickt sey oder nicht. Dieses aber ist ausser allen Streit, daß ich wirklich die Stelle eines öffentlichen Lehrers bekleide, und daß diejenigen mich dazu würdig und tüchtig geachtet haben, welche von der Gelehrsamkeit auf eine andere Art, wie jene Scholastici, zu urtheilen gewohnt sind, und sich nicht durch den blossen Schall der Worte irre machen lassen.

Bey meinem neuen Amte erfuhr ich auch neue Beschwerlichkeiten. Ich mußte mich nunmehro demselben gemäß aufführen, wodurch die Würde zwar keinen Zuwachs, aber doch eine Zierde erhält. Ich mußte aus eben dieser Ursache auch meine ganze Lebensart verändern, weil ich es für unanständig hielt, mich, da ich ein öffentlicher Lehrer geworden, auf eben dieselbe Art, als vorher zu ernähren, da ich noch besonders andre unterrichtete. Kurz vorher, ehe ich diese Beförderung erhielte, ward mir ein Stipendium jährlich von hundert Reichsthalern auf vier Jahre verliehen, wozu Se. Excellenz, der Herr Geheime Rath von Rosencranz, als Patron der von den Rosencranzen gestiff-

teten

teten Stipendien, mir behülflich war. Dieses kam mir, der ich sonst allein von der Hoffnung zu leben gewohnt war, sehr zu statten. Wie aber, Kraft der Stifftung, diejenigen, denen dieses Stipendium verliehen wird, gehalten sind, lutherische hohe Schulen zu besuchen, und mir dieses auch von dem Ephoro befohlen ward, so war ich hiemit sehr wohl zufrieden. Denn da ich sehr sparsam haushalten mußte, um mit meinen Einkünfften auszukommen, so glaubte ich nicht unbillig, daß solches viel leichter in der Fremde als in dem Vaterlande geschehen könnte.

Ich reisete also gerades Weges nach Amsterdam, wo ich mich einige Tage aufhielte. Hierauf setzte ich meinen Weg weiter nach Gouda, und von diesem Orte nach Rotterdam zu Lande fort, woselbst ich einen ganzen Tag ausruhete. Es war mir dieses um so viel nöthiger, weil man in den Treckschoyten weder Tag noch Nacht Ruhe hat. Es finden sich unter so vielen Reisenden allemal einige aufgeweckte Köpfe, welche durch ihren Scherz und durch ihre Gaukeleyen ihre Gefährten beständig munter und wachsam erhalten. Auf der Reise nach Gouda ward uns alle Ruhe durch einen jungen Schweden benommen, welcher ein sehr künstlicher Gaukler war, und alles nachäffen konnte. Bald stellte er sich an, als wenn er schlieffe, und schnarchte stark, ehe man es sich aber versahe,

so

so sprang er gleichsam aus Furcht auf, und schrie bald diesem, bald jenem in die Ohren.

Zu Rotterdam sahe ich des Abends, daß die Kinder, wie sie aus der Schule kamen, ihr gewöhnliches Spiel wieder anfiengen, und zum Zeitvertreib mit Steinen nach der Bildsäule des Erasmus von Rotterdam warfen. Ich wunderte mich nicht so sehr über den Muthwillen der Knaben, als über diejenigen, welche die Aufsicht über sie hatten, und dieser Bosheit steuren sollten. Es war gewiß schändlich, daß man ein solches Ehrenmaal entehrte, welches nicht nur den Einwohnern von Rotterdam, sondern auch der ganzen gelehrten Welt heilig seyn sollte, wegen der grossen Verdienste eines solchen Mannes, dessen Staub auch noch würdig ist, daß er von die Nachkommen geküsset werde.

Von Rotterdam reisete ich nach Antwerpen, wo ich mich bey einem Hamburger aufhielte, den ich in Amsterdam gekannt, und der ehedem einige Jahre in Drontheim gewohnt hatte. Von Antwerpen gieng ich zu Schiffe nach Brüssel. Meine Reise von Amsterdam nach Brüssel kostete mir nicht viel, aber ich besorgte, daß der Weg, welchen ich noch zurück legen mußte, mir weit mehr kosten würde, weil ich zu Schiffe nicht fortkommen konnte. Ich hielt mich deßwegen einige Tage zu Brüssel auf, um deßfalls einen Schluß zu fassen. Inzwischen sahe ich, daß viele angesehene Leute den Weg,

welchen

welchen ich vor mir hatte, zu Fuß antraten; und daher machte ich mir selbst diese Gedanken. Wir ahmen den Franzosen in ihrer Thorheit nach, warum wollten wir ihnen denn auch nicht in ihren löblichen Gewohnheiten nachahmen, nemlich, sparsam zu leben, wenn wir nichts haben, wovon wir reichlich leben können. Warum wollten wir denn auch nicht zu Fusse gehen, wenn wir nicht so viel Geld haben, daß wir einen Wagen miethen können; deßfalls schickte ich mich auch dazu an, zu Fusse zu gehen, mein Zeug aber sandte ich mit einem Wagen fort.

Ich besorgte zu den damaligen Kriegszeiten nichts so sehr, als daß ich, weil ich mit keinem Passe versehen war, von den Schildwachten und Postirungen möchte angehalten werden. Es ist mir aber dieses nur ein einzigmal wiederfahren, wie ich zu Mons ankam, da ich gefragt ward, wohin ich wollte, ob ich einen Paß hätte, und warum man sonst im Thor die Ankommenden zu fragen pflegt. Wie ich aber demselben antwortete, daß ich nach Paris wollte, und einen königlichen Paß hätte, so zweifelte er nicht weiter an meiner Ehrlichkeit, und ließ mich frey durchgehen. Den größten Verdruß verursachten mir die Zollbedienten, welche alle meine Kleider, und auch sogar meine Beinkleider durchsuchten, um zu erfahren, ob ich auch Toback, oder andere verbotene Waaren bey mir führte. Uebrigens war ich von allen Beschwerlichkeiten befreyet, welchen die Reisenden in

Deutschland und in den nordischen Landen unterworfen sind, da man aussen vor dem Thore stehen und warten muß, bis der Commendant, oder die Obrigkeit des Orts, von der Ankunft der Fremden Nachricht erhält, und Befehl ertheilt, daß man eingelassen wird, wo man überdem in dem Hause, wo man einkehret, seinen Namen, Stand, seine Verrichtung und was man sonst vorzunehmen willens ist, anzeigen muß, welches alles den Reisenden höchst beschwerlich fällt, und von dem Mistrauen zeuget, welches den nordischen Völkern eigen ist. Denn ohne Paß wäre es mir unmöglich gewesen, eine solche Reise, wie ich nun vornahm, durch Deutschland anzustellen, wo man wohl zehnmal des Tages von einem rauhen Soldaten diese Worte: wer da? zurück! wohin? hören muß. Mir ist ein solcher Zufall hier in Dännemark begegnet, da ich noch auf dem borrichischen Collegio war, und einmal zu Fuß nach Helsignör gieng. Ich traf nicht weit von der Stadt einen Lieutenant an, dem ich erzehlte, daß ich diese fünf Meile von Kopenhagen nach Helsiandr zu Fuß abgelegt hätte. Dieser ward darüber im Anfange so bestürzt, als wenn er dergleichen vorher niemals gehört, und bildete sich ein, ich wäre ein schwedischer Spion. Er freuete sich nicht wenig darüber, daß ich ihm so unvermuthet in die Hände gefallen war, und befahl, daß ich ihm unverzüglich folgen sollte. Ich wandte zwar alles dagegen ein, was ich nur

konnte,

konnte, ich versicherte auf Treu und Glauben, daß ich sein Landsmann sey; ich entdeckte ihm meinen Namen, mein Vaterland, meinen Stand, und die Ursache meiner Reise. Aber es war alles vergebens, und ich mußte mich mit Gewalt in Verhafft nehmen lassen. Ich ward also als ein anderer Jugurtha von einem neuen Marius im Triumph durch einen Reuther aufgeführt, welcher den Feldherrn begleitete, und mußte mich ganz unschuldiger Weise nach einem Wirthshause zurückbringen lassen, welches auf der Helfte des Weges nach Helsignör lag. Hier ward ich aufs schärfste befragt, mein Degen ward mir abgenommen, man verurtheilte mich, endlich aber ward ich losgesprochen, und mit einer höflichen Entschuldigung wieder in die Freyheit gesetzt. Mein Feldherr aber hat weder einen grossen noch kleinen Triumph wegen dieses Sieges gehalten.

Jedoch ich muß meine Reisebeschreibung weiter fortsetzen. Die Franzosen sind sehr auf ihren Nutzen bedacht, und suchen die Reisenden auf alle Art um ihr Geld zu bringen. Deßwegen pflegen auch die Fremden, denen diese Gemüthsart der Franzosen bekannt ist, allemal vorher mit den Wirthen zu beginden, was sie ihnen bezahlen sollen, ehe sie zu ihnen ins Haus ziehen; denn wo sie dieses unterlassen, so müssen sie alles doppelt bezahlen. Jedoch, so unbillig sie in diesem Stücke sind, so angenehm und liebenswürdig sind sie in ihren Sitten, und

in ihren Umgang. Deßwegen legte ich auch diese Reise mit Vergnügen ab, obgleich meine Füsse durch das beständige gehen wund wurden. Je näher man nach Paris kommt, desto begieriger sind die Leute daselbst nach dem Gelde, aber desto besser ist auch ihre Art zu leben; und je theurer alles wird, desto artiger sind auch die Einwohner. Ich gieng also durch Festungen ohne Paß, und durch die dicksten Wälder und ödesten Wüsten ohne Reisegefährten und auch ohne alle Furcht. Denn weil ich kein Geld bey mir führte, so war ich vor allen Räubern und Nachstellungen sicher.

Endlich kam ich ganz ermüdet nach Paris, wo ich eine ganze Stunde in der Stadt herumgieng, und mich nach einem Quartier umsahe, aber vergebens. Denn da ich das französische Wort logis nicht recht aussprach, so verstand mich niemand, was ich dadurch anzeigen wollte. Ich mußte vielmehr mit Aergerniß anhören, daß eine Magd in Paris über meine Aussprache dieses Urtheil fällete: Er redet französisch wie ein deutsches Pferd. Dieser Schimpf fiel mir sehr schwer, da ich in den Gedanken stund, daß ich ein Meister in der französischen Sprache wäre. Vor einiger Zeit unterrichtete ich selbst andre im französischen, und nun lachte sogar eine Dienstmagd über meine schlechte Aussprache. Die Sylbe Gi, welche wir nicht recht aussprechen, war schuld daran, daß ich fast wie ein Landflüchtiger durch alle Gassen

in der Vorstadt lauffen mußte. Ueberdem nennt man in Paris eine Stube, welche die Fremden zu miethen pflegen, niche logis, sondern chambre garnie. Und also schien es, daß ich kein Quartier, sondern vielmehr eine Maitresse, nicht ein logis, sondern eine Lucie suchte. Deßwegen lächelten auch einige, bey denen ich mich deßfalls erkundigte, und gaben mir zur Antwort: Je ne la connois point Monsieur. Es fällt den Fremden überaus schwer, den Buchstaben g oder ch, wenn derselbe für die Lautbuchstaben i und e stehet, auszusprechen. Wie ich nach einigen Monaten verschiedene historische Schrifften, und nebst andern auch den du Chene kauffte, so wurden die Buchführer durch meine Aussprache verleitet, und gaben mir anstatt des du Chene den Lucian, welcher auf französisch Lucien genannt wird.

Endlich erhielt ich eine Stube in der Vorstadt St. Germain. Ich lebte einige Monate überaus philosophisch. Bey einer so grossen Menge von Menschen gieng ich doch mit keinem einzigen um, und lebte wie in einer Einöde. Ich redete mit niemanden, als mit mir selbst und mit meinen Büchern, und ausser meinem Wirthe kannte ich sonst keinen Menschen, und niemand kannte mich. Ich besuchte zwar täglich die öffentlichen Gärten, wo ich eine unzähliche Menge von Menschen antraf. Aber die Gärten waren in Absicht auf mich wie Wälder, und die Menschen wie Bäume, und

ich hatte eben das Schicksal, welches der Tantalus hatte, welcher Durst litte, da er doch ganz im Wasser stand. Die öffentlichen Bibliotheken des Mazarins und St. Victors besuchte ich unausgesetzt, obgleich die letztere von meinem Quartier ziemlich weit entlegen war. Ich wunderte mich sehr, daß an diesem Orte, welcher doch so sehr mit Gelehrten angefüllet ist, sich so wenige auf den Bibliotheken einfanden. In dem ganzen darauf folgenden Winter habe ich sonst keinen Menschen daselbst wahrgenommen, als einen deutschen Studenten, welcher sich bisweilen einstellte, aber seine Zeit allein darauf anwandte, daß er die Landcharten besahe, weßfalls ich ihn aus Scherz Cartesius nannte.

Jedoch auf der Mazarinischen Bibliothec fanden sich mehrere ein. Denn das sogenannte Collegium der vier Nationen liegt mitten in der Vorstadt, oder in dem Quartier St. Germain. Man trifft daselbst auch eine ziemliche Anzahl von neuen Büchern an. Vor der Thür der Bibliothec versammleten sich die Studenten sehr frühe und warteten auf den Bibliothecarius. Wenn die Thüre geöfnet ward, so stritten sie, wer zuerst hineinkommen könnte, recht, als wenn ein grosser Preis darauf gesetzt wäre. Denn das Lexicon des Bayle, worinn sie alle gerne lesen wollten, ward demjenigen zu Theil, der zuerst sich dessen bemächtigen konnte. Deßwegen stritten sie stets miteinander, und derjenige

nige erhielte allemal das Buch, welcher zuerst in die Thüre drang, oder stärker als die andern lauffen konnte. Auf solche Art lebte ich zwey Monate in Paris, und gieng mit niemanden um. Ich habe allemal einen Abscheu gehabt, mich mit gemeinen Leuten in eine Gesellschafft einzulassen, hingegen besorgte ich nicht unbillig, daß die Bekanntschaft der Vornehmern mir zu kostbar fallen möchte. Mein Wirth war also mein einziger Freund, und da derselbe ein grosser Liebhaber der Historie war, so erzehlte ich ihm bisweilen zu seinem Vergnügen einige Thaten der Alten, wogegen er mir allerhand neue Historien mittheilte. Ich erzehlte ihm wahre Geschichte, aber stammelnd und in einem gebrochenen Vortrage; er aber brachte nur Märchen vor, jedoch überaus fertig und munter. Einmal erkundigte er sich, welchen Namen der Kayser geführt, von dem Jerusalem zerstört worden. Ich antwortete, Titus. Er wollte ferner wissen, ob er ein Römer oder Grieche gewesen? Ein Parlamentsadvocat aber antwortete an meiner Statt, und sagte: Er war ein Römer und hieß Titus Livius. Welche Antwort mit Recht eine Stelle unter den responsis prudentum verdienet.

Ich gieng öfters, die Zeit zu verkürzen, nach dem Orte, wo Gericht geheget wird, um zu sehen, wie dorten in Rechtssachen verfahren werde. Ich wunderte mich nicht wenig über die Beredsamkeit der Advocaten, sie reden über-

überaus zierlich und mit grossem Nachdrucke, und können die Affecten so geschickt erregen, daß man denken sollte, es wären lauter Demosthenes oder Ciceronen, welche französisch redeten, so genau stimmt ihr Vortrag mit der Beredsamkeit der Alten überein. Aber wenn das Urtheil soll abgefaßt werden, so nimmt man allenthalben eine grosse Verwirrung war. Man läßt den Advocaten weiter keine Zeit zu reden, die Versammlung höret nicht auf zu plaudern, und die Beysitzer des Gerichts haben keine Geduld zu sitzen. Die Stimmen werden ohne Ordnung gesammlet. Bisweilen stehen die Herren des Gerichts auf, ehe noch der Proceß zu Ende gebracht worden, und stellen sich in einen Kreis, wo sie dem Präsidenten etwas in die Ohren zischeln, der gleich darauf das Urtheil spricht. Währender Zeit, daß der Rath wegen des Urtheils einen Schluß faßt, höret man allenthalben ein verwirrtes Geräusch, die Advocaten zanken inzwischen heftig miteinander, und es trifft hier ein, was der Poet sagt:

Tunc immensa caui spirant mendacia folles
Conspuiturque sinus.

Ueberdem bemerkt man ein so grosses Geräusche und Geschwätze unter den Umstehenden, wenn die Sachen verhandelt werden, daß man denken sollte, man wäre auf einem Markte, und nicht in einer Gerichtsstube; deßwegen müssen auch die Bedienten fast hundertmal in einer Stunde den Anwesenden ein Stillschweigen

auflegen. Es ist aber diese Bemühung vergeblich, denn wenn sie sich auch müde schrien und schlügen, so würden sie doch diese so sehr zum schwatzen geneigte Leute nicht zum Schweigen bringen.

Ich war aber nicht damit allein vergnügt, daß ich alles, was in Paris merkwürdig ist, in Augenschein genommen, sondern ich besahe auch die in der Nähe gelegenen Städte und Schlösser, insonderheit betrachtete ich das königliche Lustschloß Versailles, und befand solches weit grösser und herrlicher, als ich es mir jemals vorgestellet hatte. Wie mir aber zuletzt die einsame Lebensart gar zu beschwerlich fiel, so machte ich mich mit einem schwedischen Prediger bekannt, welcher in eben demselben Theile der Stadt und nicht weit von meinem Quartier wohnte. Von demselben erfuhr ich, daß sich drey Dänen in Paris aufhielten, nemlich ein Medicus, ein Priester und ein Schneider, von denen aber die beyden ersten, ob sie gleich ein Vaterland hätten, dennoch von so verschiedenen Sitten wären, daß sie von dem Schneider, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene, niemals könnten zusammengenähet werden. Ich besuchte sie kurz darauf alle beyde, und fand, daß sie einander sehr ungleich waren. Der Medicus hatte eine solche Ehrfurcht gegen die Gebräuche der römischen Kirche, daß er lieber krank seyn, als zur Fastenzeit Fleisch essen wollte. Der andre hingegen, welcher die catholische Religion

blos seines Vortheils wegen angenommen hatte, beobachtete nur diejenigen Dinge, die zu der Glückseligkeit der Geistlichen in diesem Leben erfordert werden, um das übrige aber bekümmerte er sich gar nicht. Jener war nicht wankelhaft und gieng nicht von demjenigen wieder ab, was er einmal für wahr angenommen hatte, man mochte ihm auch vorstellen, was man wollte; dieser aber war ein rechtes Bild von dem Sänger Tigellius. Er traf bey keiner Handlung, die er unternahm, den Mittelweg, sondern er trieb alles aufs äusserste. Zu einer Zeit war er sparsamer und genauer, als Diogenes; zu einer andern Zeit war er wollüstiger und verschwendete mehr, als Apicius. Bald war er sehr sauber und reinlich, bald wieder sehr unrein gekleidet. Itzt sagte er, man könne ausserhalb der catholischen Kirche nicht selig werden; und gleich darauf, die lutherische Religion sey die wahre und rechte Religion. Heute sagte er, daß er ein ansehnliches Einkommen habe; morgen aber schwur er, daß er in einem ganzen Monate nicht einen Heller eingenommen. Ich bemerkte hienächst noch einige andere Dinge, in denen der Medicus und dieser Geistliche voneinander unterschieden waren. Jener war gar zu sparsam; dieser ließ gar zu viel aufgehen. Jener redete zu wenig; und dieser zu viel. Jener redete allemal die Wahrheit; dieser aber redete nicht zwey Worte, von denen nicht allemal das eine falsch und erdichtet war. Jener liebte und

schätzte die Studien sehr hoch; dieser aber verachtete sie. Er war zwar einer Bibliothec vorgesetzt, welche, wenn man auf die Anzahl der Werke und Bücher sieht, der wienerischen oder florentinischen nichts nachgiebt. Aber der Bibliothecarius derselben war kein Lambec oder Magliabechi, und hütete sich sehr, daß er nicht durch übertriebenes studiren hypochondrisch werden möchte. Wie ich einmal die Antiquitates des Josephi von ihm forderte, so antwortete er: Der Name sey ihm nicht bekannt, und ich würde ohne Zweifel den Joseph mit dem Philo verwechsein. Wie ich mich zu einer andern Zeit bey ihm erkundigte, wie groß wol eigentlich die Anzahl der hier vorhandenen Bücher seyn möchte, so gab er mir eine zwar ungelehrte, aber doch recht artige Antwort:

Pauperis est, numerare gregem.

Er war in Fühnen gebohren, und nachdem er eine Zeitlang in der Schule zu Odensee den Studien obgelegen hatte, in Copenhagen unter die academischen Bürger aufgenommen worden. Wie er sich aber hieselbst einige Jahre aufgehalten hatte, so reisete er, ich weis nicht aus was für einer Ursache, nach Frankreich, wo er die Religion veränderte, und sich bey dem Abbé de Bignon so sehr einzuschmeicheln wußte, daß derselbe ihm die Aufsicht über seinen Büchervorrath anvertraute. Ich habe aber nachher erfahren, daß ihm wegen seiner schlechten Aufführung diese Stelle wieder genommen wor-

worden, und daß er sich gegenwärtig in sehr elenden Umständen befinde.

Ich habe öfters mit Vergnügen seine ungereimten Reden angehört, die insgemein sein eigen Lob zum Endzweck hatten. So oft von unsern Vaterlande oder von unsern Landsleuten geredet ward, so rühmte er sich, daß er alsbald das ganze Reich bekehren wollte, wenn man ihm nur die Freyheit geben würde, öffentlich in Dännemark zu predigen und zu disputiren. Nur einmal ward ich gegen ihn aufgebracht, da er so unverschämt war, und sagte, daß die Lutheraner kaum verdienten, Christen genannt zu werden, weil bey ihnen nicht der geringste Schein des Christenthums anzutreffen sey, wenn man das Sacrament der Taufe ausnähme. Hierüber fiengen wir an, miteinander zu streiten, und es war mir überaus leicht, die Gründe eines so ungelehrten Gegners zu widerlegen, und über einen so unbewaffneten Feind zu siegen. Wie er aber nicht weiter kommen konnte, und nichts mehr anzuführen wußte, so kam eben ein Doctor von der Sorbonne in die Bibliothec, welchen er als einen Engel ansahe, der ihm zu Hülfe vom Himmel gesandt worden. Wir beyde geriethen demnach, auf des Bibliothecarii Anstifften, in einen hefftigen Streit, welcher aber ohne Frucht war; wie gemeiniglich zu geschehen pflegt. Ich bemühete mich, weil ich in der Kirchenhistorie nicht ganz unerfahren war, meinen Gegner durch sei-

ne eigenen Gründe zu widerlegen. Wie wir aber eine Stunde miteinander gestritten hatten, so schieden wir mit einem gleichen Vortheile von einander, und ein jeder eignete sich den Sieg zu. Wie wir noch miteinander stritten, so gab Bormann einen blossen Zuhörer ab. Wie aber der Streit geendiget war, so sagte er mir heimlich ins Ohr, ich hätte mich wohl gehalten, und nachdem der Doctor uns verlassen hatte, so gestand er, daß die Lehre Lutheri sich auf GOttes Wort gründe. Gleich darauf aber zeigte sich nach seiner alten Gewohnheit sein Wankelmuth, und er vertheidigte seine papistischen Sätze wieder. Sein Patron, der Abt von Bignon, verdienet mit dem größten Rechte eine der vornehmsten Stellen unter den berühmtesten Prälaten der damaligen Zeiten. Er war eben so erfahren in Staatshändeln, als in gelehrten und geistlichen Dingen. Er unterhielt auf seine Kosten einen Bibliothecarium, vier Secretärs, vier Musicos und eine Sängerin. Ich habe ihn zweymal auf der sogenannten Academie der Wissenschaften Reden halten hören. Man hätte bey der ausserordentlichen Anmuth, womit er alles vorzutragen und worinn er alles einzukleiden wußte, denken sollen, daß die Musen selbst gegenwärtig wären, und französisch redeten. Wenn er in der Kirche des heiligen Germani Antißiodorensis predigte, so war die Kirche dergestalt mit Zuhörern angefüllt,

gefüllt, daß man weder hinein- noch heraus-kommen konnte ohne die Kleider zu zerreissen.

Der andre Landsmann, den ich dorten antraf, und der ein Medicus war, dessen ich bereits vorher Erwehnung gethan, hieß Winslow. Er war auch in Fühnen gebohren, und hatte zwar die Religion seines Vaterlandes abgeschworen, aber nicht die Liebe zu seinem Vaterlande abgeleget. Denn es war ihm nichts angenehmer, als wenn er seinen Landsleuten gefällige Dienste erweisen konnte. Er empfieng mich freundlich, und führte mich allenthalben in der Stadt herum, so daß durch seine Anführung meine Neugierde hinlänglich gestillet ward. Er war allem Hochmuthe feind, er war aufrichtig, ehrlich, offenherzig und dienstfertig; doch war sein Umgang den Fremden etwas beschwerlich, wegen der grossen Neigung, die er zum disputiren hatte. Er fieng allezeit theologische Strittigkeiten an, er führte seine Freunde auch zu andern eben so streitbaren Männern, daß man also die meiste Zeit mit disputiren und streiten zubringen mußte. Dieses war mir sehr beschwerlich, denn ich hatte zu den damaligen Zeiten noch nicht gelernet, durch welche Waffen man dergleichen zankſüchtige Streiter am leichtesten überwinden könnte. Es war mir auch damals die Logic des vortreflichen Nicolaus Griese noch nicht bekannt, denn wie dieser vom einem vornehmen Abt zum gelehrten Zweykampf aufgefordert ward, so antwortete

er,

er, daß ein solcher Streit von keinem Nutzen sey, weil Personen, die von einer Religion wären, nicht miteinander wegen Religionssachen streiten könnten. Wie aber der Abt wissen wollte, worinn denn das Glaubensbekenntniß der Dänen bestünde; so antwortete Herr Nicolaus Gries: Die Dänen glauben, daß der Papst seiner Schatzkammer und seinem Nutzen gemäß handelt, wenn er das Ansehen und die Heiligkeit des päpstlichen Stuhls mit so grossem Eifer vertheidiget, und eben dieses glaubt das römische Consistorium auch. Hierauf schwieg der Abt stille, und die Anwesenden lachten über diese Begebenheit.

Herr Winslow ist übrigens bey den Franzosen, sowol wegen seiner aufrichtigen Lebensart, als auch wegen seiner grossen Erfahrung in der Arzneywissenschaft, und insonderheit in der Zergliederungskunst in grossem Ansehen. Es ist nicht glaublich, daß er die Religion seines Vaterlandes verlassen, um sich zu bereichern, oder befördert zu werden; denn er würde einen weit grössern Vortheil in seinem Vaterlande gehabt haben, wo nur wenige Aerzte anzutreffen sind, und wo folglich die Praxis weitläuftiger und einträglicher ist. Er hatte auch in Paris eine Person geheyrathet, welche weder reich, noch von vornehmen Stande war. Ich habe aber allemal bey ihm, seiner grossen Gelehrsamkeit ungeachtet, eine grosse Einfalt wahrgenommen. Er hatte ein Gemüth, welches

ches sehr leicht durch äusserliche und geringe Dinge konnte eingenommen werden, und deßfalls war es den dortigen Lockvögeln um so viel leichter, ihn in ihr Netz zu ziehen. Er gestand es selbst, daß er durch die Controversien bekehrt worden, welche alle Sonntage und Festtage in der Capelle der Kirche des heiligen Sulpicius pflegen öffentlich abgehandelt zu werden, da ein Prediger von dem Könige zu dem Ende eine Besoldung erhält, daß er die Lehrsätze der catholischen Kirche gegen einem jeden, der solche angreifft, vertheidige. Ich habe diesem Streite öfters beygewohnet, und gestehe, daß diejenigen, welche nicht wohl gesetzt sind, leicht dadurch können gefangen und irre gemacht werden. Denn da dieser Priester durch die beständige Uebung sich im disputiren eine grosse Fertigkeit erworben hatte, so fiel es ihm nicht schwer, diejenigen zu besiegen, welche ihm widersprachen. Er wußte die Gründe, welche sie gegen ihn vorbrachten, so künstlich herum zu drehen, und so lächerlich vorzustellen, daß alle Zuhörer so laut lachten, daß man es in der ganzen Capelle und Kirche hören konnte, so, daß man hier eher ein Schauspiel als eine heilige Uebung hätte vermuthen sollen. Ueberdem waren diejenigen, welche ihm Einwürffe machten, entweder ungelehrte Leute, mit denen er bald fertig werden konnte, oder selbst catholisch, welche ihm gerne recht gaben. Und welcher Sieg ist doch leichter, als wenn sich niemand widersetzt?

Wenn

Wenn sonst niemand zugegen war, der mit dem Geistlichen anbinden wollte, so trat ein Schuflicker gegen ihn auf. Diesen wußte der Priester, welcher in dergleichen Dingen sehr geübt war, auf eine seltsame Art abzufertigen, und ihn zu den abgeschmacktesten Schlüssen zu bringen. Unter unsern Schuflickern dürfte man wohl wenige antreffen, welche mehr als ihr Handwerk verstehen. Aber dieser war so ungelehrt nicht. Bisweilen vertheidigte er sich mit Sprüchen der Schrifft; bisweilen berief er sich auf die Kirchenväter, und bisweilen entlehnte er seine Einwürfe aus der Kirchenhistorie. Ich läugnete im Anfange, daß dieser Opponent ein Schuflicker sey, und man konnte mich auch nicht eher überzeugen, bis man mich zu seiner Bude führte, worinn unser Philosoph saß, und Schuhe flickte. Sollte man wohl von einem Polyhistor eine weitläuftigere Wissenschaft fordern können? Vielleicht trifft man bey uns eben so gute Schuflicker an, die ihr Handwerk eben so gut verstehen; aber eine solche Gelehrsamkeit dürfte man auch bey dem größten Schuster in unsern Gegenden vergebens suchen. Die andern, welche sich mit dem Geistlichen einliessen und ihm widersprachen, waren Leute von eben derselben Beschaffenheit, deßfalls betrat er allemal mit Freuden die Catheder, weil der des Sieges immer vorher gewiß versichert war.

Zu eben derselben Zeit gegen den Herbst langte ein dänischer Student in Paris an. Dieser faßte den Entschluß, mit dem catholischen Geistlichen anzubinden, weil er in theologischen Strittigkeiten ziemlich geübt war. Weil man aber nur französisch zu disputiren pflegte, und der Student sich in dieser Sprache nicht fertig ausdrucken konnte, so ward ich als ein Herold ausgesandt, den Krieg ordentlich anzukündigen, und zugleich Nachricht einzuziehen, mit was für Waffen man streiten wolle, und ob es nicht erlaubt sey, lateinisch zu disputiren. Der Priester ließ sich dieses gefallen, und setzte einen gewissen Tag feste, da sie zusammen kommen wollten. Sie fingen demnach beyde den Streit an, und erneuerten denselben nachher wieder an verschiedenen Orten mit abwechselnden Glücke. In dem ersten Treffen, welches an dem gewöhnlichen Orte in der Capelle gehalten ward, siegte der Däne. Der Priester verließ mit grossem Eifer sein Catheder, und forderte den Studenten an einem andern Orte der Stadt zu einem neuen Zweykampf aus. Aber mit dem Orte veränderte sich auch das Glücke. Denn da der Geistliche, welcher bisher nur mit solchen Personen gestritten hatte, die er leicht übersehen konnte, wahrnahm, daß er mit einem stärkern Gegner zu thun habe, so nahm er sich sehr in Acht, und disputirte nicht nur ordentlicher und gelehrter, sondern er redete auch besser Latein. Der Fehler des Studenten

denten bestand hauptsächlich darinn, daß er in der Kirchenhistorie nicht so sehr, als in der Polemic erfahren war. Denn so bald sich der Priester in die Enge getrieben sahe, so führte er seinen Gegner in die Kirchenhistorie, als in einen Labyrinth, woraus dieser sich nicht wieder zurechte finden konnte. Der Krieg aber ward doch durch diese beyde Feldschlachten nicht geendiget. Sie machten zwar bisweilen einen Stillstand, aber es kam niemals zu einem völligen Frieden. Denn der Krieg gieng zwischen ihnen beyden zu verschiedenenmalen von neuen an, und ward mit abwechselden Glücke geführet. Es würde viel zu weitläuftig fallen, wenn ich alle kleine Streiffereyen und die geringen Treffen, welche sie miteinander hielten, hier erzehlen wollte. Ich will vielmehr nur noch zwo merkwürdige Feldschlachten anführen, in der einen büßte der Geistliche sehr viel ein. Es entstand ein Streit unter ihnen wegen einen Partikel, die in der Vulgata durch denn ausgedruckt worden, im hebräischen Grundtext aber so viel als und bedeutet. Der Student berief sich auf den Grundtext, und wie er merkte, daß der Priester darinn ganz unerfahren war, so ließ er denselben nicht los, sondern führte ihn, alles Widerstandes ungeachtet, nach dem gelobten Lande. Worüber aber der Priester dergestalt erschrack, daß er nichts darauf zu antworten wußte, sondern einen andern Gegner aufforderte. Aber das letzte Treffen fiel schlecht

für den Studenten aus, da die Frage war: Wem es zukomme, die Schrifft zu erklären? Wie der Geistliche damals von der Catheder stieg, so sahen ihn die Pariser eben so an, wie die Carthaginenser nach der Schlacht bey Cannas den Hannibal. Wenn der Student in der Kirchenhistorie besser wäre erfahren gewesen, so hätte er seinen Gegner mit seinen eignen Waffen bekriegen können. Er hätte ihm nur die Unbeständigkeit der römischen Kirche vorwerfen, und ihm zeigen können, wie sehr die Canones, die auf den Conciliis festgesetzt worden, miteinander streiten. Denn durch solche Gründe kann man die Papisten am besten widerlegen. Aber unsere jungen Geistlichen üben sich nur in der Polemic, und versäumen die Kirchengeschichte, welche Nachläßigkeit öfters den Weg zum Abfall bahnet. Die Papisten pflegen insgemein diese Frage, welche vielen Schein hat, aufzuwerfen. Da die Schrifft so verschiedentlich erklärt, und auf diese Art von den allgemeinen Conciliis, auf eine andere Art aber von einem wittenbergischen Mönchen ausgelegt wird, welchen Weg soll man nun erwählen als den sichersten? Wenn jemand in der Kirchenhistorie sich nicht umgesehen hat, so wird ihm unstreitig die Erklärung die sicherste und beste zu seyn scheinen, welche von so vielen und fast von der ganzen Christlichen Welt angenommen worden. Ein ganz andres Urtheil aber wird derjenige fällen, dem die Betrie-

gerey

gerey der Geistlichen, die Unbeständigkeit und schlechte Beschaffenheit der Concilien, und die Gewalt, welche sich die Päpste dabey angemasset haben, aus der Kirchengeschichte bekannt ist.

Diese Ausschweifung ist fast gar zu lang gerathen, es ist Zeit, daß ich zu meiner eignen Geschichte zurücke kehre. Ich merkte, daß mein Stipendium von hundert Reichsthaler in Paris nicht hinreichen würde, und deßfalls war ich in dem ersten Monate sehr besorgt, weil ich nach gemachten Ueberschlag nicht wußte, auf was für eine Art ich mich aus diesen bedrängten Umständen reissen sollte. Man mußte alles sehr theuer bezahlen, nur die Gelehrsamkeit konnte man um ein geringes kauffen, weil beynahe alle Gelehrte im ganzen Reiche nach Paris, als dem Mittelpunkte des Landes, sich begeben, wodurch die dortige hohe Schule mit Gelehrten recht beschweret ist. Man siehet allenthalben ganze Schaaren von Rectoribus, Grammaticis und Juristen, welche für ein gar geringes Geld die Jugend unterrichten und insgemein Repetiteurs genannt werden. Einer unter diesen war mein vertrauter Freund. Von demselben erfuhr ich, daß Paris kein Paradies der Gelehrten sey, sondern, daß dieselben an diesem Orte sehr elend leben müßten. Er war in der Arzeneykunst, wie auch in dem geistlichen und weltlichen Recht nicht unerfahren. Dennoch aber erwies er durch sein Beyspiel, daß das

Sprüchwort auch seine Ausnahme leide, wenn es heißt:

Dat Galenus opes, dat Iustinianus honores.

Denn es war zweifelhaft, ob er ärmer oder gelehrter war. Dieses muß man den Einwohnern von Paris zugestehen, daß sie die Gelehrsamkeit nicht nach dem Barte oder nach den groben Kleidern beurtheilen, wie wohl ehedem zu geschehen pflegte, sondern derjenige ist nach dem Urtheile des gemeinen Mannes der gelehrteste, der am meisten geputzt ist; da im Gegentheil derjenige, der schlecht oder unsauber einhergehet, als sehr ungeschickt und ungelehrt angesehen wird. In dem Hause, worinnen ich wohnte, hielt sich auch ein Zahnarzt auf, welcher aber mit seiner Kunst nichts verdiente, weil er sehr sparsam und genau lebte. Wie er aber nachher die Gemüthseigenschaft der Nation kennen lernte, so schaffte er sich einen kostbaren Wagen an, und lebte prächtig, wodurch er sehr viel Geld erwarb. So schwer hält es, daß man den gemeinen Mann in Paris dahin bringe, daß er glaube, was Cäcilianus sagt:

Saepe est etiam sub pallio sordido sapientia.

Mein Wirth, der ein Schneider war, gieng stets sehr geputzt und nett, und gab mir, wie ich mich nach der Ursache seiner Aufführung erkundigte, zur Antwort: Wenn ich mich nicht so sauber kleidete, so würde man mich für einen schlechten Arbeiter halten.

Es ist bereits sowol von alten als neuen Scribenten bemerkt worden, daß die Einwohner in Paris vor allen andern darinn etwas besonders haben, daß sie sich durch Kleinigkeiten, welche in die Augen fallen, so leicht einnehmen lassen, deßfalls sie auch von ihren eigenen Landsleuten, welche umher in den Provinzen wohnen, les Badaux de Paris genannt werden. Denn obgleich Paris, wenn man auf die Menge der Einwohner sieht,, allein eine kleine Welt ausmacht, ob man gleich dorten wie auf einem Sammelplatze alles antrifft, was der Fleiß und Hochmuth, die Verschwendung und Eitelkeit der Menschen zuwege bringen kann; ja obgleich Paris eine der fruchtbarsten Städte an Veränderungen und Abwechslungen ist, die man sich nur jemals vorzustellen vermögend ist: So kann doch nicht das allergeringste vorgehen, daß nicht gleich die ganze Stadt in Bewegung gesetzt wird, und alle mit der größten Geschwindigkeit nach der Thüre eilen, um das zu sehen, weßfalls unsere Bauren kaum einen Fuß aus dem Hause setzen würden. Aus dieser Ursache kann auch die Obrigkeit, welche das Naturell ihrer Bürger genau kennet, dieselben durch allerhand lächerliche Aufzüge zu allem, was sie wünschet, bewegen und dadurch in dem Gehorsam erhalten. Selbst in ihrem Aufruhre zeigen sie etwas lächerliches. Auch die ernsthaftesten werden die Historie der Schleuderer nicht ohne lachen lesen können,

welche alles, und auch so gar ihr Brod, wie eine Schleuder machen lassen. Eben so lächerlich war der Aufruhr, der zu den Zeiten Clemens des Eilften wegen der berüchtigten Constitution entstand, da sich die Partheyen durch verschiedene Bänder, die sie à la Constitution oder à la Regence nannten, von einander unterschieden, und dadurch anzeigen wollten, daß sie entweder zu der Parthey des Papstes oder des Regenten gehörten. Manchmal ist ein Aufruhr durch die allergeringsten Dinge gedämpft worden, von dem man vorher besorgte, daß er den Untergang des gemeinen Wesens nach sich ziehen würde. Dieses war dem Cardinal Retz sehr wohl bekannt. Wenn die Bürger sich versammlet hatten, und in der äußersten Bewegung waren, so pflegte er zu sagen, sie würden schon auseinander gehen, wenn die Zeit käme, daß sie speisen oder spatzieren sollten, denn diese Stunden versäumten die Pariser nicht gerne. Sie nennen dieses mit einem eignen Namen, se Jesheurer.

Ich habe bereits vorher erwehnt, daß der Jurist, mit welchen ich in Paris eine vertraute Freundschaft aufgerichtet, mir den Zustand der Gelehrten so kläglich abgeschildert, daß bey mir alle Hoffnung verschwand, etwas durch das, was ich gelernet hatte, zu verdienen. Doch gab er mir zugleich sehr gute oeconomische Regeln. Ich hatte mein Zimmer in der Vorstadt St. Germain genommen, welche

Gegend

Gegend der Stadt den Fremden am bequemsten ist, da sie nahe bey dem Schlosse, dem Rathhause, dem Opernhause und den öffentlichen Gärten liegt. Und aus dieser Ursache pflegen diejenigen, welche sich blos ihres Vergnügens halber in Paris aufhalten, diese Gegend allen andern vorzuziehen. Man trifft auch deßwegen hier die erfahrensten Wirthe an. Hingegen die Franzosen selbst, welche aus den Provinzen nach Paris kommen, erwählen lieber die Gegend der Stadt, welche die Universität genannt wird, wo alles wohlfeiler, die Luft mehr gereinigt, und das Wasser gesunder ist. In der Vorstadt St. Germain muß man Flußwasser trinken, welches zwar denen Einwohnern selbst keinen Schaden thut, aber den Fremden sehr ungesund ist. Denn diese werden insgemein, ehe sie sich dazu gewohnen, am Fieber oder auch an der Diarrhee krank, welches man in Paris nennt, den Schatz bezahlen oder hänseln. Ich lag einen ganzen Monat an der Diarrhee krank; mein einziger Trost aber bestand darinn, daß alle Fremde mit mir ein gleiches Schicksal erfahren mußten.

Mit der Zeit ward ich in der Haushaltungskunst so erfahren, daß ich meinen Lehrmeister selbst darinn übertraf. Wenn nachher ein Däne oder Norweger nach Paris kam, und sich wegen solcher Umstände bey dem Bibliothecario Bormann, dessen ich bereits oben erwehnt,

erkundigen wollte, so wies er denselben mit diesen Worten zu mir, da habt ihr einen Landsmann, welcher die parisische Oeconomie weit besser, als ich verstehet.

Wie ich die Vorstadt St. Germain verließ, so erhielt ich ein Zimmer nahe bey der Sorbonne für einen sehr geringen Preis. Diese Gegend ist ganz mit armen Studenten, theils Franzosen, theils catholischen Irländern angefüllt. Mit diesen letztern gerieth ich leicht in Bekanntschaft, weil ich englisch konnte. Unter denen, mit welchen ich umgieng, befanden sich auch Minister und Räthe des St. Georgordens; ihr Umgang aber war mir gar nicht kostbar, weil ihr Adel, nicht aber ihr Reichthum sie allein von dem gemeinen Volke unterschied. Sie waren auch gar nicht hochmüthig. Ein Glas Bier und eine Pfeiffe Toback verschmäheten sie nicht, und in Ermangelung andrer Confituren konnte man ihnen dieses ohne Bedenken vorsetzen. Wie ich einmal vom einem adelichen Irländer zur Hochzeit geladen ward, so bestand das ganze Gastmahl in Käse, verschimmelten Brod, und schlechten Wein; mehr war nicht vorhanden. Die Nebengerichte waren Küsse, denn wir küßten alle die neue Braut, auch sogar in der Kirchen, welches bey den Irländern gebräuchlich ist. Mir aber gefiel diese Gewohnheit nicht. Denn unsre Braut war so beschaffen:

Quali per mediam nolis occurrere noctem.

Die

Die meisten Irländer, welche sich in Paris aufhalten, leben von öffentlichen Geldern, weil sie kein Bedenken tragen, zu behaupten, daß sie wegen der Religion ihr Vaterland verlassen haben. Sie reden alle von grossen Mitteln, und von ihrem hohen Stande, welche Vorzüge aber von ihnen der Religion wegen willig verlassen worden. Uebrigens aber kann man sie durch ihre Aufführung im geringsten nicht von dem gemeinen Manne unterscheiden, wenn man den Hochmuth allein ausnimmt, womit sie geplagt werden. Ihre Lebensart ist so grob und gemein, daß ich mich mit der Zeit ihres Umgangs gänzlich entschlug, und die Freundschaft der Franzosen wieder suchte. Denn ob solche gleich sehr leichtsinnig und unbeständig sind, so zwingen sie doch einen jeden durch ihr angenehmes Wesen, daß man sie wider seinen Willen lieben muß. Wie aber keine Regel so feste ist, daß sie nicht ihre Ausnahme haben sollte, so bemerkte ich auch noch bey einigen Franzosen gewisse Ueberbleibsel der alten Grobheit. Denn es schien, als wenn diejenigen, welche mit mir in einem Hause wohnten, die französische Artigkeit ganz verbannt hätten. Sie waren alle hypochondrisch und murrisch, bis auf die Wirthin; aber dieser Fehler ward durch einen sehr redlichen und aufrichtigen Umgang reichlich wieder ersetzt. Weil ich selbst hypochondrisch bin, so glaubte ich, daß ich durch eine magnetische Kraft in dieses Haus gezogen

worden,

worden, wo ich alles fand, was meinem Sinne und Wunsche in der ganzen Stadt gemäß war. Wenn man ein Verzeichniß von denen hypochondrischen Personen in ganz Paris hätte machen wollen, so würde man nicht so viele in den allergrößten Gassen der Stadt, als in diesem Hause allein angetroffen haben. Unter allen war keiner ärger und murrischer, als ein Studiosus theologiä, welche dorten alle Abbé genannt werden. Er war aber ehrlich, aufrichtig, und ein sehr treuer Freund seiner Freunde, daß man ihm alles sicher und ohne das geringste Bedenken übergeben konnte. Ich faßte auch daher ein solches Vertrauen zu ihm, daß ich alles, was ich hatte, bis zu meiner Wiederkunft in seine Hände gab, da ich nach Italien reisete.

Kurz darauf kamen viele von meinen Landsleuten in Paris an. Der erste, den ich sahe, war Michael Rög, ein vortreflicher Medailliſt. Er hatte nebst mir die Schule zu Bergen besucht, und der berühmte Lintrup hatte ihn würdig befunden, daß er die hohe Schule in Kopenhagen mit Nutzen besuchen konnte; wo er sich auch eine Zeitlang aufhielt. Nicht lange darauf aber verließ er das Studiren, und legte sich auf diese Kunst, worinn er innerhalb einer kurzen Zeit der beste Meister bey uns geworden. Wie er nach Paris kam, so legte er seine Probe ab, und ward in königliche Dienste aufgenommen. Nach ihm kamen noch mehrere von

meinen

meinen Landsleuten, und deßfalls hörte ich völlig auf zu philosophiren.

Ich war nunmehr anderthalb Jahr in Paris gewesen, und war nicht damit vergnügt, daß ich Frankreich, Deutschland, Holland und England gesehen, sondern ich hatte eine grosse Begierde, noch mehrere Länder zu sehen. Die Lust ausserhalb Landes und immer weiter zu reisen vergrössert sich allezeit mehr und mehr, und hält eben so wenig Maasse, als derjenige sich halten kann, der von einem steilen Berge herabläufft. Ich hörte von einem französischen Studenten, daß eine Reise von Paris nach Rom nicht mehr koste, als zwanzig Reichsthaler. Dieses war mir eine überaus angenehme Nachricht, und nachdem ich mir alle Umstände von ihm erzehlen lassen, so konnte ich mich dieser Gedanken nicht wieder entschlagen. Auf der einen Seite hatte ich mit der Lust zu kämpfen, auf der andern aber stund die Vernunft, und widerrieth mein thörichtes Unternehmen. Hier machten mich mein schwacher Cörper, mein geringes Vermögen, Banditen, Seeräuber, Staub und Hitze unruhig: Dort aber winkte mir die eitle Ehre, wodurch die Menschen, und insonderheit meine Landsleute, angetrieben werden, daß sie kein Bedenken tragen, ausserhalb Landes zu reisen, um dasjenige zu sehen, was sie mit viel geringerer Gefahr in ihrem eigenen Vaterlande eben so gut sehen könnten. Ich stritte eine lange Zeit mit mir selbst, endlich ward den-

dennoch die Vernunft durch die Lust überwunden, und ich faßte den Entschluß, die Reise anzutreten. Dieses gab Anlaß zu dem Gerüchte, welches man in meinem Vaterlande von mir ausstreuete, daß ich meine Religion verändert hätte, und niemals wieder zurücke kommen würde.

Im Anfang des Augustmonats gieng ich mit einer Schoyte gerade nach Auxerre. Die Einwohner dieses Orts scheinen sehr andächtig zu seyn. Denn die Bildsäule des heiligen Christoph, welchen man hier siehet, ist weit grösser, als die Bildsäule dieses Heiligen zu Paris, obgleich diese auch so groß ist, daß ein Altar zwischen den Beinen stehet,, worauf die Catholicken in der Marienkirche Messe halten. Beyde Städte verehren den heiligen Christoph mit grosser Andacht, welcher aus den größten Statuen erhellet, die sie ihm zu Ehren errichtet haben. Doch gehöret Auxerre in diesem Stücke der Vorzug. Diese ganze Reise kostete mir nicht mehr, als fünf oder sechs Gulden, da doch Paris und Auxerre einige Tagereisen weit von einander entfernt sind. Dieses aber war mir am beschwerlichsten, daß wir auch des Nachts fahren mußten, denn unter so vielen Reisenden kann man niemals zum Schlaf gelangen. Einige lehnten sich an die Wand, einige lagen einander auf die Arme, einige steckten die Köpfe zusammen, und es schien mehr, daß sie schliefen, als daß sie wirklich schlafen sollten.

Den-

Dennoch legte ich diese Reise nicht ohne Vergnügen ab. Denn das Ufer ist allenthalben mit Wäldern oder Feldfrüchten besetzt, hin und wieder sind auch einige Städte an diesen Flüssen gebauet, welcher Anblick dem Auge eine angenehme Veränderung macht, und endlich fehlte es auch nicht an allerhand Scherz und lustigen Historien. Ich sahe, daß der größte Theil meiner Reisegefährten den Entschluß faßte, zu Fusse weiter zu gehen. Ich folgte ihren ruhmwürdigen Fußstapfen nach, welches mir auch am dienlichsten war, und gieng zu Fuß nach Chalons in Burgund. Auf dieser Reise brachte ich sechs Tage zu. Ich erwählte zu meinen Reisegefährten diejenigen, welche ich für die besten und aufrichtigsten ansahe. Aber ich ward sehr betrogen, und fand, daß der Poet wahr gesagt:

Nimium ne crede colori.

Denn unter diesen dreyen Reisegefährten war nur ein einziger befindlich, der ehrlich und wohlgesittet war, dem ich aber im Anfang gar nichts gutes zutrauete. Die andern beyden waren nichtswürdige Leute. Auf der Reise hörte ich nichts anders von ihnen, als Lügen, und ein unzüchtiges und unnützes Geschwätze, wodurch sie hinlänglich zu erkennen gaben, zu was vor einem herrlichen Leben sie müßten gewohnt seyn. Uebrigens war ihre Aufführung nicht ganz ungeschickt, sondern sie hatten noch etwas artiges im Umgange aus Paris an sich.

Einer von ihnen versicherte sehr hoch, daß er mehr als zwanzig Maitressen von vornehmen Stande herrechnen könne, mit denen er in Paris sehr vertraut umgegangen. Der andere gab uns von einigen neuen, und wie er sie nannte, sehr klugen, und noch nicht gemeinen Eydschwüren Nachricht, die er in Paris gelernet, und die in denen Provinzen noch nicht gebräuchlich wären. Ob sie gleich der päpstlichen Kirche zugethan waren, so fand ich doch, daß die Verehrung der Heiligen ihnen nicht sonderlich zu Herzen gieng. Denn da wir mitten in Burgund waren, überfiel uns ein so heftiger Platzregen, daß wir in eine Bauerhütte, die wir auf dem Wege antraffen, fliehen mußten. Hier erzehlte uns ein altes Weib, daß die Einwohner diesen Regen durch eine feyerliche Procession von einem gewissen Heiligen, der ein Patron des Orts war, erbeten hätten. Wie aber die Frau dieses mit aufgehobenen Händen sagte, so ward einer von meinen Reisegefährten, der am Fenster stand, und seine Kleider trocknete, darüber so erbittert, daß er derselben im Zorn antwortete: Que le diable vous emporte avec votre bougre de Saint. Ich hörte sonst auch von ihnen, daß sie die meisten Heiligen absetzen würden, wenn man ihnen zuliesse, eine Reformation unter denselben vorzunehmen. Aber den Patriarchen Noah würden sie sich zum Patron wählen, weil er die Kunst erfunden, Weinberge anzulegen.

legen. Nichts destoweniger fielen sie doch alle Abend, ehe sie zu Bette giengen, auf die Knie, und beteten sehr andächtig. Sie wunderten sich, daß ich nicht ein gleiches that. Ich aber bewunderte die Verwegenheit dieser gottlosen Leute noch weit mehr, welche ein so ruchloses Leben führten, und sich doch nicht scheueten, sich so oft vor dem Angesichte GOttes einzustellen. Der dritte von meinen Gefährten war ein Apotheker aus Lyon, welchen ich als meinen Schutzgeist ansahe. Denn wenn derselbe bey mir war, so befürchtete ich nichts, weil er mir aufs verbindlichste die Versicherung gegeben hatte, daß er mir auf alle Art dienen wollte; und wenn die andern Strittigkeiten anzufangen Lust bezeugten, so hätte er Kräfte und Muth genug, es mit beyden aufzunehmen. Wie ich aber einmal des Abends des rechten Weges verfehlte, so büßte ich zugleich meinen Patron ein, und war gezwungen, mit dem andern gottlosen Menschen durch die engen Wege zu gehen, worauf mich derselbe geführt hatte. Wie ich dieses merkte, so gerieth ich in eine grosse Angst.

Obstupui, steteruntque comæ, vox faucibus hæsit.

Sobald er aber meine Furcht wahrnahm, so fieng er an, mich mit allerhand Scheltworten zu belegen, und mir zugleich mit dem Degen, an welchem er öfters die Hand legte, zu drohen. Hiedurch ward meine Angst verdoppelt, ich

sahe mich nach der Flucht um, aber ich sahe keine Gelegenheit zu entfliehen, da ich wußte, daß er schneller lauffen konnte, und stärker als ich war. Wie er aber mit seinem Degen ohne Unterlaß ins Gebüsche hauete, und dadurch einen Ausgang suchte, so verlohr er denselben in dem Gesträuche. Er ward durch diesen Verlust noch mehr erbittert, mir aber gereichte dieser Zufall zu einem grossen Troste. Ich verbarg aber meine deßfalls geschöpfte Freude auf alle Art, und stellte mich vielmehr, als wenn mir dieser Zufall sehr zu Herzen gienge. Ich suchte, dem Schein nach, eben so sorgfältig als er in dem Gesträuche, um den Degen wieder zu finden, ob ich gleich sehr erfreuet war, daß er denselben verlohren, und ich es am liebsten gesehen hätte, wenn er ganz nackend gewesen wäre. Ich suchte den Degen sehr lange, oder ich stellte mich vielmehr, als wenn ich ihn suchte, denn wenn ich ihn gleich gefunden hätte, so würde ich denselben doch meinen Gefährten nicht wiedergegeben haben, da er mich vor kurzer Zeit mit demselben gedrohet hatte. Endlich trafen wir ohngefehr einige Bauren an, welche uns wieder auf den rechten Weg brachten. Wir trafen endlich unsere andern Reisegefährten in einem Wirthshause wieder an. Ich erzehlte dem Apotheker das Unglück, welches mir inzwischen begegnet war, und wir faßten im Anfange den Entschluß, allein unsere Reise fortzusetzen. Weil wir aber

nur vier Meilen von Chalons entfernet waren, so verbargen wir unsern Verdruß, und blieben in ihrer Gesellschaft. Von Chalons reiseten wir mit einer Schoyte nach Lyon.

Auf dieser Reise hatte ich nebst meinen andern Reisegefährten ein grosses Vergnügen an einem Abte, welcher ein eifriger Cartesianer, und in der lateinischen und griechischen Litteratur sehr wohl erfahren war. So grosse Wissenschaft er aber auch besaß, so grob und ungeschickt war seine Aufführung. Er konnte mit niemanden Frieden halten, und ward deßwegen auch von allen wieder angegriffen. Ich ruhete einige Tage zu Lyon aus, welche Stadt an Grösse, Zierde und schönen Gebäuden keiner Stadt in Frankreich, als Paris, etwas nachgiebt. Es schien, als wenn ich in eine neue Welt gekommen wäre, so sehr sind die Einwohner in Lyon von denen andern Franzosen in dem nordlichen Theil Frankreichs, in Absicht auf die Sprache, Lebensart und Sitten, unterschieden. Die Stadt war damals wegen des Todes Ludwig des Vierzehenden in grosser Bestürzung, und wie insgemein die Todesfälle grosser Herren durch wunderbare Begebenheiten pflegen vorher verkündiget zu werden, so bildete sich auch damals der Pöbel in Lyon ein, daß der Geist des Königs hin und wieder erschienen sey. Ich konnte aber nicht alles, was sie sagten, verstehen, weil ich das Gaskonische, was sie redeten, nicht verstand.

Diese Sprache ist aus der italiänischen und spanischen zusammengesetzt, und ist also keiner von beyden vollkommen ähnlich, weil sie von beyden etwas angenommen hat. Z. E. anstatt lieu und poule sagen die Gaskonier lega und gallina; und aus dieser Ursache können auch die übrigen Franzosen sie nicht verstehen. Von Lyon gieng ich mit einer Schoyte nach Avignon. Diese Reise ist sehr bequem. Denn sie bedienen sich keiner Treckschoyten, sondern sie gehen allein mit dem Strome nieder über die Rhone. Der Strom ist zu gewissen Zeiten so stark, daß das Schiff leicht Schaden nehmen kann, wenn nicht ein verständiger und erfahrner Steuermann am Ruder sitzet. Denn das Schiff will sich bisweilen durch das Ruder nicht regieren lassen. Wir legten also diese vierzig gaskonische Meilen ohne Segel und Ruder in zwey Tagen zurücke, und daher rührt es, daß man kaum mit aller Macht wieder hinauf kommen kann, wenn der Strom stark niedergehet. Nun waren nur noch siebzehn Meilen durch Provence übrig. Diesen Weg gieng ich mit dem größten Vergnügen. Denn man trifft daselbst mehrere Städte als Dörfer an. Das Feld ist mit Korn, Wiesen, Weinbergen und kleinen Wäldern allenthalben angefüllet, daß es scheint, als ob man stets in einem Garten gienge. Und daß ich alles kurz zusammen fasse, ich habe niemals ein Land gesehen, welches fruchtbarer und angenehmer gewesen

wesen wäre, als dieses. Wie ich aber auch diesen Weg zurück gelegt hatte, so stellte ich mir mein thörichtes Unternehmen recht lebhaft vor Augen, daß ich mich durch eine blinde Lust so sehr hinreissen lassen, und mich einer so grossen Gefahr und so vieler Beschwerlichkeit unterworfen. Mein Gemüth aber ward bald wieder beruhiget, da ich mir vorstellte, daß ich das schwerste bereits überwunden, und daß ich in einer kurzen Zeit über alles, was mir etwa noch bevorstünde, würde gesiegt haben. Ueberdem gefiel es mir zu Marseille sehr gut, woselbst ich vieles sahe, was ich vorher noch niemals gesehen hatte, und wodurch meine Neugierde sehr gereitzt ward. Ich sahe daselbst verschiedene orientalische Nationen, eine grosse Menge Galeeren, und viele christliche und türkische Gefangene, welche das Eisen, so ihnen entweder an die Hände oder Füsse geschmiedet war, durch die Stadt schleppten. Dieser Anblick sollte einem billig Thränen auspressen, bey mir aber erweckte er eine Art des Vergnügens, weil ich solches vorher noch niemals gesehen hatte.

Ausser den Galeeren war der Hafen auch mit andern Schiffen angefüllet, die segelfertig lagen, und nach Constantinopel, Smyrna, Alexandrien und andere Städte an dem mittelländischen Meere abgehen wollten. Der blosse Anblick des mittelländischen Meeres erweckte in mir eine besondere Freude, weil mich dünkte, ich sey in einer kurzen Zeit in eine neue Welt

gekommen. Ausserhalb der Stadt auf dem Feld sollte man im Anfange fast glauben, als wenn viele Städte beyeinander lägen. Denn die Dörfer sind an einigen Orten in einer sehr geringen Entfernung voneinander angelegt, an andern Orten aber liegen sie ganz nahe beysammen. Insonderheit gefiel mir der Ort, wo sich die Kaufleute zu versammlen pflegen, und den die Einwohner les loges nennen, so wol wegen des prächtigen Gebäudes, als auch wegen der grossen Anzahl der daselbst befindlichen Kaufleute, welche in Absicht auf die Sprache und Sitten mit den übrigen europäischen nicht übereinstimmen, doch schienen mir die Einwohner an diesem Orte nicht so umgänglich und wohlgesittet zu seyn, als die andern Franzosen. Aus dieser Ursache pflegen auch die Italiäner, welche den Städten gewisse Beynamen geben, diese Stadt Marsigli la brutta zu nennen.

Da ich mich acht Tage zu Marseille aufgehalten hatte, gieng ich zu Schiffe nach Genua. Man kann in den Hafen zu Marseille nicht gut hineinkommen, und es fällt eben so schwer, wenn man aus demselben wieder hinaus ins Meer will. Denn man muß gleichsam in einem Kreyse segeln, ehe man in die offenbare See kommen kann. Je beschwerlicher es aber ist, in diesen Hafen zu kommen, oder auch aus demselben wieder in die See zu gelangen, desto sicherer liegen auch die Schiffe in demselben. Denn die Macht der Wellen wird allemal vor-

her gebrochen, ehe sie in den Hafen dringen, und wenn es in der See am stärksten stürmt, so merkt man im Haven nur sehr wenig davon. Ich übergehe alles, was uns auf dieser Schifffahrt begegnete. Wie oft wir guten Wind gehabt und wie oft uns derselbe entgegen gewesen. Denn ich besorge, daß ich durch die auf den Schiffen gebräuchliche Redensarten, Südwest, Nordost ꝛc. ihr zärtliches Gehör beleidigen möchte. Dieses einzige will ich nur anführen, daß ich auf dieser Reise durch ein Fieber sehr angegriffen ward. Es ist sehr glaublich, daß ich mir solches dadurch zugezogen, daß ich gar zu viele Trauben gegessen, denn daher entstehet die meiste Zeit ein Fieber, insonderheit, wenn die Trauben noch unreif sind. Das Fieber nahm so sehr überhand, daß ich acht Tage in der Kajüte des Schiffers zubringen mußte. Meine andern Reisegefährten aber traten öfters ans Land, sich zu erfrischen. Wie sie einmal vom Lande wieder an Bord kamen, so erzehlten sie mir mit einem grossen Gelächter, daß die Einwohner in einer gewissen Stadt in Ligurien eine ganz wunderliche Sprache redeten. Sie sagten mir auch verschiedene Wörter, die weder französisch noch italiänisch waren. Z. E. Tosa, wodurch sie eine Magd anzeigten. Die Norweger pflegen noch heutiges Tages eine Magd Tosa oder Tausa zu nennen, und daher zweifelte ich nicht, daß dieses Wort der Gothen und Longobarden annoch

den Ursprung schuldig sey, wie verschiedene andre. Z. E. Tosca, Stuffo, Stalla, Stivali ꝛc.

Wie ich nach Genua gekommen war, so hoffte ich, durch Hülfe einiger Arzeneyen in kurzer Zeit von meinem Fieber befreyet zu werden. Aber meine Krankheit nahm so sehr zu, daß ich gezwungen ward, das Bette zu hüten. Gleich darauf aber verwandelte sich mein Fieber in ein Quartanfieber, und man sagte mir in Genua, daß solches den ganzen Winter durch anhalten würde. Wenn man im Sommer mit dem Fieber befallen wird, so verwandelt sich dasselbe gegen den Herbst allemal in ein Quartanfieber, und währet den ganzen Winter durch, welches Juvenal bereits zu seinen Zeiten durch diese Worte bemerkt hat:

Autumno quartanam sperantibus aegris.

Ich würde mit Gedult diesen harten Zufall überstanden haben, wenn mir derselbe nur in einem andern Lande, als Italien, und in einer andern Stadt, als Genua, begegnet wäre. Denn an diesem Orte mußte ich erfahren, daß die Gottesfurcht, Barmherzigkeit, und andere christliche Tugenden bey den Wirthen niemals einen Eingang gewonnen. Denn wenn sie von den Italiänern selbst Genti senza fede genannt werden, so können sie gewiß von andern keinen bessern Ruhm erwarten, ja, da die Genueser selbst die Wirthe Raben nennen, so können die Fremden dieselben sicher mit dem Namen der

Wölfe belegen. Mein Wirth war von eben einer solchen Gemüthsart. Er rechnete nicht, wie viele Nächte ich bey ihm zugebracht, wie andere Wirthe zu thun pflegen, sondern er zählte jede Stunde, da ich schlief, und wenn ich mich Nachmittags aus Mattigkeit bisweilen auf das Bette warf, so forderte er für eine jede Stunde Geld, und sagte: Tanto per la notte, e tanto per il giorno.

Endlich griff mich die Krankheit so stark an, daß ich an meinem Aufkommen zweifelte. Sie können leicht erachten, mein Herr, wie sehr ich meine thörichte Reise werde bereuet haben, da ich in Paris den Winter sehr vergnügt bey meinen vertrauten Freunden hätte zubringen können. Hier lag ich ohne alle menschliche Hülfe, es war niemand vorhanden, welcher meinen sinkenden Körper durch seine Hülfe unterstützte, und ich hatte keinen Freund, der sich meiner Seele, die bereits auf ihrer Flucht begriffen war, annehmen, und solche zu dem wichtigen Schritte, den sie thun sollte, bereiten konnte. Dennoch verbarg ich meine gefährliche Krankheit, so viel es nur immer möglich war, weil ich mich für die Mönche fürchtete, die durch ihr ungereimtes Geschwätze mich vollends mit leichter Mühe würden hingerichtet haben. Ich überließ demnach alles dem Höchsten und dessen Vorsehung; ich sprach mir selbst einen Muth ein, und widerstand dem Kummer, so gut ich konnte; ich ertrug alles mit Gedult, und ver-

barg meine Krankheit. Dieselbe ward auch wirklich dadurch, daß ich mich so hart hielte, nicht nur gebrochen, sondern das Glück schien mir auch wieder gewogener zu werden. Denn da ich einmal aus dem Fenster sahe, und einen jungen Franzosen erblickte, so bat ich denselben, ob ich ihn gleich sonst nicht gar genau kannte, daß er zu mir kommen möchte, und stattete ihm von meinen Widerwärtigkeiten, die ich hier erduldet hatte, einen umständlichen Bericht ab. Er trug Mitleiden mit mir, und sagte dem Wirthe derbe Wahrheiten. Dieser aber blieb ihm nichts schuldig, weßfalls der Franzose so erbittert ward, daß er aus allen Kräfften auf ihn zuschlug; der Wirth ersetzte dieses nach äusserstem Vermögen wieder; welches alles ich durch eine Ritze in der Thüre mit ansahe. Wie endlich der Streit geendiget war, so kam der Franzose wieder in mein Zimmer, und bat mich, daß ich meine Sachen zusammen suchen möchte, weil er mir eine andere Wohnung anweisen wollte. Wie ich auf eine so glückliche Art aus diesem Raubneste entwischt war, so erholte ich mich in meinem neuen Quartier in kurzer Zeit so sehr wieder, daß ich, wenn das Fieber etwas nachließ, ausgehen konnte. Ich bewunderte die prächtigen Gebäude dieser Stadt ungemein, welche ich weit schöner und herrlicher fand, als ich jemals gedacht, oder als mir solche auch von andern beschrieben worden. In der Gasse, welche Strada nuova genannt

nannt wird, siehet man keine Häuser, sondern lauter Palläste. In den andern Strassen der Stadt, ob sie gleich mit der sogenannten neuen Gasse nicht können verglichen werden, trifft man dennoch auch sehr herrliche und prächtige Gebäude an, unter denen einige von Marmor aufgeführet worden; und die man nicht ohne Erstaunen und ohne die größte Bewunderung sehen kann. In den meisten Kirchen sind die Wände und der Fußboden mit Marmor überzogen. In dieser Stadt hörte ich auch zum erstenmal ein italiänisches Concert; da aber die Genueser in vielen Stücken, wegen der Nachbarschafft, mit den Franzosen übereinstimmen, so sind ihre Concerte auch den französischen ähnlich, denn sie brauchen viele blasende Instrumente, welche bey den andern Italiänern mehrentheils abgeschafft worden. In der Vocalmusic scheint es, als wenn sie weinen, so daß ich auch glaubte, wie ich dieses zum erstenmal hörte, daß der Sänger von dem Director geschlagen worden, und gezwungen sey, wider seinen Willen zu singen. Aber ich habe befunden, daß dieses an andern Orten in Italien ebenfalls geschiehet. Und deßwegen ist das Sprichwort der Franzosen nicht aus Neid entstanden, wenn sie sagen: Die Italiäner weinen.

Die Regierungsform zu Genua ist aristocratisch, und die Stadt wird durch den Adel regieret. Der vornehmste im Rath wird der Doge genannt. Diese Würde bleibt nicht bestän-

ständig bey einer Person, wie bey den Venetianern gewöhnlich ist, sondern sie wechselt ab. Zu der Zeit, wie ich in Genua war, legte eben ein Doge sein Amt nieder, und ein andrer ward wieder an des vorigen Stelle erwählt, welches alles aber mit so wenigem Geräusche vollzogen ward, daß an vielen Orten ein weit grösserer Auflauff ist, wenn nur ein neuer Rector auf einer Academie erwählet wird. Die Genueser sind dergleichen Umstände bereits so sehr gewohnt, daß sie keinen Fuß aus der Thüre setzen, die Procession anzusehen. Ich gieng eben damals durch die Stadt, und traf einen Haufen Soldaten an, welche meistentheils alle Corsen waren. Auf meine Frage: Warum sie sich versammlet hätten? erhielte ich die Antwort, daß ihr neues Oberhaupt nicht weit mehr entfernt wäre. Gleich darauf kam er auch mit der ganzen Procession, und gieng in die Kirche, um seine Danksagung gegen GOtt abzulegen. Wie aber die Trommelschläger anfingen die Trommel zu rühren, so konnte ich das Lachen kaum verbergen. Denn sie schlugen eben so oft auf den Rand der Trommel, als auf das Fell, welchen Gebrauch ich aber nicht allein zu Genua, sondern auch an andern Orten Italiens wahrgenommen habe.

Vierzehen Tage hielt ich mich zu Genua auf, und in dieser Zeit bemühete ich mich, die Gemüthseigenschaft dieser Nation kennen zu lernen. Ich fand, daß sie alle sehr höflich und

wohl-

wohlgesittet waren, bis auf die Fuhrleute und Matrosen. Zugleich aber bemerkte ich auch eine grosse Falschheit an ihnen. Insonderheit sind sie so grosse Meister im Lügen, daß sie auch den Cretensern, wie solche zu den Zeiten des Epimenides beschaffen waren, darinn den Vorzug streitig machen könnten. Dieses Urtheil aber rührt die Vornehmsten dieses Volks nicht, mit denen ich nicht das Glück gehabt, umzugehen. Denn vielleicht haben dieselben eben so wenig Theil an den Lastern der Nation, als die vornehmen Personen in England. Ich rede blos von dem Pöbel, welcher sich so stark in dieser Kunst übet, als wenn eine Belohnung von der Obrigkeit darauf gesetzt wäre.

Der junge Franzose, dem ich meine Gesundheit und meine Freyheit zu danken hatte, reisete nach einigen Tagen mit eben demselben Schiffe von Genua wieder weg, mit welchem ich angekommen war: Er ward von allen für einen Franzosen gehalten, denn er redete das französische so zierlich und rein, als wenn er in Paris oder Orleans gebohren wäre. Gleich darauf aber erfuhr ich, daß er sein rechtes Vaterland verhehlt habe. Denn mein Wirth zeigte mir das Buch, worinn alle Fremde auf Befehl des Raths ihre Namen aufzeichnen müssen. Hier fand ich seinen rechten Namen und sein wahres Vaterland, Carolo Montfort, Danese. Ich freuete mich herzlich, daß mir ein so grosser Dienst durch einen mir unbekannten Landsmann

mann erwiesen worden. Denn er wußte meinen Namen auch nicht, und woher ich gebürtig war. Ich verhehlte beydes in Italien. Wenn man sich bey mir erkundigte, welches mein Vaterland sey, so antwortete ich, Achen; und wenn man meinen Namen wissen wollte, so gab ich zur Antwort, Michael Rög. Diesen Namen hatte ich von meinem Landsmanne Michael Rög entlehnet. Wie ich nach Italien reisen wollte, und mit keinem Passe versehen war, so gab mir derselbe seinen Paß, damit ich desto sicherer fortkommen möchte.

Nicht lange nach der Abreise meines Landsmannes, dessen ich vorher erwehnt habe, gieng ich mit einem Schiffe nach Rom. Hier erfuhr ich neue Beschwerlichkeiten. Ich war von meinem Fieber noch nicht befreyet; und die Seeräuber schwebten mir auch stets vor Augen, welche das mittelländische Meer bis in den Herbst durchzustreiffen pflegen, um welche Zeit sie wieder nach Hause zu kehren gewohnt sind.

Ich besorgte aber nicht unbillig, daß sie wegen der ungewöhnlichen Meeresstille, die wir damals hatten, ihre ordentliche Rückreise etwas weiter hinaus setzen dürften. Unser Schiff führte zwar zwo Canonen, aber dadurch konnte man gegen ein Kriegsschiff, welches mit Stücken und Musqueten gut versehen ist, nicht viel ausrichten. Und obgleich auf unserm Schiffe vierzig Personen, ohne das Schiffsvolk, befindlich waren, so konnte man sich doch auf

die-

dieselben sehr wenig verlassen. Es waren zehn Mönche darunter, welche zitterten, so oft sie nur von den Türken reden hörten, und sechs Frauenzimmer, welche die Kajüte des Schiffers für sich gemiethet hatten. Daher war ich nebst meinen andern Reisegefährten gezwungen, auf dem Tauwerk oben auf dem Verdeck zu liegen, welches mir insonderheit sehr beschwerlich fiel, da ich mich noch mit meinem Fieber schleppen mußte. Unter meinen Reisegefährten befand sich auch ein französischer Capitain, welcher in Kayserlichen Diensten gestanden hatte. Dieser trug Mitleiden mit meinem elenden Zustande, und erwies mir grosse Gefälligkeiten. Er liehe mir seinen Mantel und sein übriges Reisegeräthe, daß ich mich damit zudecken konnte. Er aber lag ganz frey unter offenen Himmel.

Wir hatten Genua kaum aus dem Gesichte verlohren, so sahen wir schon die von den Italiänern also genannten Sbirri, deren Amt darinn bestehet, daß sie die auf dem Schiffe befindlichen Waaren untersuchen, und wenn sie verbotene Waaren antreffen, diejenigen strafen, welche solche einzuführen willens gewesen. Wenn man die türkischen Seeräuber ausnimmt, so fürchten sich die Schiffer für niemanden so sehr, als für diese Sbirri, insonderheit, wenn sie kein gutes Gewissen haben. Wir wurden durch diese Untersuchung zwo Stunden aufgehalten, ehe wir weiter segeln konnten. Kaum aber hatten wir einige Meilen zurückgelegt,

legt, so war der Wind völlig still, und uns endlich ganz entgegen. Wir waren deßwegen genöthiget, nachdem wir lange in der See herum geschwebt, zu Porto Verdo, einem Hafen in Ligurien, einzulauffen, wo wir so lange zu bleiben gedachten, bis der Wind sich ändern würde. Wir lagen neun Tage in diesem Hafen, weil der Wind uns noch stets zuwider war. Meine Reisegefährten suchten sich auf allerhand Art ein Vergnügen zu machen. Ich aber entzog mich ihrer Gesellschaft, und schützte mein Fieber vor, wodurch ich gezwungen würde, sehr enthaltsam und ordentlich zu leben. Sie sahen diese Entschuldigung auch für gültig an, und meine Casse befand sich zugleich sehr wohl dabey. Das italiänische Frauenzimmer hielt sich die ganze Zeit über beständig in der Kajüte des Schiffers auf, ausser einer Frau aus Rom, welche sich bisweilen nebst ihrem Manne ans Land setzen ließ. Diese Frau sprach auf der ganzen Reise fast kein Wort. Die Franzosen, welche vor allen andern Nationen am meisten zum Umgange mit andern geschickt sind, wandten ihre ganze Beredsamkeit an, das Stillschweigen dieser Frauen zu unterbrechen, aber vergebens. Wenn sie mit uns speisete, so sahe sie niemanden an, geschweige denn, daß sie mit jemanden hätte reden sollen. Mich allein durfte sie nicht nur ansehen, sondern sie hatte auch die Freyheit, mir eine kurze Antwort zu ertheilen, wenn ich mich einiger

Sachen

Sachen halber bey ihr erkundigte. Denn da ich beynahe halb todt war, so konnte ich auch dem eifersüchtigsten Manne nicht verdächtig seyn. Ich sahe so ohnmächtig und fast erstorben aus, daß man mich ohne Bedenken zum Aufseher eines türkischen oder persischen Serails hätte machen können.

Weil der Wind uns so lange entgegen war, so nahmen die Mönche, welche sich mit uns auf dem Schiffe befanden, daher Anlaß, uns einen klugen Vortrag zu thun, daß wir eine Summa Geldes zusammenlegen sollten, um einen gewissen Heiligen zu Ehren, dessen Gebeine ihrem Berichte nach an diesem Orte begraben worden, eine Procession davon anzustellen, und von demselben guten Wind zu erbitten. Dieser Vorschlag gefiel den Spaniern und Italienern sehr gut, weil diese sich einbilden, daß GOtt durch das Gebet allein nicht könne versöhnt werden. Aber die Franzosen machten allerhand Einwendungen. Endlich gaben sie auch ihre Einwilligung, damit man sie nicht für offenbar gottlose Menschen halten möchte, jedoch mit dieser ausdrücklichen Bedingung, daß das Geld inzwischen an einem sichern Ort niedergelegt werden sollte, damit ein jeder seinen Antheil wieder zurück nehmen könnte, wenn wir unsern Zweck nicht erhielten, und der Wind nicht gut würde. Wie die Mönche sahen, daß sie offenbar verspottet wurden, so kamen sie zu mir, weil sie mich für einen

Deutschen, und also für frömmer, als die Franzosen, hielten. Sie beklagten sich bey mir über den Unglauben der Franzmänner, und prophezeyten aus diesen Merkmaalen, daß die wahre Religion noch einmal in Frankreich gänzlich untergehen würde.

Wie endlich neun Tage verflossen waren, so legte sich der Sturm, und der Wind fieng an, uns günstig zu werden. Wir begaben uns deßwegen ohne Verzug ans Schiff und zogen die Seegel auf. Nicht lange darauf kamen wir zu Livorno, einer an der See gelegenen Stadt in Hetrurien, und endlich zu Civita Vechia an. Zwischen Livorno und Civita Vechia nahmen wir mitten in der Nacht nahe an dem Lande eine Jagd wahr, welche sehr langsam gieng, und nur ein halbes Seegel aufgezogen hatte; wir geriethen deßfalls auf die Gedanken, daß es ein Seeräuber seyn möchte. Unser Steuermann rief dreymal, wer er sey, und woher er komme. Da wir aber keine Antwort erhielten, so konnten wir leicht denken, daß es ein Seeräuber seyn müsse. Wir riefen alsobald, daß uns unsre Convoy zu Hülfe eilen sollte. Die Laternen wurden angebrannt, die Stücken in Ordnung gebracht und geladen, ein jeder, der auf dem Schiffe war, ward bewafnet, und es ward ihm entweder ein gewisser Posten, den er vertheidigen sollte, angewiesen, oder auch sonst ein Amt aufgetragen. Ich ward im Anfange über dieses Geräusch aus Furcht

so

so kalt, daß ich einen neuen Anfall von meinem Fieber besorgte, welches mich eben verlassen hatte. Wie aber die erste Angst überstanden war, so kann ich mit Wahrheit zu meinem Ruhme sagen, daß man keinen Seufzer und kein furchtsames Wort von mir gehöret. Ich gedachte vielmehr, daß wir alle ein gleiches Schicksal zu erwarten haben würden, welches zwar ein elender, aber doch gewiß zugleich ein grosser Trost bey solchen Unglücksfällen ist. Das italienische Frauenzimmer setzte die italienische Schamhaftigkeit ganz an die Seite, und kam mit fliegenden Haaren aus der Kajüte heraus. Ihre Beständigkeit hatte ein Ende, und man konnte den Tod recht auf ihren Gesichtern abgemahlt sehen. Sie giengen allenthalben auf dem Schiffe herum, und machten ein so grosses Geschrey, daß man es sehr weit hören konnte. Bis endlich das Schiffsvolk sie ermahnete, nicht so heftig zu schreyen, wodurch doch nichts ausgerichtet würde. Sie hörten demnach zwar auf, laut zu schreyen, aber sie fuhren doch fort, ihre Hände zu ringen, und den Himmel mit tiefen Seufzern zu bestürmen. Die Mönche waren eben so verzagt, wie das Frauenzimmer. Obgleich ihre Lehre eine beständige Predigt vom Tode ist, so stellten sie sich doch eben so bange und betrübt an, als die andern. Einige unter ihnen lagen auf der Decke, und riefen ihre Heiligen an, andre rauften sich selbst die Haare aus, und es war unmöglich,

dieses Heulen und Schreyen zu stillen, wie sehr sie auch von den andern deßwegen bestraft und aufgemuntert wurden, mehr auf die Erhaltung des Schiffs und ihrer Personen bedacht zu seyn, als ein so unnützes Geschrey und Wehklagen anzustellen. Wenn Sie mich damals gesehen hätten, mein Herr, wie ich durch die langwierige Krankheit so ausgemergelt war, daß ich kaum gehen konnte, nichts destoweniger aber doch mit einem Degen an der Seite in Schlachtordnung stand, und den heiligen Antonium eben so andächtig, wie die andern, anrief, es würde Ihnen gewiß dieser Anblick überaus lächerlich gewesen seyn. Aber der Seeräuber griff uns nicht an, sondern gieng auf unsre Convoye los. Währender Zeit, daß der Kaper dieses Schiff beschoß, und damit genug zu schaffen hatte, bedienten wir uns des Windes, und entgiengen dieser Lebensgefahr. Ich könnte zwar bey dieser Gelegenheit dieses magere Werkgen etwas ansehnlicher machen, wenn ich verschiedene Umstände hinzufügen wollte, welche der Geschichte zur Zierde gereichen könnten, wenn sie sich gleich nicht also verhielten. Ich könnte in diesem Stücke der Gewohnheit einiger Schriftsteller folgen, welche glauben, daß es besser sey, zierlich zu lügen, als ohne Schminke die nackte Wahrheit zu erzehlen. Ich könnte hier (denn wer wollte mich wohl der Unwahrheit überzeugen?) mit vieler Weitläuftigkeit ausführen, wie viele Stunden wir

mit

mit den Türken gefochten, was für einen unsterblichen Ruhm wir durch unsre Tapferkeit eingelegt, wie viele Räuber ich allein durchbohrt, und was sich sonst merkwürdiges bey diesen Seetreffen zugetragen. Wenn man aber dieses kleine Werk tadeln will, so mag man es viel lieber deßwegen tadeln, weil es gar zu trocken geschrieben worden, als daß ich zu viel darinn gelogen habe. Es wird mir angenehm seyn, wenn ich höre, daß man sagt, ich hätte die Geschichte des Don Juans beschrieben, als daß man urtheilt, ich hätte geschmückte Fabeln und angenehme Lügen aufgezeichnet.

Wie wir dieser Gefahr entgangen waren, so schrieben die meisten, welche mit mir auf dem Schiffe waren, dieses Glücke den Gelübden zu, welche sie dem heiligen Antonius gethan hatten. Ich aber schrieb es vielmehr der Untreue des Schiffers zu, welcher sein mit dem andern Schiffe aufgerichtetes Bündniß aus den Augen setzte, und seine Convoye so schändlich verließ, wie sehr dieselbe auch schrie, daß er ihr zu Hülfe kommen sollte. Wenn die Schiffer und Seeleute einer Gefahr entgangen sind, so pflegen sie insgemein sehr weitläuftig von der grossen Gefahr zu reden, worinn sie sich befunden haben, und dies geschahe auch hier. Ein jeder stellte sich die widrigen und elenden Schicksale lebhaft vor, die man würde haben ausstehen müssen, wenn man in die Hände des Seeräubers gefallen wäre. Hierinn stimmten

sie alle überein, daß man mich, weil ich krank und elend war, als eine unnütze Last würde ins Wasser geworfen haben. Ich aber bildete mir im Gegentheil ein, daß ich nicht nur wegen der fremden Sprachen, die ich verstand, vor allen andern würde unbeschädigt geblieben seyn, sondern, daß man mir auch in Algier das Amt eines Notarii oder Schreibers würde aufgetragen haben.

Nach dieser glücklich überstandenen Gefahr langten wir endlich zu Civita Vechia an. Ich war des seegelns bereits überdrüßig, und faßte den Entschluß, zu Fusse nach Rom zu gehen. Ich hielt dieses für weit erträglicher, als daß ich mich noch drey Tage auf der Tyber sollte herumwerfen lassen. Der ganze Weg, welcher nach Rom gehet, war mit Schlangen angefüllt, deßwegen durffte ich fast niemals stille stehen, vielweniger aber mich niedersetzen. Ich glaube, daß dieser Umstand, und nicht die Nachtluft, welcher man es insgemein zuschreibt, zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß die Luft in der Gegend der Stadt Rom so vergifftet sey, daß man ohne Lebensgefahr sich des Nachts nicht unter freyem Himmel aufhalten könne. Wenn dieses Uebel allein von der ungesunden Luft herkommt, so muß man sich billig wundern, daß die Seeleute davon nichts empfinden, welche im Hafen unter freyem Himmel liegen.

Dieses kann man indessen nicht leugnen, daß die Fremden, welche im Sommer nach

Rom

Rom kommen, insgemein krank werden. Deßwegen pflegen auch alle diejenigen, welche sich, um ihre Neugierde zu stillen, dahin begeben, ihre Reise so lange auszusetzen, bis der Weinmonat seinen Anfang genommen. Aber es ist nicht so leicht, die Ursache davon anzuzeigen. Die Lage und Gegend der Stadt ist annoch unverändert, wie sie in alten Zeiten gewesen, und kein alter Schrifftsteller erwehnt einer so gifftigen und den Fremden so gefährlichen Luft. Wenn ich auch gleich einräume, daß das heutige Rom von dem Ufer des Meeres etwas weiter entfernet ist, wie einige glauben, die sich zu Bestärkung ihrer Meynung auf andere Städte berufen, welche vorher an die See gegränzt haben, und nun fast mitten im Lande liegen: So kann doch die Nähe des Meers, zur Abwendung dieses Uebels, nichts beytragen, da die Luft eben so ungesund, wo nicht noch ungesunder zu Civita Vechia ist, welches doch an der See liegt. Nach einer zweytägigen Landreise kam ich in Rom, und zwar durch das Thor an, welches nahe bey dem Vatican ist, wo der Papst ordentlich sich aufzuhalten pflegt. Es fiel mir also gleich das Wunderwerk in die Augen, welches nicht nur in Rom, sondern auch in der ganzen Welt am allermerkwürdigsten ist, und am meisten verdient, gesehen zu werden. Blos dadurch, daß ich die Kirche, das Schloß und den Schloßplatz besahe, vergaß ich alle meine vorigen Widerwärtigkeiten. Am meisten wunder-

te ich mich über die herrliche und über alle massen prächtige St. Peterskirche. Denn wo man nur die Augen hinwendet, da findet man allenthalben den kostbarsten Marmor und die unschätzbarsten Ueberbleibsel des Alterthums.

Wie ich meine Augen durch einen so prächtigen Anblick einigermassen gesättiget hatte, so suchte ich ein Quartier, und begab mich nach der Gegend der Stadt, welche heutiges Tages von den Römern Piazza di spagna genannt wird. Ich war bereits eine Stunde herumgegangen, da ich endlich ein Quartier fand, worinn ich mich einen ganzen Monat aufhielt, und mein hartnäckigtes Fieber durch Pillen und Pulver zu vertreiben suchte. Ich erwählte zu meinem Arzte einen Mönch, der zugleich Apothecker in dem nicht weit von meiner Wohnung entlegenen Trinitatiskloster war. Aber es schien, daß die Krankheit durch die gebrauchten Hülfsmittel nur noch ärger ward. Ich faßte daher den Schluß, weil das Fieber nicht durch Arzneymittel sich wollte heben lassen, dasselbe blos durch die Enthaltsamkeit zu vertreiben. Ich habe auch nachher erfahren, daß man dadurch das Fieber am sichersten loß werden kann. Wie der erste Monat zu Ende gieng, so war ich bereits meines Quartiers überdrüßig, und suchte ein andres. Denn mein Wirth war schwindsüchtig, und weckte mich, da seine Schlafkammer nahe an meiner Stube war, durch sein beständiges Husten und Räuspern

des

des Nachts über zehnmal aus dem Schlafe. Seine Frau war ein versoffenes und unverschämtes Weib, welche durch unerlaubte Kunstgriffe ihre Gäste zum Sauffen und zu andern Unordnungen verleitete, und dieselben bey dieser Gelegenheit um ihr Geld brachte. Sie schrieb es meinem Fieber allein zu, daß ich so enthaltsam lebte, und gab mir die Versicherung, daß ich dasselbe am leichtesten vertreiben würde, wenn ich mir ein Vergnügen machte, und meinem Leibe nichts versagte. Sie pflegte auch bisweilen die Deutschen, weil sie von ihnen beschenkt worden, in diesem Stücke zu rühmen, daß dieselben kein Vergnügen aus den Händen gehen liessen, und sich durch ein lustiges Leben, welches sie Tag und Nacht ohne Aufhören fortsetzten, am besten gegen die Krankheiten schützten, von denen die Fremden insgemein bey ihrer Ankunft in Rom pflegten überfallen und angegriffen zu werden. Hingegen schwur sie, daß ein junger Deutscher vor kurzer Zeit in einem sehr elenden Zustande in ihrem Hause gestorben sey, welchen die andern nicht zu einer so unordentlichen Lebensart hätten bereden können. Diese Philosophie mißfiel mir dergestalt, daß ich ohne Verzug ihr Haus verließ, und mich nach einer andern Wohnung umsahe. Ich fand dieselbe auch bey einem Piemonteser, welcher Johann Baptist hieß. Hier traf ich alles anständiger und billiger an. Mein Wirth war ein sehr ehrlicher und dienstfertiger Mann, von

dem ich lernte, wie man seine Wirthschafft in Rom einrichten müsse. Ich schaffte mir deßwegen Kessel und Töpfe an, und kochte selbst, was ich des Mittags und Abends speissen wollte. Dieses gereicht den Reisenden in Italien zu keinem Nachtheil, weil es bereits allenthalben eingeführet worden. Der Wirth kommt alle Morgen, ehe er zu Markte geht, zu denen, die bey ihm wohnen, und erkundiget sich, was sie des Mittags und Abends speisen wollen. Sobald man ihm dieses gesagt, so gehet er aufs Markt, und bringt Fleisch, Wurzeln, Kräuter, oder was man sonst verlangt, mit zurück. Die Zubereitung aber überläßt er einem jeden selbst.

Ich will mich hier nicht weitläufftig mit der Erzehlung aufhalten, wie ich meine Speisen zugerichtet, wie künstlich und ordentlich ich eine Suppe oder andere italienische Gerichte zubereiten können. Ich weis wohl, daß nach den strengen Regeln auch solche Kleinigkeiten in einer vollständigen Historie Platz finden müssen. Aber ich will lieber den Namen eines nachläßigen Geschichtschreibers haben, als mich dem scharfen Urtheil der französischen Köche unterwerfen, welche mir vielleicht öfters zeigen dürften, wie ich hin und wieder gefehlt, und wie wenig ich ihre Regeln im Kochen in acht genommen. Habe ich gleich in den schönen Wissenschaften nicht sonderlich in Rom zugenommen, so habe ich doch solche Dinge gefaßt, die zum Küchenwesen gehören. Ich habe gelernt, wie

viel

viel Feuer man braucht, eine Menestra oder Suppe zu bereiten, wie lange Erbsen, Grütze und andere Speisen kochen müssen, wie viele Ave Maria man beten müssen, Eyer abzusieden, und was man sonst noch von einem Koche zu fordern pflegt. Wenn man demnach auf diese Wissenschaften siehet, so leidet das Sprüchwort bey mir eine Ausnahme: Er reisete einfältig nach Rom, und kam einfältig wieder zurücke. Einige behaupten, daß derjenige den Namen eines Gelehrten nicht verdiene, der seine eignen Schuhe nicht ausbessern kann. Wenn sich dieses also verhält, so kann derjenige noch mit weit wenigerm Rechte ein Gelehrter genannt werden, der nicht im Stande ist, sich selbst im Nothfall eine Suppe zu kochen. Damit aber die Stunden, die ich den Studien zu widmen gewohnt war, nicht durch meine Küchenverrichtungen leiden möchten, so hatte ich allemal, wenn ich vor dem Camin stand, Feder und Dinte in der Nähe. In der einen Hand hielte ich das Buch, und in der andern den Löffel. Ich erfuhr aber öfters mit meinem eignen Schaden, daß es nicht so leicht sey, zu einer Zeit zu kochen und zu philosophiren. Wenn ich bisweilen den Sachen, die ich las, gar zu eifrig nachdachte, so tyrannisirte das Feuer inzwischen so sehr über meine Töpfe, daß die Speisen entweder verbrannten, oder auch einen räucherichten Geschmack annahmen und ins Feuer kochten. Im Anfange

schien

schien mir diese schmutzige Arbeit sehr niederträchtig zu seyn, insonderheit wenn ich daran gedachte, wie sauber ich mich allemal zu kleiden pflegte. Aber diese Schamhaftigkeit war von keiner langen Dauer, da ich sahe, daß diese Gewohnheit durchgehends in Italien eingeführt war. In meinem Quartier hielten sich auch zweene neapolitanische Edelleute auf, diese traf ich öfters bey eben derselben Verrichtung an. Wenn wir unsre Thüren eröfneten, so machten unsre Töpfe, wenn sie am Feuer stunden, ein rechtes Concert. Mein Topf, welcher der kleineste war, sang den ersten Discant, ihr Topf aber, der grösser war, hielt den Baß.

Ich bemerkte auf dieser Reise, daß die Leute der Völlerey und Trunkenheit immer weniger ergeben sind, je weiter sie von den nordischen Gegenden entfernet wohnen. Ich habe in Frankreich nur sehr wenige trunken gesehen, keinen einzigen aber in Italien angetroffen, der einen Rausch gehabt hätte. Die Dänen glauben, daß die Norweger in diesem Stücke zu viel thun; dagegen meynen die Dänen und Teutschen, daß die Franzosen gar zu sparsam haushalten. Den Italiänern scheinen die Franzosen grosse Verschwender zu seyn, und von den Spaniern fällen sie im Gegentheil dieses Urtheil, daß sie gar zu geitzig sind. In den Häusern der vornehmsten Herren ist es nichts ungewöhnliches, daß sie einige Speisen, welche des Mittags übrig geblieben sind, bis zur Abendmahlzeit aufheben.

Ich

Ich war einen ganzen Monat allein in meinem Quartier. Im Anfange wunderte ich mich sehr, daß sich in einem so grossen Hause, worinn so viele Zimmer waren, nicht mehrere Menschen aufhielten; aber ich befand nachher, daß es in den meisten Häusern der Stadt eben so beschaffen sey. Wenn man Rom nach der Grösse der Stadt an sich selbst betrachtet, so wird sehr wenig fehlen, daß dieser Ort nicht eben so groß seyn sollte, als Paris. Wenn man aber auf die Anzahl der Einwohner sehen will, so wird diese Stadt von sehr vielen andern europäischen Städten übertroffen. Denn wenn man die Einwohner zählen wollte, so würde man kaum 200000. Menschen zusammen bringen. Daher kann man auch ausser der Zeit, wenn ein Jubelfest einfällt, oder ein neuer Papst soll gewählt werden, ein Haus um einen sehr billigen Preis mieten. Bey diesen ausserordentlichen Begebenheiten aber kommt eine so erstaunliche Menge Menschen nach Rom, daß sie kaum alle können untergebracht werden. Daher glauben auch die römischen Bürger, daß die Wohlfahrt der Stadt darinn bestehe, daß öfters ein neuer Papst gewählt werde. Sie waren aus eben dieser Ursache mit dem Papste Clemens dem XI. gar nicht zufrieden, weil derselbe so lange lebte. Bis zu Ende des Christmonats war in meinem Quartier alles überaus stille. Aber nach dem neuen Jahre kamen alle Gaukler, Comödian-

ten und Seiltänzer nach Rom, die, wie ich glaube, in ganz Italien befindlich waren. Unser ganzes Haus ward mit Comödianten angefüllet, welche sich bis in die späte Nacht in ihren Vorstellungen und Comödien übten. Hiedurch plagten sie mich, der ich annoch mit dem Fieber behaftet war, des Nachts, und des Tages verhinderten sie mich in meinem Studiren. Nach dem Weihnachtsfeste kommen allemal zehn bis zwölf Banden Comödianten nach Rom. Eine jede Bande hat ein gewisses Schauspiel, welches sie jedesmal vorstellt. Die Bande, welche sich in unserm Hause aufhielte, hatte eine Comödie von einem Arzte, welche mit dem Lustspiele des Moliere, Medicin malgré lui, viele Aehnlichkeit hatte. Das Haupt dieser Bande spielte die Rolle des Doctors, und deßfalls war er den ganzen Winter durch der Doctor, weil sie nur dieses einzige Stück vorstellten. Er ward deßwegen von allen, auch wenn man ernsthaft mit ihm sprach, Sign. Dottore genannt, und er nahm auch diesen Titel an, daß man denken sollen, er sey kein Comödiante, sondern diese Würde sey ihm ordentlich auf einer hohen Schule beygelegt worden. Vielleicht dürften einige glauben, daß solche Comödianten ihren eignen Nutzen entgegen handelten, da sie allezeit einerley Vorstellungen aufführen, wodurch endlich die Zuhörer müde werden, wenn sie eine Sache so oft anhören sollen. Aber unter so vielen Menschen,

als

als sich in dieser Stadt befinden, sind allemal einige, welche die Vorstellung eines solchen Stücks noch nicht gesehen haben, und die deßfalls aus einer Comödie in die andre laufen.

Ich mußte mich in dieser ganzen Zeit mit meinem Fieber schleppen, welches sich durch keine Arzney wollte heben lassen. Man rühmte einen Schuster in Rom, welcher das Fieber allein durch einige Worte vertreiben könnte. Man rieth mir, daß ich denselben um Rath fragen sollte. Ich habe aber jederzeit solche Leute gehasset, welche die Augen verdrehen, die Lippen regen, mit den Fingern spielen, und endlich mit allen ihren Bewegungen und Possen nichts ausrichten. Ich hielte deßwegen die Krankheit für erträglicher, als daß ich solchen Menschen zum Gespötte dienen sollte, die das Urtheil nach dem Gelde fällen, was man ihnen giebt. Und da ich hörte, daß der Schuster selbst öfters krank sey, so fiel mir ein, was der Poet sagt:

Non habeo denique nauci Marsum Augurem,
Non vicanos haruspices, non de circo Astrologos,
Non Isiacos coniectores, non interpretes somnium,
Non enim sunt ii, aut scientia aut arte diuini,
Sed superstitiosi Vates, impudentesque harioli
Aut inertes, aut insani, aut quibus egestas imperat,

Qui

Qui sibi semitam non sapiunt, alteri monstrant viam,
Quibus diuitias pollicentur, ab iis drachmam ipsi petunt.

Ich antwortete deßwegen immer meinen guten Freunden, wenn sie mir meinen Unglauben vorwarfen, wenn der Schuster mehr als seinen Leisten verstehet, so muß er sein Meisterstück dadurch beweisen, daß er sich selbst helfe.

Indessen hinderte doch mein Fieber nicht, daß ich nicht beynahe alle Tage ausgehen, und die Merkwürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein nehmen konnte. Ich besuchte auch die öffentlichen Bibliotheken fleißig, unter denen die Minerven- und Sapienticnbibliotheken die vornehmsten waren. Die Bibliothecarii sind daselbst so dienstfertig, daß sie einem jeden nicht nur die verlangten Bücher reichen, sondern auch den Studirenden, wenn dieselben es begehren, Feder, Dinte und rein Papier verschaffen. Dennoch aber ist es nicht erlaubt, sich der verbotenen Bücher zu bedienen, wo es der Inquisitor nicht zugelassen. Aus dieser Ursache litte ich als ein andrer Tantalus bey einem so grossem Vorrathe Mangel, und mußte mich allein damit begnügen lassen, daß ich die Bücher von aussen ansahe. Denn was ich auch für ein Buch forderte, das war meistentheils immer verboten. Ein einfältiger und ungelehrter Mönch, welcher ein Famulus des Bibliothecarii war, reichte mir einmal auf mein Begehren

gehren das Wörterbuch des Bayle. Er ward aber wegen dieses Versehens von dem Bibliothecario, welcher ein Dominicaner und Mitglied des Inquisitionscollegii war, aufs heftigste ausgescholten. Ich suchte denselben mit guten Worten zu besänftigen, aber es war vergebens, ich mußte das Buch wieder weggeben, und erhielte die Antwort, daß ich die Erlaubniß von einem andern bitten müßte, welcher solche allein ertheilen könnte. Aber es schien mir gar zu unsicher und zu beschwerlich, mich dieser Prüfung zu unterwerfen. Ich verließ dießfalls die Minervenbibliothec, weil ich sahe, daß ich davon gar keinen Nutzen haben würde, und begab mich nach der Sapientienbibliothec. Es war die Aufsicht über dieselbe einem Weltlichen anvertrauet, daher hoffte ich meinen Zweck desto eher zu erlangen, und nicht einen solchen Widerstand, wie bey den Geistlichen, anzutreffen. Aber ich erhielt hier eben dieselbe abschlägige Antwort, ob ich gleich öffentlich sagte, daß ich ein Ketzer sey, der durch Lesung der verbotenen Bücher nicht geärgert werden könnte. Meine Studien wurden dadurch sehr genau eingeschränkt, und es war nichts weiter vor mich übrig, als daß ich mir die römischen Alterthümer und einige neue Beschreibungen von Rom bekannt machte. Diese Bücher zeigten mir auch den Weg, wenn ich durch alle Gegenden und Strassen der Stadt gieng, und die Ueberbleibsel des Alterthums

aufsuchte. Ich gieng alle Tage, so oft es nur das Wetter erlaubte, ganze Stunden zwischen den alten und merkwürdigen Ruinen herum, und hatte die Nachrichten in der Hand, die ich mir auf der Bibliothec aufgezeichnet hatte, durch deren Hülfe ich alles finden konnte. Doch suchte ich beynahe einen ganzen Monat die portam trigeminam der Horatier, bis ich solche endlich auch durch die Anweisung meiner Auszüge entdeckte. Die meisten alten Monumente sind selbst den Gelehrten nach ihrem vorigen Namen unbekannt. Wenn man sich bey denen, die man auf der Gasse antrifft, erkundiget, wo man das Pantheon suchen müsse? so antworten sie, non lo so. Fragt man nach dem Amphitheatro Vespasiani, so erhält man die Antwort, non intendo: Da doch diese Monumente durch die Länge der Zeit noch nicht zerstöret worden. Wenn man also dieselben finden will, so muß man sich erstlich die neuen Namen bekannt machen, welche ihnen beygelegt worden. Man muß nach dem Celiseo fragen, so zeigt man einem den Schauplatz des Vespasians, und wenn man den alten Tempel aller Götter, das Pantheon, sehen will, so muß man la Rotonda sagen.

Ich vertiefte mich aber dennoch nicht so sehr in den alten und durch die Länge der Zeit fast aufgeriebenen Ueberbleibseln des alten Roms, daß ich mir nicht auch das neue Rom sollte bekannt ge-

gemacht haben. Bald fand ich an den alten Monumenten ein Vergnügen, bald aber betrachtete ich die neuen Gebäude. Ich gieng durch alle Gassen und Winkel der Stadt, und nahm die vornehmsten Palläste, Kirchen und Klöster in Augenschein. Vor allen andern gefiel mir die neue Kirche, welche man insgemein Chiesa Nuova nennet, und zwar wegen der zierlichen und netten Reden, die alle Tage daselbst von dreyen Priestern des Predigerordens gehalten werden. Kaum verläßt einer von ihnen den Predigtstuhl, so tritt ein andrer wieder auf, und man kann also in anderthalb Stunden drey Reden hören, unter welchem allemal eine von dem Leben eines Heiligen und dessen Lobe handelt. Ich bin aber jederzeit zweifelhaft gewesen, ob ich bey diesen Lobeserhebungen der Heiligen mehr die Schönheit der Reden, oder die geringe Wichtigkeit der Sachen bewundern sollen. Denn die geringsten Kleinigkeiten und die abgeschmacktesten Träume wurden in den prächtigsten Ausdrücken vorgetragen.

Wie ich mich in Rom aufhielte, so handelte einer von diesen Rednern von der kräfftigen Fürbitte der Jungfrau Maria, und bestätigte seinen Vortrag durch folgende Geschichte. Es lebte ehedem ein Mann, welcher den Namen Johannes führte, und sich dem Schutze der Jungfrau Maria gänzlich übergeben hatte. Er mußte aber deßfalls sehr viele Versuchungen

und Anfechtungen von dem Teufel erdulden, welche er jedoch eine lange Zeit glücklich überwand, weil er sich alle Morgen mit dem Ave-Maria verwahret. Endlich ward er von einem seiner Verwandten zur Hochzeit eingeladen, und kam halb berauscht wieder nach Hause. Der Satan wollte diese gute Gelegenheit nicht aus den Händen gehen lassen, und nahm zu dem Ende die Gestalt einer schönen Jungfrau an, und gieng dem Johannes entgegen. Der gute Johannes that zwar im Anfang eine ziemliche Gegenwehr, endlich aber ließ er sich durch die so oft wiederholten Reitzungen hinreissen, und schwächte die Jungfrau. Wie Johannes am andern Morgen den Rausch ausgeschlafen hatte, und zugleich überlegte, was er gestern für eine grosse Sünde begangen, so wachte sein Gewissen nicht allein auf, sondern er schämte sich auch so sehr, daß er sich nicht getrauete, sein Ave Maria zu beten. Weil also Johannes sich seiner gewöhnlichen Waffen nicht bedienen konnte, so griff ihn der Teufel immer stärker an, ehe er sich durch die Busse seiner Gewalt wieder entreissen mochte. Johannes wollte kurz darauf in einem Boot über einen Fluß setzen, das Boot aber stürzte um, und Johannes gieng zu Grunde. Er mußte auch drey Tage in der Tiefe des Flusses verharren, wo er zugleich vom Teufel besessen war. Die Jungfrau Maria aber hatte dieses kaum vernommen, so gieng sie zu ihrem Sohne, und erzehlte demselben, wie

elend

elend einer von ihren Anhängern von dem Teufel geplagt würde. Der Heiland stieg gleich auf seinen Richterstuhl, und sprach den Johannes loß, der denn alsbald von den Banden des bösen Geistes erlöset ward und aus der Tiefe hervor kam. Er floß so lange wie ein Stück Holz oben auf dem Wasser, bis ihn der Strom ans Land trieb. Hier ward er von der Jungfrau Maria sehr freundlich empfangen und erquickt, wodurch er seine vorigen Kräffte wieder erlangte, und endlich auch der Jungfrau Maria eine Capelle erbauete, in welcher er seine übrige Lebenszeit zubrachte. Aus dieser abgeschmackten Geschichte zog unser Redner diese Folge, was sich diejenigen für Vortheile zu versprechen hätten, welche die Jungfrau Maria aufrichtig verehrten. Ich habe noch andre Geschichte gehöret, welche ich nicht, ohne zu erröthen, wieder erzehlen kann. So leicht die Zuhörer alles glauben, so unverschämt und frech lügen die Redner.

Ich vergnügte übrigends mein Gesicht und Gehör sowol durch die Pracht, welche in allen Kirchen herrschet, als auch durch die vortrefliche italiänische Music. Am meisten ward ich durch die Instrumentalmusic eingenommen, welche mir weit besser als die Vocalmusic gefiel, weil der erste Discantist, nach der italiänischen Gewohnheit, allezeit die Stücke mit einer weinenden Stimme absingt.

Zweymal habe ich nur das Glück gehabt, Clemens den eilften zu sehen, weil er wegen Alter und Schwachheit sehr selten mehr öffentlich zu erscheinen pflegte. Vor dieser Zeit, und wie er annoch jünger war, verstattete er einem jeden den Zutritt, da er am ersten Tage eines jeden Monats allen, die es verlangten, Audienz gab. Er ließ sich in die Capelle von 4 Schweitzern tragen, welche die Leibgarde des Papstes sind. Wie er auf seinem Stuhl saß, und von den Schweitzern getragen ward, so hob er seine milde Hand auf, und ertheilte damit allen und jeden den apostolischen Segen, welcher bey den wahren Glaubigen von einer herrlichen Wirkung zu seyn pflegt. Aber ich, als ein Ketzer, empfand gar keinen Nutzen davon, denn mein Fieber ward nicht im geringsten dadurch gelindert. Dem Papste folgten die Cardinäle in ihrer Ordnung, und küsseten seinen Finger, welcher mit dem Fischerring gezieret war. Hierauf fieng er mit einer zitternden Stimme an, Dominus Vobiscum, ein Cardinal aber setzte das übrige gleich hinzu. Weil ich gewohnt bin, Ihnen, mein Herr, alles zu entdecken, was ich auf dem Herzen habe, so will ich Ihnen auch zwey Verbrechen bekannt machen, die von mir in Rom begangen worden. Sie sind wichtig oder geringe, nachdem Sie, mein Herr, solche beurtheilen werden. Das erste Verbrechen bestehet darinn, daß ich mit dem ganzen Volck, wie der Papst vorüber getragen ward, auf die

Knie

Knie niedergefallen bin. Hiezu müssen sich alle diejenigen verstehen, welche den Papst sehen wollen. Wenn man aber nach Rom reiset, und den Papst nicht siehet, so ist solches so thöricht, daß man ein eigenes Sprichwort davon gemacht hat. Ich bin zwar ein Lutheraner, aber ich falle der Meynung dererjenigen nicht bey, welche es als eine Todsünde ansehen, wenn man einem Potentaten, der einer fremden Religion zugethan ist, mit einer äusserlichen Ehrerbietung begegnet. Das andre Verbrechen kann um so viel weniger entschuldiget werden, weil ich nicht gezwungen war, es zu begehen; ich kletterte nemlich mit meinen Knien die heilige Stiege hinan, von welcher man sagt, daß unser Erlöser auf derselben in das Richthaus Pilati gegangen sey, wie er vor dessen Gericht sollte gestellet werden. Ich machte aber bey mir selbst diesen Schluß zu meiner Entschuldigung: Ist es wahr, was man von dieser heiligen Treppe vorgiebt, so verdienen diese heiligen Fußstapffen mit allem Rechte, daß man sie verehret; verhält es sich aber nicht also, so verdient meine Aufführung doch keine Strafe, weil mein Irrthum selbst ein Beweis einer gottseligen Demuth ist.

Auf solche Art brachte ich den ganzen Winter in Rom zu, und wie derselbe überstanden war, so mußte ich auf die Rückreise nach meinem Vaterlande bedacht seyn. Ich hielte es aber für unsicher, mich wieder aufs

Meer zu begeben, und mich der Gefahr noch einmal zu unterwerfen, welcher ich vor kurzer Zeit so glücklich entgangen war. Hingegen war die Reise zu Lande, welche ich zu Fuß vorzunehmen willens war, zwar mühsamer und beschwerlicher, aber doch zugleich weit sicherer. Ich überlegte beydes sehr wohl, und endlich erwählte ich das letzte, und zwar meistentheils auch deßwegen, weil ich durch die Noth dazu gezwungen ward. Ich hoffte auch durch die beständige Bewegung mein Fieber zu vertreiben. Ich brach deßfalls zu Ende des Hornungs von Rom auf, und kam nach vierzehn Tagen gesund und vergnügt zu Florenz an. Im Anfange besorgte ich, daß die kurze Luft, womit ich geplagt war, mir die Kräffte benehmen dürfte, und deßwegen gieng ich auch sehr langsam, weil ich keine Ursache zu eilen hatte, ausser, daß ich mich bisweilen, um ein gutes Wirthshaus zu erreichen, etwas stärker angreiffen, und den Weg geschwinder, wie sonst, zurücke legen mußte. Aber durch das beständige gehen ward ich mit der Zeit so abgehärtet, daß ich zu Florenz stärker und hurtiger zu Fusse war, als zu Rom. Ich traf daselbst einen Deutschen an, welcher sich von freyen Stücken anbot, daß er mich in der Stadt, um solche zu besehen, herumführen wollte. Ich dankte ihm für seine Höflichkeit, und glaubte, daß sein gutes Gemüth ihn allein dazu antriebe. Da aber unser Spatziergang geendiget war,

und ich ihm durch die verpflichtesten Worte meine Danksagung abgestattet hatte, so trug er kein Bedenken, für seine Bemühung eine Bezahlung zu fordern. Dadurch hörte unsre vor kurzer Zeit aufgerichtete Freundschaft wieder auf. Denn man hat nicht nöthig, jemanden für einen erwiesenen Dienst zu danken, wenn man denselben bezahlt. Und überdem wußte ich auch, daß er mit Recht keine Bezahlung fordern konnte, weil ich ihm nichts versprochen hatte, und er konnte mich auch nicht zwingen, ihm etwas zu geben, weil er sich selbst von freyen Stücken, ohne mein Begehren, angeboten hatte. Inzwischen fiel mir ein, was man zu sagen pflegt, daß man dem andern so viel und noch mehr wieder geben soll, als man von ihm empfangen hat, wenn es möglich ist, und deßwegen bezahlte ich ihn auch. Hierauf setzte ich meine Reise über das Appenninische Gebürge nach Bononien fort, woselbst ich, um von der Verordnung, in der Fastenzeit kein Fleisch zu essen, befreyet zu werden, zu einem Arzte gieng, und mir von demselben ein Zeugniß geben ließ, daß meine Krankheit mir nicht erlaubte, mich an dieses Gesetz zu binden. Ich erhielt dasselbe auch, und verfügte mich gleich darauf zu den Priestern, die sich aus dieser Ursache in der Domkirche zu versammlen pflegten. Wie diese die Schrifft des Doctors gesehen hatten, so ertheilten sie mir die Erlaubniß, Fleisch zu essen, durch einen offenen Schein,

welcher also abgefaßt war: Comme il Sign. Mich. Recco non puo senza pericolo di sanita guardare la Quaresima etc.

Da man mich von diesen Gesetzen befreyet hatte, so reisete ich weiter nach Parma, Placenz und Turin, in welcher Stadt ich mich einige Tage aufhielt, nicht eben aus der Ursache, um auszuruhen, sondern meine Neugierde zu vergnügen. Denn Turin ist die schönste Stadt unter allen, die ich jemals gesehen habe. In der Gegend, welche die neue Stadt genannt wird, und den halben Theil der Stadt in sich faßt, sind alle Häuser so prächtig, und so genau nach den Regeln der schönsten Baukunst aufgeführt, daß man diese Gebäude nicht für Häuser, sondern für einen sehr grossen und sich sehr weit in die Länge erstreckenden Pallast ansiehet. Man kann die Häuser auch sonst nicht, als durch gewisse Merkmaale, und durch die Ueberschriften der Thüren, von einander unterscheiden. Ich hielte mich zwey Tage in dieser prächtigen Stadt auf, und setzte hiernächst meinen Weg weiter fort, da ich zugleich ausgeruhet, und wie ich glaubte, meinen Cörper eine Erfrischung gegönnt hatte. Aber ich merkte, daß eben durch diese Ruhe meine Kräffte geschwächt worden. Es fallen einem die Reisen lange nicht so schwer, wenn man dieselben in einer nie unterbrochenen Folge fortsetzt, als wenn man solche immer wieder von neuen anfängt. So mühsam es ist, das Feuer wieder

von neuem anzuzünden, welches doch durch die beständige Bewegung auf eine sehr leichte Art kann erhalten werden; so sorat auch ein Reisender viel besser für seine Kräffte, wenn er beständig reiset, als wenn er viele Rasttäge dazwischen hält, deßfalls konnte ich auch im Anfange nicht anders als sehr langsam gehen, und in den ersten Tagen kaum zwo oder vier Meilen zurücke legen. Wie ich aber wieder gewohnt worden, zu Fusse zu gehen, so befand ich mich eben so munter und hurtig wie vorher.

Von Turin reisete ich über die Alpen nach Savoyen, welches Land zwar wegen der vielen darinn befindlichen Klippen und Berge einen fürchterlichen Anblick mncht, aber dennoch mit sehr vielen schönen Oertern und Städten angefüllet ist. Man traf in beyden Fürstenthümern noch viele traurige Spuren von der Grausamkeit der Franzosen an, welche fast alle Städte zerstört hatten. Aber desto leichter fiel es mir, allenthalben durchzukommen, da in den Plätzen, die ehedem sehr fest gewesen, aber nun durch den Krieg sehr viel gelitten hatten, und allenthalben offen stunden, keine Besatzung befindlich war. Wie ich über die Alpen gieng, so bemerkte ich an einem Tage drey Jahrszeiten. Auf der Ebne von Piemont war es so warm, wie es mitten im Sommer seyn kann. Am Fuß der Alpengebürge schien es mir so kalt zu seyn, als wenn der Winter bereits eingetreten wäre, und in Savoyen kam es mir vor,

als wenn der Herbst seinen Anfang genommen hätte. Auf dieser Reise über die Alpen bedient man sich der Maulesel, welche man unten an dem Gebürge für einen sehr geringen Preis mieten kann. Oben auf dem Gebürge trifft man eine solche Ebne an, daß auch daselbst ein Wagen fahren könnte. Wie ich über diese Ebne gekommen war, so begegneten mir allenthalben Mietschlitten, worauf man in einigen Minuten hinunter fährt, oder wie es scheint, hinunter fliegt; und dieses nennen sie daselbst ramasser.

Hierauf gieng ich abermals zu Fuß durch Savoyen und Dauphine bis Lyon, wo ich glaubte, alle Mühe und Gefahr überwunden zu haben, da ich den Weg, welchen ich noch vor mir hatte, ohne Beschwerde zurück legen konnte, wenn ich einige Meilen durch Burgund davon ausnahm. Weil ich noch so viel Geld übrig hatte, daß ich dem Schiffer die Fracht bezahlen konnte, so trat ich zu Lyon sehr vergnügt ins Schiff; aber der Ausgang war sehr schlecht.

Ich erzehlte meinen Reisegefährten den schlechten Zustand meiner Gesundheit, und diese riethen mir alle zum Trinken. Sie schrien alle aus einem Munde, es sey kein bewährteres Mittel gegen das Fieber vorhanden, als ein Rausch, und ich müßte mich hiezu nothwendig entschliessen, wenn ich mich nicht ewig mit dem Fieber schleppen wollte. Ich ließ mich endlich

lich durch ihr Zureden überwinden, und trank den ganzen Abend in dem Wirthshause, worinn wir eingekehrt waren, lustig mit ihnen herum, und gieng endlich ziemlich berauscht zu Bette. Weil ich aber krank und des Trinkens nicht gewohnt war, so ward mein Blut durch diesen Rausch so sehr erhitzt, und die Dünste hatten meinen Kopf so sehr eingenommen, daß ich mir vorstellte, meine Gefährten spotteten über mich, wie ich des Morgens frühe erwachte, und dieselben mich mit ins Schiff ziehen wollten. Ich widersetzte mich ihnen also aufs äusserste. Da das Blut in einer so starken Wallung war, so wundere ich mich billig, daß meine Phantasie nicht noch ungereimtere Dinge hervorgebracht. Einige von meinen Reisegefährten griffen an meinen Arm, um mir die Ader zu öffnen, andere rissen mir die Kleider auf, um mir Luft zu machen, ich aber bildete mir ein, daß ich unter eine Rauberbande gerathen war, und rief deßwegen nicht nur: Gewalt! sondern ich flehete sie auch an, daß sie mir doch meine Freyheit und mein Leben schenken möchten. Ich mußte demnach allein in meinem Quartier zurücke bleiben, und büßte nicht nur meine Reisegefährten, sondern auch das Geld ein, welches ich dem Schiffer bereits gegeben hatte. An dem folgenden Tage aber, da ich diesen Rausch durch Fasten wieder gehoben hatte, erholte ich mich, und legte den Weg, der nach Paris noch übrig war, zu Fusse ab. Wie ich hier ankam, so

kannte mich weder meine Wirthin, noch meine andern Freunde; theils, weil ich so braun im Angesichte geworden war, daß man mich für einen Mohren hätte ansehen sollen, theils, weil ich sehr stark am Leibe zugenommen hatte. Bey meiner Abreise nach Rom war ich so mager, daß ich fast durchsichtig war, nun aber kam ich so stark und völlig zurück, daß es nicht schien, daß ich so viele Länder zu Fusse durchgegangen, sondern daß vielmehr ich mich an einem Orte beständig aufgehalten, und der Ruhe genossen hätte. So sehr zuträglich ist eine beständige Bewegung meiner Gesundheit. Ob ich mich auch gleich auf dieser ganzen Reise mit meinem Fieber plagen mußte, so hatte ich doch immer eine grosse Begierde zu essen; weil ich durch das immerwährende Gehen allezeit hungrig ward. Ich hielte mich einen ganzen Monat in Paris auf, und wandte alle meine Zeit darauf, mein Fieber loß zu werden. Aber alle Mittel der bewährtesten Aerzte waren eben so fruchtlos angewandt, als wenn man Wasser in ein Sieb giesset.

Ich ließ demnach alle Hoffnung fahren, jemals von meinem Fieber befreyet zu werden, und machte vielmehr alle Anstalten, die Rückreise nach meinem Vaterlande ohne Verzug anzutreten. Doch ward meine Reise einige Tage aufgehoben wegen eines Streits, worinn ich mit einem Bürger in Paris wegen einer gewissen Summe Geldes gerieth, die ich bey

ihm

ihm niedergesetzt hatte. Die Sache an sich war sehr klar, und dennoch erregte er mir einen Streit, weil der Werth des Geldes in meiner Abwesenheit heruntergesetzt war. Wir erwählten endlich einen gemeinschaftlichen Freund zum Schiedsmanne, welcher sich auch der Sache annahm, und mir das Geld ohne den geringsten Abzug zuerkannte. Wie dieser Streit geendiget war, und ich, vermöge dieses Ausspruchs, mein Geld erhalten, so reiste ich geradeswegs nach Holland, und fand bey meinem alten Wirthe in Amsterdam alle meine Sachen in dem Zustande wieder, wie ich sie bey ihm zurückgelassen. Er war, wie er mir erzehlte, bereits darauf bedacht gewesen, mein Zeug bey einer sich findenden Gelegenheit meinen Freunden zuzusenden, weil er nicht geglaubt, daß ich noch am Leben wäre. Bis hieher war das Fieber jederzeit mein beständiger Reisegefährte gewesen, und es erweckte bey allen eine Verwunderung, daß dasselbe weder durch die besten Arzneyen, noch durch die beständige Bewegung, welche ich mir machte, konnte gehoben werden. Endlich ward ich davon auf eine ganz besondere Art befreyet. Unter meinen Freunden in Amsterdam war auch ein Bürger, welcher Adrian Geelmeyden hieß. Dieser war mein Landsmann, und zu Bergen in Norwegen gebohren worden. Er gab mir die Versicherung, daß er in seinem Hause einen Arzt hätte, welcher mich von meinem Fieber befreyen

en sollte, ohne Geld für seine Bemühung zu fordern. Wie ich aber zu ihm in sein Haus kam, so fand ich anstatt eines Arztes einige Musicanten, mit denen ich ein Concert zu halten pflegte, ehe ich nach Frankreich reisete. Diese boten mir ein Instrument an, und ich vertrieb den ganzen Tag bis in die späte Nacht mit Vergnügen und Musiciren, da ich mich endlich nach Hause verfügte, und an dem folgenden Tage nach alter Gewohnheit mein Fieber erwartete. Aber ich fand, daß dasselbe ohne Zweifel nach Italien zurückgegangen war, wo ich es zum erstenmal empfunden hatte. Ich habe auch nachher nicht den geringsten Anstoß von demselben gehabt; ausser daß ich an den Tagen, da ich ehedem mit dem Fieber geplagt war, eine kleine Mattigkeit empfand. So ward ich durch die Music wieder hergestellet, da alle Arzneyen dieses nicht zu bewerkstelligen vermögend waren. Vielleicht dürfte man sagen, es wäre mir eben dasselbe begegnet, was andern Kranken zu widerfahren pflegt. Wenn diese ohne Arzneyen gesund werden, und die Krankheit endlich selbst weicht, so schreiben sie insgemein ihre Gesundheit denen Aerzten zu, welchen sie sich zuletzt anvertrauet haben, und verachten die andern, welche ihnen beygestanden, da die Krankheit am heftigsten gewesen, wodurch sie aber denselben sehr zu nahe treten. Vielleicht scheint es einigen eben so lächerlich, daß ich der Music die Kraft zuschreibe, daß

ich

ich dadurch von dem Fieber befreyet worden. Es mag inzwischen durch die Krafft der Music, oder durch die Natur selbst geschehen seyn, so war ich sehr froh, daß ich meine vorige Gesundheit wieder erlangt hatte. Gleich darauf gieng ich zu Schiffe nach Hamburg, und hiernächst gleich weiter zu Lande nach Copenhagen.

Wie ich wieder zu Hause angelangt war, so mußte ich mich zwey Jahr sehr kümmerlich behelfen, und war deßwegen auch sehr mißvergnügt, daß kein öffentlicher Lehrer mir Platz machen wollte, deren langes Leben mir höchst beschwerlich war. Inzwischen gab ich eine Schrifft in dänischer Sprache unter diesem Titel heraus: Einleitung in das Natur- und Völkerrecht. Ich bauete meine Arbeit auf die Grundsätze des Grotius und Puffendorfs, welche nebst Christ. Thomasius meine Wegweiser waren. Anstatt des römischen Rechts sind die dänischen und norwegischen Gesetze angeführt, und die historischen Beyspiele, wodurch die Moral pflegt erläutert zu werden, habe ich eben sowohl von denen Thaten der nordischen Völker, als aus den römischen und griechischen Geschichten entlehnt. Aber dem gemeinen Manne gefiel diese Schrifft nicht; da es doch einem jeden in die Augen leuchtet, daß den Unterthanen dieses Reichs nichts nützlicher und vortheilhafter ist, als daß sie das Recht der Natur verstehen. Das dänische Gesetz ist so kurz gefaßt und eingeschränkt, daß ein Richter, wenn

er in dem Rechte der Natur nicht wohl erfahren ist, öfters zweifelhaft seyn muß, was er für einen Spruch fällen soll. In Deutschland, und an den Oertern, wo das römische Recht eingeführt ist, verhält es sich ganz anders. Denn daselbst kann ein Richter, wenn er gleich selbst unerfahren ist, und seiner eignen Einsicht nicht trauen darf, bey einem so grossen Vorrathe allemal finden, wie dieser Fall durch einen rechtserfahrnen und verständigen Mann bereits ehedem entschieden worden, und er urtheilet also nicht selbst, sondern stimmt nur dem Ausspruche bey, den andre bereits vor ihm gefället haben. Aber bey einem so kurzgefaßten Gesetze wird weit mehr Mühe erfordert, ein Urtheil zu entwerfen, da man sich bey einem Falle sehr viele andere ähnliche Fälle vorstellen muß. Ich könnte dieses weitläuftig ausführen, wenn ich mir vorgenommen hätte, eine Vorrede zu dem dänischen Gesetze zu schreiben.

Jedoch diese kleine Schrifft hatte ein sehr schlechtes Schicksal, indem von tausend Stücken, die gedruckt wurden, in zehn bis zwölf Jahren kaum dreyhundert konnten abgesetzt werden. Der Buchführer, welcher die Kosten dazu hergegeben hatte, war sehr übel damit zufrieden, weil der Rest der Auflage dazu schien bestimmt zu seyn, daß er vom Staub und Moder verzehrt würde. Vielleicht denken meine Landsleute, daß ich zu scharf urtheile, oder daß ich gesonnen sey, mit ihnen, wegen der Liebe zu

den Wissenschaften, zu streiten; aber hievon bin ich weit entfernt. Ich will sie nicht anklagen, sondern ihnen nur blos diese Erinnerung geben, daß sie hinführo ihren Gelehrten keine Faulheit im schreiben aufbürden, da sie selbst schuld daran sind, daß nicht mehrere Schrifften ans Licht treten, sondern daß die meisten Handschrifften entweder in den Schränken verschlossen bleiben, oder den Krämern in die Hände gerathen. Die vornehmen in meinem Vaterlande legen sich mit einem grössern Eifer, als irgend eine andre Nation, auf fremde Sprachen, und lesen weit lieber französische und englische Bücher, damit sie sich zugleich die Sprache bekannt machen mögen, welche sie so sehr lieben. Der gemeine Mann aber ist so sehr an die geistlichen Schrifften gewohnt, daß er nichts lieset, was den Namen einer weltlichen Abhandlung hat. Daher rührt es, daß einige arme Schrifftsteller, um ihr Brod zu verdienen, so viele Gebetbücher, Kerne und Sterne der Gebeter, Himmelsleitern, Paradiesgärten, geistliche Andachten, und wie sie sonst die unzähligen Bücher von dieser Art zu nennen pflegen, zusammen schreiben, tausendmal aus andern wieder ausschreiben, neue Titel erfinden, und für neue Bücher verkauffen.

Wie ich zwey Jahre so elend zugebracht, und in denselben fast alle Stunden und Minuten gezählt hatte, so gieng endlich mein Glücksstern auf, worauf ich so lange gehofft hatte;

ich erhielt ein ordentliches Gehalt, wodurch meine unerträgliche Armuth einigermassen gelindert ward. Ich erhielte das Amt, die Metaphysic öffentlich zu lehren, ob es gleich gegen meine Neigung war. Deßwegen prophezeyten diejenigen, welche mich genauer kannten, dieser vortreflichen Wissenschaft den Untergang. Und hierinn irrten sie sich auch nicht. Denn ich bekenne aufrichtig, daß ich die Fußstapffen meiner Vorgänger nicht betreten, und daß die Metaphysic niemals in grösserer Gefahr gewesen, als unter meiner Vormundschaft. Doch verbarg ich meine Absichten im Anfange, so gut ich konnte, und hielt kurz darauf eine Rede zum Lobe der Metaphysic. Aber diese Rede war so beschaffen, daß alle wahre Verehrer der Metaphysic dieselbe nicht ohne Aergerniß anhören konnten, weil sie glaubten, ich hätte eine Leichenrede auf den Tod der Metaphysic, nicht aber eine Rede zu ihrem Lobe gehalten. Wie sie aber zwey Jahr bey mir in der Dienstbarkeit gewesen war, so ward sie endlich wieder auf freyen Fuß gesetzt.

Hiernächst geschahen bey der Academie sehr viele Veränderungen. Einige öffentliche Lehrer gelangten zu der Würde eines Bischofs, andre wurden Prediger, und einige sturben. Hierdurch ward ich in einer kurzen Zeit Beysitzer im Consistorio, und erhielt einen grössern Rang und ein höheres Gehalt; welches sich, wie Ihnen bekannt ist, nach dem Alter richtet. Nun war

ich also von Haus- und Nahrungssorgen befreyet, welche mir meine ganze Lebenszeit so sauer gemacht hatten. Ich war nunmehr auch einzig und allein darauf bedacht, meine Kräffte wieder zu erfrischen, welche durch eine so langwierige Krankheit, durch so viele beschwerliche Reisen, und durch den Verdruß so vieler Jahre ungemein geschwächt waren, und meine übrige Lebenszeit in Ruhe und Stille zuzubringen. Aber es war ein andres über mich beschlossen. Einer von meinen Collegen erregte mir einen Streit wegen gewisser Einkünfte, die nach der Stiffrung dem ältesten zufallen sollten. Wie aber die Sache von dem Consistorio untersucht worden, so ward mir das Vorrecht des Alters, und zugleich das Recht zu den Einkünften zugesprochen.

Kaum war dieser Streit beygelegt, so mußte ich mich schon wieder mit einem andern Feinde einlassen. Dieses war ein neuer Geschichtschreiber, welcher einen kurzen Begriff der dänischen Historie in deutscher Sprache herausgab. In der Vorrede zu diesem Werke hatte er, ausser andern Fehlern, die ich hier übergehen will, alle dänische sowol alte als neue Geschichtsschreiber heftig durchgezogen, und einige für nachläßig, andre für Schwätzer und gelehrte Diebe angegeben. Ich ward gleichfalls unter ihre Anzahl gerechnet, und hart angegriffen, da ich doch nur einen kurzen Auszug aus der Universalhistorie, zum Nutzen der Jugend, herausgege-

ben. Es ward mir insonderheit vorgeworfen, daß ich die nordische Historie aus dem Puffendorf ausgeschrieben hätte. Ich nahm diese Beschuldigung im Anfange sehr kaltsinnig auf, und hielte es nicht der Mühe werth zu seyn, wegen einer Sache zu streiten, die an sich selbst falsch war. Ich ward mit Gewalt unter die dänischen Geschichtschreiber gerechnet, da ich doch keine dänische Historie, sondern einen kurzen Begriff der Universalhistorie geschrieben hatte. Und überdem war ich auch damals, wie ich zuerst Hand an dieses Werk legte, noch nicht zu reiffen Jahren gekommen. Ich schätzte deßwegen dieses Urtheil keiner Antwort würdig, sondern schwieg so lange stille, bis ich endlich durch das unermüdete Anhalten meiner Feinde überwunden ward, welche mein Stillschweigen einer Trägheit oder Furcht zuschrieben. Ich gab demnach eine kleine Schrifft unter diesem Titel heraus:

Dissertatio Quinta
De
Historicis Danicis
Quam
in Collegio Regio publice tuebitur
Paulus Ryterus
cum Defendente pereximio
Christiano Andreae.

Diese kleine Dissertation ward mit grossem Beyfalle aufgenommen, nur der einzige Paulus Ryter bezeigte sein Mißfallen darüber, weil

ich seinen Namen angenommen hatte. Doch dieser sechzigjährige Mann gab sich bald wieder zufrieden, da er hörte, daß diese Schrifft zur Vertheidigung des Vaterlandes geschrieben worden. In dieser Abhandlung wird allein die bittere Vorrede des Verfassers untersucht. Denn das Werk selbst durchzugehen, und den Verfasser wegen der vielen Fehler, die er in den Geschichten und in der Zeitrechnung begangen hat, gleichsam im Triumph aufzuführen, solches ist mir niemals in den Sinn gekommen. Diese Art der Untersuchung hat gar zu viel schulmäßiges bey sich. Denn wo tritt doch wol jemals eine Schrifft ans Licht, von welcher die streitbaren Scholastici nicht behaupten, daß ihr Verfasser auf allen Seiten gefehlt habe?

Nicht lange darauf gab eben derselbe Mann eine andere Abhandlung heraus, worinn er zu behaupten suchte, daß die Ehen der nahen Anverwandten weder in dem göttlichen noch in dem natürlichen Gesetz verboten wären. Durch dieses Werk ward die kaum geheilte Wunde bey vielen wieder aufgerissen. Die Gottesgelehrten und Rechtserfahrnen griffen zu den Waffen. Meine Freunde trieben mich gleichfalls an, den Krieg wieder von neuen anzufangen. Ich ließ mich auch um so viel leichter dazu bereden, weil die vorige Hitze noch nicht völlig verraucht war. Deßfalls setzte ich eine kleine Schrifft auf, und ließ sie unter diesem Titel drucken:

Olai Petri Norvagi
Dissertatio Juridica
De
Nuptiis Propinquorum in linea recta
iure naturali prohibitis.

In diesen wenigen Blättern widerlegte ich blos die Einwürffe des Verfassers, welche er gegen die Gründe der Rechtsgelehrten beygebracht hatte; die andern Sätze, die in dieser Schrifft enthalten waren, überließ ich der Untersuchung der Gottesgelehrten, wider welche dieselben größtentheils gerichtet waren. Aus dieser Ursache schien einigen Fremden, denen meine Absicht unbekannt war, diese Widerlegung nicht vollständig und hinlänglich. Ich wollte aber nicht aus meinen Grenzen gehen, und mich in fremde Dinge mischen, deßfalls hielte ich es am rathsamsten, nur einen kleinen Versuch zu wagen, und das übrige den Gottesgelehrten zu überlassen. Einige glaubten auch, daß ich meine Widerlegung gar zu bitter abgefaßt, und in beyden Abhandlungen gar zu stark gespottet hätte. Und vielleicht ist dieses Urtheil nicht ungegründet. Aber meine Gemüthsart bringt es mit sich, daß ich allemal im Scherz die Wahrheit sage. Dennoch habe ich mich aller Scheltworte enthalten, und den guten Namen des Verfassers nicht angegriffen, da ich kein Feind des Verfassers war, sondern nur seine Schriften prüfte. Wie der Verfasser meine beyden Abhandlungen aufgenommen, und wie derselbe gegen mich gesinnet

net sey, das weis ich nicht. Ich überlasse die ganze Sache dem unpartheyischen Urtheile der gelehrten Welt, ja des Verfassers selbst, welcher wegen einer grossen Dreistigkeit sehr gelinde von mir gezüchtiget worden. Aber ich erfuhr selbst hernach, was vielen grossen Eiferern zu begegnen pflegt; daß sie bisweilen selbst in den Irrthum fallen, von dem sie andre überzeugen wollen. Da ich meine Feder gegen Stachelschriften schärfte, so ward ich selbst ein Satyricus, und hatte auch eben dieselben, ja noch viel härtere Schicksale, welche den Satyricis begegnen pflegen.

Caedimus, inque vicem praebemus crura sagittis.

Viuitur hoc pacto. - - -

Bisher hatte ich alle meine Zeit auf die Rechtsgelahrheit, die Geschichte und Sprachen angewandt, und alles andre, insonderheit die Dichtkunst, an die Seite gesetzt. Diese war mir so sehr zuwider, daß ich auch an dem schönsten Gedichte kein Vergnügen finden konnte. Ich las zwar bisweilen lateinische Gedichte, aber doch nicht anders, als wenn ich dazu gezwungen war. Ich las sie auch nicht in der Absicht, daß ich ein Vergnügen daraus schöpfen wollte, sondern allein mich in der lateinischen Sprache zu üben. So wie die Kranken alle Tage widrige Arzneyen einnehmen, nicht deßwegen, weil sie ihnen wohl schme-

cken, sondern weil die Aerzte sagen, daß sie zur Gesundheit dienen.

Aber so ist es mit der Neigung der Menschen beschaffen. Bisweilen fängt man an, dasjenige hochzuschätzen, was man vorher verworfen hat. Die Veränderung der Studien ist uns eben so angenehm und zuträglich, wie dem Lande die Veränderung des Saamens. Ich hatte bereits dreyßig Jahre zurückgelegt, ehe ich mir jemals vorgenommen, ein Gedichte zu schreiben, ob ich gleich an einem Orte lebte, wo eben so viele Poeten waren, als man Fliegen im Hebstmonate antrifft. Wie aber meine Ohren täglich durch lauter Verse betäubt wurden, und ich sahe, daß fast alle Einwohner der Stadt Poeten geworden waren, so faßte ich endlich den Schluß, auch einen Versuch zu machen, und ein Gedicht aufzusetzen, damit ich nicht allemal ein blosser Zuhörer seyn möchte. Ich machte also mit einer Stachelschrifft den Anfang, worinn ich mir vorsetzte, die sechste Satyre des Juvenals nachzuahmen, und es ist dieselbe auch nebst andern Satyren vor kurzer Zeit ans Licht getreten. Wie ich damit zu Stande gekommen war, so zeigte ich sie nach einigen Tagen einem guten Freunde, welcher urtheilte, daß die Gedanken zwar richtig und juvenalisch wären, aber die Regeln der Dichtkunst nicht in Acht genommen worden. Er lobte ferner die gute Wahl der Sachen, aber er verwarf die Ordnung, welche ich erwählt, und die Wort-

fügungen, deren ich mich bedient hatte. Er unterrichtete mich hierauf in der dänischen Dichtkunst, und gab mir gewisse Regeln, welche ich auch nachher sorgfältig beobachtete, so oft ich Gelegenheit hatte, ein Gedicht zu schreiben. Wie ich endlich noch einige Versuche gemacht, und dieselben mir wohl gelungen waren, so nahm ich mir vor, das so bekannte scherzhafte Heldengedicht zu schreiben, welches noch itzt von den Schweden und Deutschen gelesen und fast aus dem Gedächtniß hergesagt wird, die sich, um dieses Gedicht zu verstehen, die dänische Sprache bekannt machten.

Diese poetische Schrifft ward auf verschiedene Art aufgenommen. Einige konnten ihren Zorn nicht bergen, sondern liessen denselben öffentlich ausbrechen. Einige zürnten heimlich, und wie die Neigungen der Menschen sehr unterschieden sind, so mißfiel einigen diese und andern jene Stelle. Einige wurden dadurch gegen mich aufgebracht, weil sie glaubten, daß sie unter verdeckten Namen hier abgeschildert wären. Andre besorgten wegen ihres bösen Gewissens eben dasselbe, und verbunden sich untereinander, gegen den Verfasser die Waffen zu ergreiffen. Noch andere, welche nicht gewohnt waren, etwas anders zu lesen, als Hochzeits- Leichen- und Lobgedichte, erstaunten über diese Neuerung, und tadelten die Kühnheit des Verfassers. Einige bildeten sich ein, daß ihre Feinde hier durchgezogen würden.

den. Diese nahmen das Gedicht mit Freuden auf, und glaubten, daß sie hiedurch Anlaß erhalten hätten, über ihre Feinde zu spotten. Sie liessen auch keine Gelegenheit aus den Händen gehen, ihren Feinden, die ihrer Meynung nach auf sie gerichteten Stellen vorzusagen. Hierdurch aber ward nichts anders ausgerichtet, als daß die Leute noch mehr in ihrer ungegründeten Meynung bestärkt wurden. Der gemeine Mann, welcher sich nur bey der Schale aufzuhalten pflegt, hielt dieses Gedicht für eine unnütze Arbeit eines Menschen, der sonst keine Geschäffte habe. Einige Gelehrte, welche die Sache genauer überlegten, sahen diese Blätter, wie insgemein geschieht, mit neidischen Augen an. Es fehlte aber auch nicht an gesunden Auslegern und beherzten Vertheidigern dieses kleinen Werks, welche es für etwas grosses und angenehmes hielten, auf eine solche scherzhafte Art die nützlichsten Wahrheiten zu sagen. Und wie nachher mein Name bekannt ward, so erhielt ich deßfalls von ihnen eine doppelte Danksagung. Anstatt daß einige daher Anlaß nahmen, zu sagen, daß man anfienge, die Dichtkunst in ein Geschwätze zu verwandeln, so urtheilten diese vielmehr, daß man nun aufhörte, dieses zu thun, und daß man nun ein Gedichte hätte, welches man ohne Schande den Franzosen und Engländern zeigen könnte. Durch deren Vorstellung ließ ich mich überreden, dieses Gedicht völlig zu Stande zu

brin-

bringen, welches denn in einer kurzen Zeit ein grosses Werk ward, und aus vier Theilen bestand. Es ward auch in anderthalb Jahren, welches bisher noch keinem dänischen Buche jemals wiederfahren war, dreymal wieder aufgelegt. Die letzte Ausgabe, welche ich aufs neue durchgesehen und ausgebessert, war vollständiger als die ersten, und auch noch überdem mit Kupfern gezieret. Ich habe vor kurzer Zeit erfahren, daß meine Gedichte auch in Schweden und Deutschland verkaufft werden, und freue mich, daß dieselben auch ausserhalb Landes eben denselben Beyfall finden, den sie in meinem Vaterlande erhalten haben. Vielleicht dörfte mir dieses jemand als eine Ruhmräthigkeit oder als ein eigen Lob auslegen. Es ist zwar den Dichtern erlaubt, sich selbst sittsam zu rühmen, dennoch aber urtheile ich in diesem Falle nicht selbst, sondern ich führe nur an, was andre davon geurtheilet haben. Und die Urtheile andrer Leute über mich und meine Arbeiten erwecken mir allemal ein Vergnügen, sie mögen gegründet seyn, oder nicht. Wenn ich meine eigne Meynung von dieser Sache entdecken soll, so halte ich dasjenige für anständig und unschuldig, was an so vielen Orten von allen gebilliget wird, und was auch die allerernsthaftesten mit Anmuth und Vergnügen lesen.

Es würde zu weitläuftig, und Ihnen, mein Herr, zu beschwerlich seyn, wenn ich die Unruhe,

ruhe, welche durch dieses kleine Werk erregt worden, und die Beschuldigungen, womit man dasselbe angegriffen, hier umständlich erzehlen wollte. Ich übergehe dieses alles vielmehr mit Stillschweigen. Dieses einzige will ich nur anführen, daß dies Gedicht auch von den höchsten und weisesten Räthen Sr. Majestät selbst untersucht und für eine unschuldige und aufgeweckte Schrifft erkläret worden.

Wie dieser Streit geendiget war, und sich der Haß mit der Zeit verlohr, den ich mir durch die Historie des Peter Paarsens, welchen Titel mein Gedicht führte, zugezogen hatte, so fieng ich an, auf andre Satyren zu denken, und ließ gleich darauf noch fünf andere ans Licht treten. Die erste Satyre ist die schärfste, und spottet über die Thorheit des menschlichen Geschlechts. Sie führt die Aufschrifft: Democritus und Heraclitus. Die andre enthält eine Vertheidigung des Sängers Tigellius. Es wird in derselben erwiesen, daß weder Horatius noch die meisten Menschen in der Welt von der Unbeständigkeit frey sind, welche Horatius dem Tigellius aufbürdet. In der dritten Satyre wird die Historie des Peter Paarsens beurtheilet. Die vierte Satyre ist diejenige, in welcher ich den Juvenal nachzuahmen gesucht: Der Dichter sucht seinen Freund, einen alten Mann, von seinem Vorhaben, ein junges Mädgen zu heyrathen, abwendig zu machen. Die fünfte Satyre ist eine Schutzschrifft

für

für das Frauenzimmer. Es wird dargethan, daß das weibliche Geschlecht nicht nach dem Rechte der Natur, sondern blos durch willkührliche menschliche Gesetze von allen öffentlichen Bedienungen und Aemtern ausgeschlossen worden. Einer jeden Satyre ist eine Vorrede vorgesetzt, worinn die Absicht dieser Gedichte entdeckt, und die Gemüthsart des Dichters bekannt gemacht wird, und zugleich die Vorwürffe, welche man denselben machen könnte, abgelehnet werden. Der Zorn legte sich zwar nunmehro einigermassen; dennoch aber hörte derselbe nicht gänzlich auf, und er ist auch noch nicht völlig verschwunden. Noch sind viele, welche einander heimlich ermahnen, daß man sich für den Dichter hüten müsse, dessen scharfe Feder mit einem so grossen Nachdruck die Fehler der Menschen abmahle.

Wie ich einmal von einem nicht ungelehrten Manne ersucht ward, auf seinen Bruder, welcher ein sehr unordentliches Leben führte, eine Schmähschrifft zu machen, so antwortete ich ihm mit den Worten des Plinius, man muß die Laster und nicht die Menschen verfolgen. Wenn ich ausser den Schranken weichen, und einen jeden tadeln wollte, so würde ich von mir selbst den Anfang machen. Durch diese aufrichtige Erklärung, welche ich öfters wiederholete, konnte ich doch die bösen Gedanken, welche man von mir gefaßt hatte, nicht austilgen. Die meisten glauben noch, und

lassen

lassen sich diesen Irrthum nicht benehmen, daß unter allen Worten, die ich rede, ein heimliches Gifft verborgen sey, und aus dieser Ursache sehe ich auch meine Auslegungen nicht für aufrichtig, sondern als eine Frucht der Furcht an. Wenn ich auch nur von den Jahrszeiten oder von dem Wetter rede, so legt man diesen Worten gleich einen doppelten Sinn bey; wie sie theils nach den Buchstaben, theils nach meiner Absicht können verstanden werden: Da doch niemand offenherziger ist, als ich. Diejenigen kennen mich nicht recht, welche mich für einen Meister in der Kunst, sich zu verstellen, ansehen. Weil ich von Natur hitzig und zum Zorn geneigt bin, so ist es mir ohnmöglich, weder durch Kunst noch mit Macht meine Affecten zu unterdrücken und eine andere Gestalt anzunehmen, als die mit meinem Herzen übereinstimmet. Was ich auf dem Herzen habe, das entdecke ich frey, und man kann den Zorn oder die Freude allemal aus meinem Gesichte lesen. Wenn man mich deßfalls wegen einer Schwachheit, die ich an mir habe, tadeln wollte, so könnte solches mit weit mehrerm Rechte deßwegen geschehen, weil ich gar zu offenherzig bin, als weil ich gar zu sehr heuchele.

Uebrigens ist es einem jeden, sowol aus den meisten Satyren, als auch aus der Rede, die ich zum Lobe der Metaphysic hielte, bereits zur Gnüge bekannt, daß mir nichts so schwer falle, als jemanden zu loben. Wie ich Se-

cretär der Academie war, und es mein Amt erforderte, eine öffentliche Schrifft abzufassen, worinn diejenigen, welche den Titel eines Baccalaurei oder Magistri annehmen, nach der alten Gewohnheit mußten gelobt werden, so prophezeyten meine Freunde gleich, daß diese Arbeit keinen guten Ausgang nehmen würde. Und hierinn irrten sie sich auch nicht. Denn mein Programma ward unterdruckt, und man redete in der ganzen Stadt sehr übel von mir. Ob man aber in diesem Stücke recht mit mir verfahren, solches werden Sie, mein Herr, am besten aus der Schrifft selbst urtheilen können, die ich hier von Wort zu Wort mittheile.

* * *

Urtheilen Sie nunmehr selbst nach Dero grossen Einsicht, ob dieses Programma so beschoffen sey, daß man deßwegen einen so grossen Streit anfangen dürffen. Urtheilen Sie selbst auch hier so redlich und aufrichtig, wie sie sonst zu thun gewohnt sind. Ich will mit Ihrem Urtheile zufrieden seyn, und diese Schrifft für verwerflich erkennen, wenn Sie dieselbe nicht billigen. Ich werde es aber auch gerne dulden, daß andre dieses Programma verwerfen, wenn ich nur damit bey Männern von Dero Einsicht Beyfall finde.

Zum wenigsten ward dieses Programma, weil man es öffentlich auszutheilen verboten hatte, sehr theuer bezahlt, so wie sich ein Gerüchte

immer stärker ausbreitet, je mehr man solches zu unterdrucken sucht.

Endlich ward ich einer solchen fruchtlosen Arbeit überdrüßig, welche mir einen so schlechten Lohn und einen so geringen Nutzen brachte, und nahm meine alten Bemühungen wieder zur Hand, welche ich eine so lange Zeit an die Seite gesetzt hatte. Ich nahm mir vor, das Werk zu Stande zu bringen, woran ich bereits vor einigen Jahren zu arbeiten angefangen. Es begreift dasselbe eine kurze Abbildung der geistlichen und weltlichen Verfassung in beyden Reichen. Wie ich aber mit dieser Arbeit beschäftiget war, so gerieth ich auf die Gedanken, nach dem Beyspiel andrer Völker, einige Schauspiele in dänischer Sprache abzufassen. Ich glaubte selbst, daß ich nicht ganz ungeschickt seyn möchte, solche Fabeln zu schreiben, und deßwegen bat man mich sehr oft, die Arbeit wieder fortzusetzen, welche ich neulich verlassen, und fast verschworen hatte. Auf der einen Seite reitzte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich auch die vornehmsten Herren in der Stadt befanden, deren Befehl ich nicht gerne ungehorsam seyn wollte. Auf der andern Seite aber schreckte mich von diesem Vorhaben der Verdruß ab, den dergleichen Schrifften mit sich zu führen pflegen. Aus den Anfällen, die ich vorher erlitten, hatte ich bereits zur Gnüge gelernt, wie beschwerlich es sey, sich mit der ganzen Welt in einen Krieg

einzulassen. Endlich ward ich durch das unermüdete Anhalten meiner Freunde überwunden, meine vorigen Arbeiten wieder anzufangen, und schrieb die Schauspiele, welche nachher auch gedruckt worden, und nun in jedermanns Händen sind.

Ich habe mir in diesen neuen Schauspielen insonderheit angelegen seyn lassen, neue Laster anzugreiffen, die von andern noch nicht vorgestellt worden, und zu welchen die dänische Nation für andern geneigt ist. Ich unterwarf meine Arbeit zuerst der Prüfung einiger Freunde, und war annoch zweifelhaft, ob ich dieselbe sollte ans Licht treten lassen. Weil aber meine Freunde nicht nachliessen, mich darum zu bitten, und ich auch besorgen mußte, daß die Stücke verstümmelt und unvollkommen herauskommen möchten, so gab ich endlich die fünf ersten Stücke einer hiesigen Bande Comödianten zur öffentlichen Vorstellung.

Das erste Schauspiel führte den Namen, der politische Kannengiesser; * und ward im Jahr 1722. mit dem größten Beyfalle aufgeführt. Es war eine solche Menge von Zuschauern gegenwärtig, daß viele im Vorhofe mußten stehen bleiben, die sich auf keine Art durchdren-

* Man findet es ins Deutsche übersetzt in dem ersten Theile der gottschedischen deutschen Schaubühne auf der 407. u. f. Seite. Es ist dieses Lustspiel auch in die platdeutsche oder niedersächsische Sprache von dem Herrn K. R. B ** übersetzt worden.

gen konnten. Einigen aber mißfiel dieses Lustspiel doch, weil sie den Endzweck desselben nicht einsahen, und sich einbildeten, daß der Magistrat der Stadt darinn durchgezogen worden, da man doch noch niemals eine Comödie geschrieben, welche das Ansehen obrigkeitlicher Personen nachdrücklicher behauptet. Die Satyre zielt allein auf gemeine Leute, welche in den Wirthshäusern die Obrigkeiten und Feldherrn tadeln, das Verhalten der Könige und Fürsten untersuchen, und von allen ein freches Urtheil fällen, daß man denken sollte, es wären keine geringe und gemeine Leute, sondern die erfahrensten Generals, und die verdientesten Bürgermeister versammlet, welche ihre Aemter niedergelegt, und sich der Ruhe gewidmet hätten. Die Thorheit dieser Leute wird in diesem Lustspiel in der Person des Kanngiessers lächerlich gemacht, zu dem einige Rathsherren gleichsam, als Abgeordnete des ganzen Raths, zu dem Ende kommen, daß sie ihm einbilden mögen, er sey zum Bürgermeister erwählt worden. Wie er hierauf in allerhand Geschäfte eingeflochten wird, welche er auszurichten nicht vermögend ist, so lernt er daraus, wie beschwerlich es sey, einer Republik vorzustehen. Er wird auch dadurch bewogen, seine vorige Thorheit einzusehen und zu verlassen, die Schwäche seines Verstandes zu erkennen, und sich inskünftige in seinen Schranken zu halten. Ich glaube nicht, daß man eine beßre und nützlichere Materie,

terie, besonders in Freyen- und Reichsstädten, erwählen kann, wo die Freyheit des gemeinen Pöbels im reden so weit gehet, daß sie weder durch Gesetze noch durch Strafen kann eingeschränkt werden.

Das andre Lustspiel * führt den Namen **Lucretia, oder die Wankelmüthige**, und tadelt hauptsächlich die thörichte Unbeständigkeit des Sinnes, welche bey vielen angetroffen wird. Der Inhalt ist nicht gemein, und noch von niemanden auf der Schaubühne vorgestellt worden. Die Hauptperson in diesem Schauspiele ist ein unbeständiges und wankelmüthiges Frauenzimmer, deren Sitten die Frau Mon-

* Ausser den Schauspielen, welche der gottschedischen deutschen Schaubühne einverleibt worden, hat uns der Fleiß des Herrn Laubs aus Augspurg in den Jahren 1743. und 1744. achtzehn Lustspiele des Herrn Hollbergs in verschiedenen Bänden in 8vo verdeutscht geliefert. In den Leipziger gelehrten Zeitungen vom Jahr 1743. im Monat Novemb. wird diese Uebersetzung scharf beurtheilet, gegen welche Censur sich Herr Laub in den göttingischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1743. im 102. Stücke auf der 891. S. zu vertheidigen gesucht. Im Jahr 1745. sind abermals drey Lustspiele des Herrn Hollbergs, nemlich der eilfte Junius, der Pfalzgraf, oder der verpfändete Bauerjunge, und Ulysses von Ithaca, in deutscher Sprache ans Licht getreten, und von dem Vorredner mit einigen Anmerkungen begleitet worden. Siehe die altonaischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1745. im LXI. Stücke der 497. u. f. Seite.

Montaigu so lebhaft vorzustellen wußte, daß man es nicht besser wünschen konnte. Dennoch ward dieses Lustspiel von einigen kaltsinnig aufgenommen, weil sie glaubten, daß verschiedene Auftritte gar zu ernsthaft wären. Andre aber, welche die Sache genauer einsahen, schätzten dieses Lustspiel eben so hoch, als alle übrigen. Dieses ist mir Ehre genung. Die rechten Tonkünstler richten sich nicht nach dem Urtheil ihrer meisten Zuhörer, sondern nach dem Ausspruch der wenigen Kenner. Und es ist mir gleichgültig, was die meisten urtheilen, ich bin zufrieden, wenn ich nur den Beyfall von einigen erhalte, die im Stande sind, ein richtiges Urtheil davon zu fällen.

Das dritte Lustspiel ist, *Iean de France*, oder der dänische Franzose. Hierinn wird die Thorheit unsrer Jugend lächerlich gemacht, welche in grosser Anzahl ausserhalb Landes reisen, und, wenn sie ihre Mittel durchgebracht haben, halb nackend, aber reich an thörichten und abgeschmackten Sitten zurücke kommen, und hiernächst alles in ihrem Vaterlande mit Verachtung ansehen. Von diesem Lustspiele kann man mit Recht sagen:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

denn es ist nützlich und aufgeweckt abgefaßt. *

Das

* Dieses Lustspiel ist in dem zweyten Theil der gottschedischen deutschen Schaubühne S. 427. u. f. gleichfalls ins Deutsche übersetzt anzutreffen. In

den

Das vierte Lustspiel ist, Jeppe auf dem Berge, oder der dänische Menalcas. Die Materie habe ich aus der Utopia des Bidermanns entlehnt, und deßfalls eigne ich mir auch keinen Ruhm wegen dieser Arbeit zu. Doch hat mir Bidermann nur den ersten Stoff dazu hergegeben. Die erste Vorstellung gieng nicht gut von statten, weil die Comödianten eben an demselben Abend untereinander uneins geworden waren. Aber die andre Vorstellung gerieth desto besser. Dieses Lustspiel erhielt dadurch noch eine besondre Annehmlichkeit, weil ein Mitglied der Bande einen seeländischen Bauer, in Absicht auf die Sprache, Geberden und Sitten vortreflich vorzustellen wußte.

Das fünfte Lustspiel, Gerhard Westphaler, oder der schwatzhafte Balbierer, mißfiel allen Zuschauern so sehr, daß sehr viele weggiengen, ehe noch die Comödie geendiget war.

den greifswaldischen critischen Versuchen zur Aufnahme der deutschen Sprache in dem 2. Stücke des ersten Bandes N. V. S. 184 ist dieses Schauspiel in verschiedenen Stücken, und insonderheit wegen des Mangels der Wahrscheinlichkeit getadelt, von dem Herrn Professor Gottsched aber in der Vorrede zum dritten Theil der deutschen Schaubühne S. 9. vertheidiget worden. Eben dieser berühmte Mann hat die dänischen Namen in etwas geändert, und einige Kleinigkeiten auf deutschen Fuß eingerichtet. Daher führet es auch in der deutschen Schaubühne die Aufschrift: Der deutsche Franzose.

Einige schlichen sich heimlich weg, einige aber giengen offenbar von dem Schauplatze. Dieses hätte ich mir niemals vorgestellt, weil ich dieses Lustspiel jederzeit fast allen andern vorgezogen. Wie ich die Ursache erfuhr, weßfalls diese Comödie einen so schlechten Beyfall gefunden, und daß es den Zuhörern verdrießlich gewesen, daß einerley Reden so oft wiederholt worden, so setzte ich eine Vorrede zu dieser Comödie auf, worinn ich dieselbe vertheidigte, und die Absicht derselben entdeckte. Eben die beständige Wiederholung war der Kern der Satyre; und es fehlte diesem Lustspiele nichts, als daß man dem Balbirer, anstatt dreyer Historien, womit er seine Freunde ermüdete, nur eine in den Mund legte, und ihn dieselbe immer wiederholen liesse. Wie ich hierdurch den Irrthum gehoben hatte, so veränderten sich auch die Gemüther. Und diejenigen, welche vorher dieses Lustspiel aufs äusserste verachtet hatten, hielten dasselbe nunmehr für eines der allerangenehmsten Schauspiele.

Das sechste Lustspiel führt den Namen, der eilfte Junius. * Weil dasselbe an eben diesem Tage zum erstenmal aufgeführt ward, so ward dadurch fast die ganze Stadt angereitzt, die Vorstellung desselben mit anzusehen. Der Inn-

* Der eilfte Junius sowol als der eilfte des Christmonats ist ein Termin, auf welchem in Kopenhagen die Gelder auf Zinsen ausgesetzt, oder auch für das ausgeliehene Geld die Zinsen bezahlt werden müssen.

Innhalt der Comödie besteht darinn: Ein grosser Capitalist sendet seinen einfältigen Sohn nach Kopenhagen, um die Zinsen von den ausgeliehenen Geldern einzufordern. Denselben sucht ein Schuldner, welcher dem grossen Capitalisten sehr viel zu bezahlen hatte, bey dieser Gelegenheit zu betriegen. Der Diener des Schuldners giebt sich für einen Vetter des jungen Menschen aus, und spielt seine Rolle so gut, daß er nicht nur seinen Herrn von allen Schulden befreyet, sondern auch den jungen Menschen fast nackend ausplündert. Dieses Lustspiel ist sehr aufgeweckt, aber nach dem allgemeinen Geschmack eingerichtet. Ich muß bisweilen meine eigne Neigung an die Seite setzen, und mich nach dem Geschmacke des größten Hauffens richten.

Das siebende Schauspiel ist, die Wöchnerin, oder die Wochenstube, worinn alle Beschwerden und Gebräuche, die in Wochenstuben üblich sind, mit lebendigen Farben abgemahlt werden, welche Umstände noch empfindlicher und unerträglicher sind, als die Geburtsschmerzen selbst. Es wird eine grosse Anzahl Frauenzimmer aufgeführt, welche mit verdrießlichen und abgeschmackten Glückwünschen, wie auch mit andern höflichen Beschwerden die arme Wöchnerin plagen. Weil dieses Lustspiel den Thorheiten des Frauenzimmers recht den Spiegel vorhält, so glaubten einige dadurch beleidiget zu seyn. Aber eben aus diesem Grun-

de halten vernünftige Richter dieses Lustspiel für eines der allerbesten.

Das achte Lustspiel besteht blos aus einem Aufzuge, und wird der Empiricus, oder das arabische Pulver genannt. Hierinn werden die Thoren lächerlich vorgestellt, welche sich auf eine recht unsinnige Art bemühen, Gold zu machen. Es wird ein Betrieger aufgeführt, welcher sich für einen Goldmacher ausgiebt, und einen vornehmen Herrn zu hintergehen sucht; welcher sich denn auch durch dessen List dergestalt einnehmen läßt, daß er glaubt, den Stein der Weisen bereits zu besitzen. Endlich aber erfährt er, wiewohl zu späte, mit seinem größten Schaden, daß er betrogen worden, und beklagt mit Thränen, daß er dem fremden Betrieger gar zu leicht Glauben zugestellet. Es zielt aber dieses Lustspiel nicht allein auf die Goldmacher, sondern es begreift auch andre Vorstellungen in sich, welche diese Comödie sehr reitzend und angenehm machen. Sobald sich das Gerüchte ausbreitet, daß dieser Mann aus gemeinem Stande durch Hülfe eines Pulvers Gold machen kann, so gerathen alle Einwohner der Stadt in Verwunderung, und auch diejenigen, welche ihn vor kurzer Zeit verachtet hatten, dringen nebst andern in sein Haus, um ihren Glückwunsch abzulegen, und verrathen dadurch ihre schändliche Verstellung. Das unvermuthete Glück aber macht den andern Mann stolz, er empfängt diejenigen, welche

che ihm Glück wünschen wollen, auf eine sehr hochmüthige Art, und wirft ihnen in einer bittern Anrede ihre schändliche Aufführung vor. Wie er aber noch hiermit beschäftiget ist, so wird der Betrug entdeckt, und das ganze Haus erschallet von Heulen und Lachen. Weil der Innhalt dieses Lustspiels so wichtig ist, so ist an demselben nichts weiter auszusetzen, als daß es nur aus einem Aufzug bestehet.

Mit einem eben so grossen Beyfall ward das neunte Schauspiel, Jule-stue, oder die Weynachtstube,* von den Zuschauern aufgenommen. Es ist nichts wichtiges darinn vorgestellt worden, aber es ist so lustig, daß man fast kein Wort davon hören konnte, wie es zum erstenmale vorgestellt ward, weil die Zuschauer durch ihr lautes Lachen solches verhinderten. Die Comödianten selbst konnten sich des Lachens kaum enthalten, und es fehlte nicht viel, so hätte man deßwegen die Vorstellung in der Mitte abbrechen müssen.

Das zehnte Lustspiel ist von eben derselben Beschaffenheit, und führt den Namen, das Bacchusfest, oder die Maskerade. Es ist zweifelhaft, ob dasselbe dem gemeinen Manne mehr gefallen, welcher nur auf das siehet, wodurch

* In diesem Lustspiele hat Herr Holberg die Thorheiten und lächerlichen Gebräuche lebhaft vorgestellt, welche man ehedem in Kopenhagen um diese Zeit zu begehen und zu beobachten pflegte. Die aber nachher gänzlich verboten und abgeschaft worden.

durch das Auge gereizt wird, oder den Vornehmen, welche zugleich das Ohr wollen vergnügt wissen. Der Innhalt ist angenehm und verliebt, und die Unterredungen sind durchgehends satyrisch. Es ward dieses Lustspiel dreymal nacheinander aufgeführt, welches Glücke noch keiner Comödie bey uns jemals wiederfahren.

Das eilfte Schauspiel, Jacob von Tyboe, oder der pralende Soldat, gefiel den Zuschauern gleichfalls, obgleich die Materie nicht neu war, und ich in diesem Lustspiele einen Vorgänger an dem Plautus hatte. Ich halte aber selbst dafür, daß dieses Stück in etwas verändert werden müsse, weil gar zu lange Soliloquia darinn vorkommen, welche zwar wegen der darinn enthaltenen witzigen Stellen einem Leser, nicht aber den Zuschauern zum Vergnügen gereichen. *

Das

* Dieses ist das dritte hollbergische Lustspiel, welches in die gottschedische Schaubühne eingerückt worden, Th. III. N. IV. S. 263. u. f. Der Herr Prof. Gottsched war willens, auch den schwatzhaften Balbier, welcher von eben der Feder übersetzt war, seiner Schaubühne einzuverleiben, welches er aber unterließ, da dieses Stück unter den andern befindlich war, die damals ans Licht traten. Siehe dessen Vorrede zum IV. Theil der Schaubühne. Dieser um die deutsche Sprache und um sein Vaterland höchstverdiente Mann hat den Namen Tyboe, der in der deutschen Sprache keine Anmuth würde gehabt haben, in Bramarbas verwandelt, womit Philander von der Linde in

den

Das zwölfte Lustspiel, Ulysses, ward mit grösserem Beyfall aufgenommen. Hierinn werden die abgeschmackten Comödien, da man eine

den Unterredungen von der Poesie einen pralerischen Windmacher belegt. Es wird auch in der Vorrede zum III. Theil dieses Lustspiel des Herrn Hollbergs wegen des Mangels der Wahrscheinlichkeit von dem Herrn Gottsched glücklich vertheidiget. Herr Laub setzt in den Götting. Zeit. an dem beregten Orte an den in die Gottsched. Schaubühne eingerückten Schauspielen aus, daß die Uebersetzung gar zu frey gerathen, daß man auch das Original nicht darinn kennen könnte. Es ist wahr, diese Uebersetzung ist freylich keine sclavische und buchstäbliche Dollmetschung. Allein, wem ist mit einer solchen, zumal in witzigen Stücken, sonderlich Lustspielen, etwas gedienet? Das artige und ungezwungene muß in dieser Schreibart herrschen. Ja man muß zuweilen in gewissen Sachen, die durch eine besondre Landesart nur einem Volke eigen sind, mit Fleiß abgehen, damit das Stück seine Anmuth nicht verliere. Aus dieser Ursach hat der Uebersetzer ganze Auftritte z. B. Soliloquia, ausgelassen, die Namen geändert, ja im Bramarbas den Schulfuchs nicht scholastische Grillen, sondern critische Pedantereyen sagen lassen, weil dieses bey den Deutschen eine bessere Wirkung thun konnte, die von scholastischen Grillen nichts mehr wissen. Und hat nicht Terenz viel in Menanders Stücken, und Moliere viel in des Plautus Amphitryon geändert? Herr Hollberg selbst, welcher doch das meiste Recht hatte, sich deßfalls zu beschweren, wenn er es für unbillig gehalten, hat diese Abweichungen und Veränderungen wahrgenommen und gebilliget. Dies wird hoffentlich hinlänglich seyn, die Uebersetzung

eine Zeit von funfzig Jahren in einem Abend vorstellt, und gar keine Regeln der Schaubühne beobachtet, scharff durchgezogen. Solche Schauspiele pflegten ehedem von Landstreichern hieselbst gespielet zu werden. Dieses Lustspiel enthält eine Zeit von vierzig Jahren, die Maschinen werden stets verändert, die Fürsten und Generals unterscheiden sich blos durch ihre hohen und schwülstigen Reden. So oft ein König die Bühne betritt, so werden die Trompeten geblasen. Die Personen in diesem Lustspiele sind in dieser Stunde jung, und in der andern sind sie schon so alt, daß sie auf der Grube geben. Allenthalben werden Fehler in der Zeitrechnung gemacht, die Personen und Oerter erhalten unrichtige Namen, und es ist nichts ausgelassen, was man in den Comödien der Landstreicher zu bemerken pflegt. Alle diese Fehler entdeckte Harlekin, ein Diener des Ulysses, auf eine so geschickte Art, daß dieses Lustspiel nicht nur dem gemeinen Mann gefiel, der doch sonst an moralischen und critischen Vorstellungen keinen Gefallen findet, sondern es war auch den Grossen und Vornehmen angenehm.

Das dreyzehnte Lustspiel führt den Namen Kildereise, oder Brunnenreise. Dieses zielt auf diejenigen, welche sich eine so grosse Vorstellung

Gottsched. Schaubühne gegen die Erinnerungen des Herrn Laubs zu rechtfertigen.

stellung von der Kraft eines Brunnens machen, der nicht weit von Kopenhagen liegt, und daher zu einer gewissen Jahreszeit, nemlich in der Johannisnacht, in grosser Menge dahin wallfahrten.

Das vierzehnte Stück ist eine Tragicomödie, * und heißt Melampus. Der Held in diesem Stücke ist ein kleiner Hund, welchen zwo Schwestern zugleich so heftig lieben, daß daher unter ihren beyden Liebhabern ein grosser Streit entsteht. Es wird aber endlich dieser Krieg durch den Bruder der beyden Schwestern glücklich beygelegt, welcher den Hund, um den sie stritten, aus dem Wege räumte. Diese Vorstellung gefiel den Zuschauern ganz ausserordentlich, wegen der seltnen und wohlausgeführten Erfindung. Denn da die Betrübniß, welche aus einer so geringen und lächerlichen Ursache entstanden, überaus glücklich ausgedruckt wird, so werden die Zuschauer sowohl zum Lachen als Weinen bewogen. Dieses

* Herr Gottsched verwirft in dem XI. Hauptstücke des II. Theils seiner critischen Dichtkunst eine Tragicomödie gänzlich, er nennt sie ein Ungeheuer, und sagt, eine Tragicomödie gebe eben einen solchen widersprechenden Begriff, als wenn man sagte, ein lustiges Klagelied. Andre hingegen haben solche vertheidiget. Wie heftig Guarini wegen seiner Tragicomödie vom Pastor Fido mit dem Jason Denores gestritten, der solche nur verdeckter Weise angegriffen, solches erzehlt Bayle im zweyten Theil seines Wörterbuchs in der deutschen Ausgabe S. 667. bey dem Worte Guarini.

ses Stück hat eine doppelte Absicht. Theils werden die Trauerspiele lächerlich gemacht, die blos in weitläuftigen und prächtigen Worten bestehen; theils werden dem Frauenzimmer einige höfliche Wahrheiten gesagt, welche, wie der Poet sich ausdrückt:

Morte Viri cupiunt animam seruare catellae.

Das funfzehnte Schauspiel führt die Aufschrift, zweene ungleiche Brüder. Die Helden in diesem Stücke sind zweene Brüder, von denen der eine abergläubisch ist, und alles glaubt, der andre aber will gar nichts glauben. Ein Freund sucht ihnen beyden zu helfen, durch seine Bemühung aber verfällt der Zweifler in den Aberglauben, und der vorher alles geglaubt hatte, glaubt nun nichts mehr. * Dieses Schauspiel zeigt, daß man niemals die Mittelstrasse wähle, sondern daß der Eifer, jemanden von seinem Irrthum zu überzeugen, öfters so weit gehe, daß man selbst auf die entgegen gesetzte Seite fällt. Aber dieses Schauspiel ist an-

* Herr Rathlef führt in dem dritten Theile seiner Geschichte itztlebender Gelehrten S. 14. aus des Chamberlains State of England von 1699. Th. II. S. 9. ein solches Beyspiel an, da zweene Brüder, von denen der eine ein Catholick, und der andre ein Reformirter gewesen, und jeder den andern zu seiner Religion bereden wollen, bis endlich nach einer angestellten mündlichen Unterredung der Reformirte ein Catholick, und der Catholick ein Reformirter, und beyde mit allem Ernst und rechtem Eifer geworden.

angenehmer, wenn man es lieset, als wenn man es aufführen sieht.

Diese funfzehn Lustspiele wurden in drey Bänden herausgegeben, von denen der erste dreymal in zwey Jahren gedruckt worden. * Die andern wurden damals nicht unter die Presse gegeben, aber doch auf der Schaubühne mit Beyfall der Zuschauer aufgeführt. Das erste Lustspiel hieß Diederich von Menschenschreck, oder der listige Henrich. Diesen Namen hat der Diener in allen meinen Lustspielen. Das andre, Henrich und Perronille. Das dritte, der Pfalzgraf, oder der verpfändete Bauerjunge. Das vierte, der geschäftige Müßiggänger. Und das fünfte, der treulose Stiefvater. **

Einige wunderten sich, daß ich in einer so kurzen Zeit zwanzig Lustspiele schreiben können, von denen die meisten solche Laster und Thorheiten angreiffen, die von andern noch nicht berühret worden. Einige bildeten sich auch ein, man

* Im Jahr 1734. erschien eine neue Ausgabe dieser moralischen Lustspiele, die aus fünf Bänden besteht.

** Zu diesen theatralischen Stücken des Herrn Barons kann man noch das bisher ungedruckt gewesene Lustspiel desselben hinzusetzen, welches im dem 1745. Jahre unter dem Titel, Don Ranudo de Colibrados, oder Armuth und Hoffart, dänisch und deutsch herausgekommen. Siehe die altonaischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1745. St. XXVI. S. 224.

man könne auf mich deuten, was Horaz sagt:

Nam fuit hoc vitiosus, in hora saepe ducentos
Vt magnum, versus dictabat, stans pede in uno.

Aber diese Leute kann man nicht widerlegen, wo man nicht zugleich seinen eignen Ruhm ausbreiten will. Dieses einzige will ich nur anführen, daß meine Comödien, welche mit den besten Lustspielen des Moliere wechselsweise aufgeführt wurden, mit einem gleichen Beyfalle aufgenommen worden, ausser, daß die Vorstellung der molierischen Stücke besser von statten gieng, da der Herr Montaigu, ein berühmter französischer Schauspieler in Kopenhagen, seine Leute in der Art des Vortrags, in den Sitten, Geberden und andern Umständen aufs sorgfältigste unterrichtete. Hiezu kommt, daß fast keine Nation so wenigen Geschmack an dem findet, was bey ihnen zum Vorschein kommt, als meine Landsleute. Insonderheit hat das Frauenzimmer in diesem Lande den Fehler an sich, daß es weder etwas gerne siehet, oder höret, wo es nicht in der französischen Sprache abgefaßt worden. Daß also meine Lustspiele einen so grossen Beyfall funden, und so oft zum größten Vortheil der Comödianten aufgeführt wurden, solches rührte weder daher, daß sie neu waren, noch daß die Vorstellung derselben mit glücklichem Erfolg geschahe. Es fehlte vielmehr

mehr nicht an solchen Leuten, welche diese Schauspiele mit neidischen Augen ansahen, und solche heimlich und offenbar ihres Ruhms zu berauben suchten. Allein ihre Bemühung ist vergebens gewesen, denn meine Schauspiele haben ihren Werth behalten, und werden auch noch von vornehmen und geringen Personen hochgeachtet.

Sie wundern sich, mein Herr, in Ihrem letzten Schreiben, daß die Schauspiele bey uns aufgehört haben. Ich aber wundere mich noch weit mehr, daß dieselben noch so lange haben dauren können. Sie beklagen deßfalls das Publicum, und zugleich auch mich. Daß Ihnen, in Absicht auf das gemeine Wesen, der Untergang des dänischen Schauplatzes nahe gehe, solches glaube ich sehr leicht, da ich weis, wie patriotisch Sie gegen Dännemark gesinnet sind. Dieses ist auch von andern geschehen, die eben eine so zärtliche Liebe gegen ihr Vaterland hegen, wie Sie, mein Herr, zu thun gewohnt sind, und welche jederzeit in den Gedanken gestanden, daß die Ehre und der Nutzen der dänischen Nation durch die Schauspiele gar sehr befördert worden. Alle wohlgesittete Völker haben sich die äusserste Mühe gegeben, ihre Schaubühnen gut einzurichten, und eifern stets miteinander, die Schauspiele so regelmäßig und vollkommen zu machen, als es nur immer möglich ist. Und so muß es ja der dänischen Nation nothwendig zur Ehre gereichen, wenn dieselbe

selbe auch in diesem Stücke andern Völkern nichts nachgeben darf. Der Nutzen, welchen die Schauspiele leisten, leuchtet einem jeden in die Augen. Die Tugenden und Laster werden in denselben mit lebendigen Farben abgeschildert. Der gemeine Mann hatte davon vorher gar keinen Begriff, weil er keine andere Comödien gesehen hatte, als welche die Landstreicher hier ehedem aufzuführen pflegten. So lange der dänische Schauplatz noch im Stande war, so lange konnten die fremden und elenden Comödianten von unsern Gränzen abgehalten werden, welche sonst gewohnt waren, alle Jahre hieher zu kommen, und nicht nur das Geld aus dem Lande schleppten, sondern auch die Zeit verdurben, und ihren Zuschauern böse Sitten beybrachten. Wie Sie, mein Herr, vor einigen Jahren hier in der Stadt waren, und nicht ohne Vergnügen anhörten, wie eine Magd über die Thorheit des menschlichen Geschlechts, die man in den Schauspielen vorstellet, vernünftig urtheilte, so brachen sie in diese Worte aus: **Die Stadt ist glücklich, wo die Dienstmägde philosophiren.** Ich will den Nutzen nicht einmal berühren, welcher mit den Schauspielen verbunden ist, daß die dänische Sprache dadurch zu einer mehrern Reinigkeit kann gebracht werden, welche wegen der Unachtsamkeit der Schrifftsteller noch viele Fehler hat. Ihr Urtheil ist demnach vollkommen gegründet, wenn Sie den Untergang des dänischen Schauplatzes,

in Absicht auf das gemeine Wesen, bedauren. Warum Sie aber auch mich zugleich beklagen, solches kann ich nicht einsehen. Ich bin nunmehr von allem Streit, von aller Arbeit und Mißgunst befreyet, womit ich stets beladen war, so lange die Schauspiele währten. Diese Frucht brachte mir meine Bemühung an diesem Orte, da im Gegentheil ein Verfasser in Frankreich oder England durch ein Schauspiel, wenn es Beyfall findet, zwey bis drey tausend Reichsthaler gewinnen kann. Deßfalls sollten Sie mir billig Glück wünschen, daß ich von so beschwerlichen und kostbaren Arbeiten nunmehro befreyet worden.

Ich merkte endlich, daß meine Kräfte durch diese geschwinden und beständigen Arbeiten sehr geschwächt wurden. Ich faßte daher den Schluß, nach Acken ins Bad zu gehen, und trat auch diese Reise wirklich im Jahr 1725. im Anfang des Brachmonats an, nachdem ich mich vorher mit einem königlichen Reisepasse versehen hatte. Ich hoffte, daß die Bewegung des Leibes mir einen grössern Nutzen schaffen sollte, als das warme Bad. Aber ich erfuhr, daß die Bewegung meinem Cörper bey zunehmenden Jahren, und da ich der strengsten Mässigkeit gewohnt war, eben so vielen Schaden zufügte, als mir dieselbe bey jüngern Jahren, und da ich noch nicht so gar strenge lebte, dienlich gewesen.

Die Witterung war in diesem Jahre sehr rauhe, und ob ich gleich im Anfange des Brachmonats meine Reise antrat, so war doch die Luft so kalt und stürmisch, als wenn der Winter bereits eingetreten wäre. Der Sturm hatte auch die See überaus unruhig und zur Ueberfahrt über den grossen und kleinen Belt sehr gefährlich gemacht. Es fehlte auch nicht viel, daß ich nicht das Leben eingebüßt hätte, wie ich über den kleinen Belt fuhr. Endlich kam ich nach Hadersleben, woselbst die Einwohner sehr dienstfertig und höflich zu seyn schienen. Aber in Flensburg merkte ich, daß man die Reisenden nicht so höflich aufnahm. Unter allen Einwohnern des Fürstenthums Schleswig haben die Flensburger den Ruhm, daß sie die größten Haushälter sind. Sie sind genau und arbeitsam, und wissen ihr Geld gut anzuwenden.

- - parcum genus est, patiensque laborum
Quaesitique tenax, et quod quaesita reservat.

Man darf sich deßwegen auch nicht wundern, daß in Flensburg sehr viele reiche Leute angetroffen werden, zumal, da ihnen vor andern Einwohnern des Fürstenthums Schleswig verschiedene Freyheiten zugestanden worden. Mein Quartier, welches ich in Flensburg erhielt, war sehr unbequem. Das Haus, worinn ich einkehrte, war zwar sehr groß, und hatte sehr viele Zimmer, aber es war zugleich allenthalben, wo man sich nur hinwandte, so unrein, daß man fast nirgends für Gestank bleiben

ben konnte. Ich ward daher gezwungen, alle Stunden in meinem Zimmer räuchern zu lassen, wenn ich den heßlichen Geruch nicht beständig einziehen wollte. So war das Haus beschaffen, und diejenigen, mit denen ich speiste, waren eben so wenig reinlich. Unter meinen Tischgenossen waren zwo Personen befindlich, deren Gesellschaft mir eben so lächerlich als verdrießlich war. Der eine stammelte sehr stark, und der andre hatte seine Nase, ich weis nicht in was vor einem Kriege verlohren, und schien mehr zu zischeln als zu sprechen. Beyde hatten einen grossen Trieb zu reden, und man konnte sie also theils nicht ohne Lachen, theils aber auch nicht ohne Verdruß anhören. Um den Tisch stunden fünf bis sechs grosse Hunde und Katzen, welche durch ihr Geschrey und Heulen mich bald umgebracht hätten. Alle diese Umstände waren mir unerträglich. Ich gieng deßfalls heimlich nach einem andern Wirthshause, und erzehlte dem Wirthe daselbst alle Beschwerlichkeiten, die ich hier erdulten mußte. Ich ersuchte ihn zugleich, daß er mich in sein Haus aufnehmen möchte, da ich gezwungen wäre, mich noch einige Tage in der Stadt aufzuhalten. Dieser aber entschuldigte sich, daß er solches nicht thun könne, weil er besorgen müßte, daß ihn mein voriger Wirth bey der Obrigkeit verklagte. Wie also diese Hofnung fehl schlug, so mußte ich mich nach meinem alten Quartier zurück begeben. Ich stellte mich

aber krank, damit ich allein auf meinem Zimmer speisen konnte.

Endlich verließ ich Flensburg, und kam nach Hamburg. Hier ruhete ich einige Tage aus, und setzte hernach meine Reise weiter fort. Obgleich in dieser prächtigen und reichen Stadt viele Merkwürdigkeiten enthalten, und sehr viele berühmte Gelehrte anzutreffen sind, so besuchte ich doch keinen von ihnen, ausser den Hochehrwürdigen Herrn Fleischer, Probsten zu Altona, meinen sehr werthen Freund und ehemaligen Reisegefährten.

Es sind drey Wege, welche nach Amsterdam gehen. Man kann entweder durch Osnabrück mit dem Wagen reisen, welcher, weil er sehr langsam gehet, die Ochsenpost genannt wird; oder man kann sich kleiner Schiffe und Fahrzeuge bedienen, die zu gewissen Zeiten des Jahrs dahin segeln; oder man kann auch seinen Weg über Bremen und Oldenburg nehmen. Diesen letzten Weg erwählte ich, weil er mir von meinen Freunden als der beste und sicherste gerühmt ward. Nach einer zweytägigen Reise langte ich in Bremen, aber vom Regen ganz durchnetzt, und vor Kälte fast erstarret, an. Die Luft war in diesem Jahre mit Kälte und Regen so sehr angefüllet, und der Wind stürmte bisweilen so heftig, daß wir besorgten, er möchte die Bäume, wie an verschiedenen Orten geschahe, aus der Erde reissen, und zu uns in den Wagen stürzen. Wegen der strengen

Kälte

Kälte waren wir gezwungen, in einem jeden Wirthshause ein Feuer anzumachen, um uns wieder einigermassen zu erwärmen, und es war doch schon in der Mitte des Junius.

Die Einwohner der Stadt Bremen wissen von keiner Art der Wollust oder des Vergnügens, sondern führen ein strenges und rauhes Leben. Man siehet bey ihnen keine Comödien, niemals wird daselbst ein öffentliches Schauspiel aufgeführt, wo sich nicht zu gewissen Zeiten des Jahres einige Landstreicher einfinden, und einige abgeschmackte Comödien vorstellen. Die Bremer gehen weder aus, andre zu sehen, noch sich von andern sehen zu lassen. Wenn also jemand sein Leben in der größten Stille und Ruhe zubringen will, der kann dazu keinen bequemern Ort, als Bremen wählen, wo er nach seinem eignen Gefallen in der größten Ruhe leben kann, ohne durch jemanden darinn gestöret zu werden. Es ist etwas sehr seltenes, daß man in der Stadt von einem Tumult oder Aufruhr etwas erfährt, und fast niemals höret man, daß jemand bestohlen worden. Wie man zu der Zeit, da ich mich in Bremen aufhielte, einen Dieb ergriff, so ward dadurch die ganze Stadt in Bewegung gesetzt. Ein jeder eilte, den Dieb zu sehen, weil der Diebstahl in ihrer Stadt etwas gar ungewöhnliches war. Mit der Regierungsform ist es fast in Bremen, wie bey dem deutschen Contoir in Bergen beschaffen. An beyden Orten sind gewisse Alter-

manns und Achtzehner. So daß es fast das Ansehen gewinnt, als wenn die Gesellschaft in Bergen nach der bremischen Regierungsform eingerichtet worden. In Bergen trifft man eben dieselben obrigkeitlichen Aemter, eben dieselben Gebräuche, ja eben dieselben Namen an. So genau ist das bergensche Contoir in allen Stücken nach der bremischen Republic eingerichtet.

Man kann sehr bequem, und mit wenigen Kosten durch Bremen und Oldenburg nach Amsterdam reisen, wenn man Reisegefährten hat. Weil ich aber allein war, so bereuete ich, daß ich diesen Weg erwählt hatte. Es war kein andres Fuhrwerk vorhanden, und also mußte ich die so genannten Ordinanziewagen nehmen. In Oldenburg hielt ich mich einige Tage auf. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich noch an keinem Orte mit mehrerm Vergnügen als hier gelebt habe. Ich hatte solches der gnädigen Aufnahme des Statthalters dieser Grafschafften, Sr. Excellenz, des Herrn von Sehestedt, zuzuschreiben. Dieser Herr war allem Hochmuthe feind, und unterschied sich allein durch seine Tugend und Freundlichkeit, wie auch durch seinen ungemeinen Verstand von den geringern. Sein Haus war eine Zuflucht so vieler Gelehrten, daß dasselbe fast einer kleinen Academie, oder einem Gymnasio ähnlich war. Während der Tafel ward von lauter gelehrten Sachen geredet, woraus man sowol

Vergnügen als Nutzen schöpfen konnte. Vielleicht wäre man an andern Orten kostbarer bewirthet worden, nirgends aber konnte man freyer und mit mehrerm Vergnügen speisen. Und daher ist es leicht zu vermuthen, daß ich Oldenburg sehr ungern werde verlassen haben.

Der Weg, welchen man noch durch Ostfriesland bis Neucastel zurücklegen muß, ist kostbar und beschwerlich. Aber wenn man hier angelangt ist, so hat man das schwerste überwunden. Man kann sich nunmehr der Treckschoyten für einen sehr mäßigen Preis bedienen. Die Reisenden pflegen dieses auch insgemein zu thun, insonderheit, wenn sie willens sind, auch des Nachts in den Schoyten zu bleiben. Denn man kommt nicht nur sodann geschwinder fort, sondern man vermeidet auch die Wirthshäuser, welche in Holland durchgehends kostbar und unbequem sind. Man findet in diesen Provinzen allenthalben prächtige Städte und kostbare Häuser. Auch in den ordentlichen Wohnhäusern ist alles sehr sauber und reinlich. Aber durch dieses alles wird das Auge mehr, als das Gemüth vergnügt. Denn da die meisten Wirthe sich noch aus allerhand Nebengewerben einen Vortheil zu machen wissen, so nehmen sie die Reisenden nicht so höflich auf, wie in Frankreich oder Italien. Die Stuben sind daselbst wie in einem Lazareth eingerichtet, und mit sehr vielen und hohen Betten besetzt, zu denen man mit Leitern hinansteigt. Hier muß man des

Nachts

Nachts liegen, und in der Gesellschafft von Dieben und Räubern schlafen, oder vielmehr wachen, daß man nicht von ihnen umgebracht werde. Die Reinlichkeit, von welcher die Holländer so viel rühmens machen, gehört mit zu den Verdrießlichkeiten, die man dort empfindet. Denn wenn man auf den Boden speyet, oder auch nur den kleinsten Tropfen Wassers auf den Boden fallen läßt, so drohet der Wirth gleich mit einem Proceß, recht, als wenn man eine grosse Missethat begangen, oder einen heiligen Ort befleckt hätte.

Von der Reinlichkeit der Holländer habe ich allemal dieses Urtheil gefället. Sie sind sauber und nette in Kleinigkeiten, aber schmutzig und unflätig in grössern Dingen. Sie waschen ihre Strassen fleißig, aber nicht ihre Hände. Sie speisen alle aus einer Schüssel, und schämen sich nicht, mit allen Fingern hinein zu greiffen; welches den andern Tischgenossen nothwendig einen Eckel erwecken muß, insonderheit, wenn man einen allenthalben mit Pech beschmierten Schiffer oder Bootsmann neben sich sitzen hat, welches sich öfters zuträgt, da diese Leute bey den Holländern in grossem Ansehen stehen. Es ist kein Volk, dessen Schicksal ich mehr bedaure. Sie besitzen einen grossen Reichthum, und leben doch sehr arm. Sie wohnen in prächtigen Pallästen, und sind doch sehr enge eingeschränkt, weil sie keinen Hofraum bey ihren Häusern haben, und die wenigsten einen

nen Garten besitzen. Ich ward einmal von einem vornehmen Kaufmann zu Gast geladen, allein der ganze Schmauß bestand in einem Gerichte Fische. Deßfalls enschuldigte ich mich nachher immer, so oft man mich wieder einlud. Dieses sind die Beschwerlichkeiten, denen die Reisenden in Holland unterworffen sind. Aber dieselben werden durch verschiedene herrliche Gesetze und nützliche Anordnungen wieder ersetzt, wodurch auch die entferntesten Völker nach Holland gelockt werden, daß man auch deßwegen dieses Land als ein gemeinschaftliches Vaterland aller Einwohner der Welt ansehen kann. Uebrigens sind die Holländer aufrichtig und redlich.

Wie meine Freunde in Amsterdam die Ursache meiner Reise erfuhren, so riethen sie mir alle einhellig, daß ich meinen Vorsatz ändern möchte. Im Anfang achtete ich ihre Erinnerungen nicht sonderlich. Endlich aber ließ ich mich doch durch die Vorstellungen derjenigen bewegen, denen die Beschaffenheit meines Cörpers bekannt war, und änderte mein Vorhaben. Weil ich aber eine beschwerliche Reise gehabt hatte, so hielte ich es nicht für rathsam, die Rückreise gegen den Herbst anzutreten. Anfangs war ich willens, den Winter in Brüssel zuzubringen. Ich verwarf aber diesen Vorsatz wieder, und faßte den Entschluß, mich den Winter über in Paris aufzuhalten. Ich gieng deßwegen mit einem Fahrzeuge von Amsterdam

nach Rotterdam. Ich kann mich nicht entbrechen, von diesem Fahrzeuge eine Nachricht zu ertheilen, damit andere sich dafür hüten können. Es scheint dasselbe, insonderheit solchen Leuten sehr bequem zu seyn, welche ihr Zeug mit sich führen. Man muß aber vor allen Dingen darauf bedacht seyn, daß man bey Zeiten des Schiffers Cajüte miethe, wo man keine elende und schlaflose Nacht haben will. Dieses erfuhr ich zu meinem größten Verdrusse. Die Cajüte war bereits an andre vermiethet; und ich war daher gezwungen, die Nacht bey den andern Passagiers zuzubringen. Der Raum, worinn ich mich aufhielt, war mit Bootsleuten angefüllt, die vor kurzer Zeit aus Indien zu Hause gekommen waren, und nun nach Seeland reisen wollten. Dieses Schiffsvolk hätte mich beynahe durch die unzüchtigsten Reden und durch die ärgerlichsten Schandlieder umgebracht. Ueberdem hatten sie einen solchen Dampf von Tobacksrauch um mich her gemacht, daß ich nicht einen Schritt weit sehen konnte, ob es gleich am hellen Mittag war. Man hätte aus dem grossen Dampf und Rauch urtheilen sollen, daß wir einen feuerspeyenden Berg im Schiffe bey uns hätten. Indessen ertrug ich dieses alles mit grosser Gedult. Wie ich aber hörte, daß sie einen Rath hielten, und in denselben beschlossen, daß niemand die ganze Nacht einen Augenblick schlafen sollte, so fürchtete ich mich nicht wenig. Ich hoffte, daß

dieses Gesetz, welches in der Trunkenheit abgefaßt worden, wieder würde aufgehoben werden, wenn sie den Rausch ausgeschlafen hätten. Weil sie aber die ganze Nacht in der Völlerey zubrachten, so ward dieses Gesetz so genau in Acht genommen, daß sie mich, so oft mir nur die Augen zufielen, gleich mit dem Ellbogen anstiessen, und mich aufweckten. Ich langte deßwegen zu Rotterdam krank und sehr verdrießlich an, nnd erzehlte mein Schicksal einem französischen Obristen, der Caneau hieß. Er war vor kurzer Zeit aus Spanien zurück gekommen, und hatte auf dem Schiffe eben eine so elende Nacht als ich gehabt. Dieser Obriste war hiernächst mein Reisegefährte; und ich habe ihn als einen edelmüthigen, redlichen und sehr wohlgesitteten Mann befunden, welcher mir auf alle mögliche Art zu dienen suchte. Man kann bisweilen, wenn der Wind gut ist, in einer Zeit von zwölf Stunden nach Antwerpen segeln. Weil uns aber der Wind entgegen war, so brachten wir auf dieser Reise vier und zwanzig Stunden zu. Wenn man von Rotterdam nach Antwerpen reiset, so sieht man, wie diese beyden Städte in allen Stücken einander recht gerade entgegen gesetzt sind. Weil Rotterdam nach Amsterdam die vornehmste Handelsstadt in Holland ist, so trifft man dorten alles in grosser Bewegung an; in Antwerpen aber ist alles ganz stille. Rotterdam hat lauter reiche Einwohner, in Antwerpen sind lauter Bettler.

Dort sind die Bürger grob und unhöflich, hier wohlgesittet und artig. Dort trifft man verschiedene Glaubensgenossen und Secten an, hier allein römischcatholische. Denn Flandern und Brabant, welches so lange unter spanischer Herrschafft gewesen, giebt selbst den Italiänern, in Absicht auf den Aberglauben, nichts nach, und ist dem Papste eben so treu und gehorsam. Städte, Vorstädte, Dörffer und Landstrassen sind dergestalt mit Klöstern und Heiligen angefüllet, daß man eher einen Heiligen als einen Menschen antreffen kann. Von Antwerpen reisete ich nach Mecheln, woselbst ich mich einige Zeit nach einem Wagen aufhalten mußte. Inzwischen gieng ich durch die Stadt, um solche zu besehen, und traf einen Franciscanermönch an, welcher mich in sein Kloster führte. Dieser Mönch gieng allenthalben mit mir herum, und zeigte mir einen jeden Winkel in seinem Kloster. Es war ein schöner Garten bey demselben. Weil aber alle Gänge mit Bildern der Heiligen besetzt waren, so war es für einen Ketzer sehr beschwerlich, in demselben zu spatzieren. In der Kirchen war der ganze Lebenslauf des heiligen Franciscus auf verschiedenen Tafeln abgemahlt. Hier verrieth der Mönch seine Unwissenheit auf eine ausnehmende Art, da er mir eine von diesen Tafeln erklären wollte. Er sagte: Hier kann man sehen, wie der heilige Franciscus Busse thut, und die calvinische Lehre wieder verläugnet, welcher er vorher ergeben war.

Hier

Hier fällt er seinem Vater zu Fusse, welcher ihm deßfalls einen harten Verweis giebt, und ihn derbe abstraft.

In Brüssel blieb ich nur einige Tage, und reisete gleich weiter nach Paris. In dieser berühmten Stadt sahe es damals wegen der grossen Theurung sehr betrübt aus, da man für ein Pfund Brod zehn Sols bezahlen mußte. Der Pöbel ward darüber desperat, und erregte einen Aufruhr, welcher nicht eher wieder gestillt werden konnte, bis zweene Bürger das Leben dabey eingebüßt hatten. Zu eben derselben Zeit ward ein Weib, welches den Blutfluß gehabt, durch ein Wunderwerk geheilet. Die Geschichte ward gedruckt, und man konnte sie allenthalben kaufen. Aber die gemeinen Bürger waren nur allein darauf bedacht, wie sie den Hunger stillen möchten, und bekümmerten sich nicht um Wunderwerke, wovon sie doch sonst sehr viel zu machen pflegen. Ich hörte, daß einige zu einander heimlich sagten, dieses Jahr ist fruchtbarer an Wunderwerken, als an Brod. Wie auch, währender Zeit, daß die Wunderwerke geschehen, sterben wir für Hunger. An der Richtigkeit der Geschichte kann man fast nicht zweifeln, denn alle Nachbarn bezeugten es, daß dieses Weib seit einigen Jahren den Blutfluß gehabt. Und die schnelle Heilung desselben geschahe auch in Gegenwart des ganzen Volks. Wie man in der Procession mit der Hostie gieng, so richtete sich dieses

Weib auf, und folgte mit einem Stock der Procession nach, wobey das Blut annoch Strommweise von ihr floß. Kurz darauf aber kam sie ganz frisch und gesund aus der Kirche zurücke. Nur die Jesuiten und Aerzte wollten dieses Wunderwerk nicht recht gelten lassen, und verringerten dasselbe auf alle Art. Die Jesuiten gaben eine sehr schlechte Ursache an, und meynten, es sey unmöglich, daß GOtt hier ein Wunderwerk zugelassen habe, weil der Priester, der die Hostie getragen, sich verdächtig gemacht, daß er der Lehre des Jansenius beypflichtete. Die Gründe der Aerzte waren wichtiger. Denn diese behaupteten, daß eine solche Heilung ganz natürlich durch eine starke Einbildung könne zuwege gebracht werden; wovon sie unzählige Beyspiele anführten. Aber ich muß fortfahren, von mir selbst zu reden.

Ich miethete mir ein Zimmer in der St. Jacobsstrasse, nicht weit von dem Luxenburgischen Garten, welchen ich, wegen der gesunden Luft, den andern öffentlichen Gärten vorzog. Aber es war sehr verdrießlich in demselben zu spatzieren, wegen der vielen Bettler, womit alle Gänge angefüllet waren. Ich konnte mich bisweilen nicht enthalten zu lachen, wenn ich sahe, daß Leute, die sehr prächtig gekleidet waren, herum giengen, und von einem jeden, den sie sahen, Allmosen baten; oder wenn viele mit gepuderten und gekräusten Haaren und Peruquen schrien, wir sterben für Hunger. Wir haben

in einigen Tagen nicht das geringste gegessen. Ich traf einmal in eben diesem Garten einen sehr sauber gekleideten Menschen an, der von einer vorübergehenden Dame ein Allmosen bat, und gleich darauf bettelte diese Dame wieder bey einem andern. Nicht lange darnach kam eine Jungfer, die ein seidenes Kleid trug, und in Ohnmacht fiel. Wie sie von den Anwesenden wieder ermuntert und nach Hause gebracht ward, so fand man, daß ihr Zimmer in einem Hause ganz oben unter dem Dache war, und daß ihre ganze Speiskammer in einigen Kohlsträuchen, Aepfeln und Erbsen bestand. Ich führe dieses nur zu dem Ende an, damit man daraus den Ehrgeitz dieser Nation auch bey der grösten Armuth sehen möge. Die Bettler selbst sind so sauber gekleidet, daß man sie nicht anders von reichen Leuten unterscheiden kann, als allein dadurch, daß sie mager und bleich im Gesichte sind. Man kann also sehr leicht einen Comödianten, einen Fecht- oder Tanzmeister für einen Marquis ansehen. Wenn man einen Schuster oder Gärber sieht, so sollte man fast schwören, daß es ein Rathsherr wäre, ja ein gemeines Weib führt sich so prächtig auf, daß man glauben sollte, es sey eine Hofdame. Dieses war auch mir einigermassen beschwerlich. Denn ob ich gleich ganz anständig gekleidet war, so konnte ich doch mit genauer Noth unter diejenigen gerechnet werden, welche die Franzosen honnettes gens nennen,

insonderheit an diesem Orte, wo Armuth und Hoffart unzertrennlich mit einander verbunden sind, und wo die Bedienten selbst goldene und silberne Zwickeln tragen.

Jedoch alles dieses konnte mich nicht bewegen, die pariſischen Sitten und Thorheiten anzunehmen. Ich war nicht zu dem Ende nach Paris gekommen, um meinen Namen daselbst durch Pracht und Verschwendung unsterblich zu machen, und alles, was ich hatte, auf einmal zu verzehren, welches die Wirthe in der Vorstadt St. Germain, um die jungen Herren zur Verschwendung zu reitzen, faire honneur à la Nation nennen. Meine Absicht gieng blos dahin, mich so lange an diesem Orte aufzuhalten, bis ich bey einer bequemen Jahreszeit die Rückreise nach meinem Vaterlande wieder antreten könnte. Man nannte mich deßfalls auch nur schlechthin Monsieur, da man hingegen die Fremden, ja so gar auch die Kaufmannssöhne von Hamburg und Lübeck Grafen und Barons zu nennen pflegt. Dieser letzte Titel ist der geringste, und den erhält ein jeder, der ein mit Silber besetztes Kleid trägt. Läßt man aber Gold auf seine Kleider setzen, so erhält man gleich den Titel Monsieur le Comte. Es ist nicht zu beschreiben, wie sehr die jungen Leute durch diese Heucheley zur Verschwendung gereitzt werden. So bald nur ein Fremder in der Vorstatt St. Germain ankommt, so nehmen die daselbst befindlichen Wirthe ihn gleich ungemein höflich

auf,

auf, und führen ihn in die kostbarsten Zimmer, die sie haben. Man bringt ihnen einige Mietlakaien zu, welche zugleich ihre Hofmeister seyn sollen. Diese lassen es auch an einem treuen Unterricht nicht ermangeln, und zeigen ihren Herrn einen sehr leichten und bequemen Weg, das väterliche Erbgut in kurzer Zeit zu verzehren. Es finden sich ferner allerhand Maitres ein, welche die Fremden im Tanzen, Fechten und in der Sprache unterrichten. Es sind aber dieselben durchgehends rechte Schmarutzer, welche sich nur um einen freyen Schmaus, nicht aber um die Lebensart der Fremden bekümmern. Den Schluß dieser Tragödie macht das liederliche Weibsvolck, welches die jungen Leute ins Netz zieht, und dieselben dadurch völlig um Ehre, Geld und Gesundheit bringet.

Ich greiffe hierdurch nicht die französische Nation an. Der Geitz ist kein Hauptlaster dieses Volks, sondern die Franzosen sind vielmehr freygebig und dienstfertig. Ich rede auch nicht von allen Einwohnern der Stadt überhaupt, sondern allein von den Wirthen in der Gegend der Stadt, wo die Fremden insgemein sich aufzuhalten pflegen. Die Ursache fällt einem jeden leicht in die Augen, warum in diesem Theile der Stadt eine solche Lebensart herrschet. Die vornehmsten Städte in Europa, welche von den Fremden besucht werden, sind meistentheils Handelsstädte, welche ihre eigne Handlung treiben. Und dieselbe ist allein hin-

länglich, die Einwohner nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu bereichern. Aber Paris liegt mitten im Lande, und deßfalls leben sehr viele Bürger allein von den Fremden, so gar, daß sie auch öfters ausgehen, um zu erfahren, ob keine Wagen von Brüssel, Metz, oder Strasburg angekommen, so, wie die Kaufleute an andern Orten sich erkundigen, ob ihre Schiffe im Hafen angelangt sind. Wenn ein junger Mensch dahin kommt, und Gold und Silber mitbringt, so nimmt er nichts anders wieder mit nach Hause, als einen leeren Beutel, einen närrischen und gezwungenen Gang, und eine Menge von französischen Liedern, oder andern pariſischen Thorheiten (franchiſe pariſienne) welche nach dem Ausspruche eines unbekannten Schrifftstellers allein darinn bestehen, daß man Capriolen schneiden und andre Leute durch singen und flöten taub machen kann. Ich suchte damals in Paris ein bequemes Zimmer, aber dieses ist sehr schwer zu erhalten. Denn die erstaunliche Menge von Menschen, welche in Paris ist, und der grosse Lärm, welchen die Kutschen und andre Zufälle beständig auf der Gassen erregen, gönnen einen fast gar keine Ruhe.* Man ist oben und unten und an

* Boileau hat dieses ganz vortreflich in seiner 6. Satyre ausgedrückt, worinnen er gleich im Anfang sagt:

Qui frappe l'air, bon Dieu! de ces lugubres cris
Eſt-ce donc pour veiller, qu'on ſe couche à Paris?

an den Seiten von ganzen Familien umgeben, und da die Nation etwas comisches an sich hat, so muß man sich hüten, daß man kein Zimmer miete, welches unmittelbar an die Stube eines jungen Cavalliers (petit maitre) oder einer Jungfer stößt, wo man nicht durch ein unaufhörliches Singen allerhand verliebter Lieder geplagt seyn will. Auch muß man der Wohnung eines Gelehrten nicht zunahe kommen; weil man wegen des beständigen Gemurmels und Brummens niemals Ruhe haben kann. Denn die meisten Gelehrten in Paris können nicht studiren, wo sie nicht herumgehen, und alles hermurmeln, was sie lesen. Diese grosse Anzahl von Menschen giebt auch noch zu mehrern Unbequemlichkeiten Anlaß, von denen man zu London und Amsterdam nichts weis. Obgleich London weit grösser ist, als Paris, so glaube ich doch, daß in London lange nicht so viele Einwohner anzutreffen sind, als in Paris. Die Engländer läugnen dieses beständig, und bilden sich ein, daß sie aus den jährlichen Todtenregistern (the bills of mortality) das Gegentheil erweisen können. Weil aber Paris eine gesundere Luft hat, und die Einwohner dieser Stadt eine viel mäßigere Lebensart führen, als die Engländer in London, so können sie auch weit länger leben. Verschiedene Engländer gestehen selbst, daß alle Jahre einige tausend Menschen aus den Provinzen nach London geschickt werden, und daß die Stadt bald von

Einwohnern würde entblößt seyn, wenn man dieses unterlassen wollte. Hieraus erhellet, daß man aus den Todtenregistern nichts gewisses schliessen kann, und daß, um diesen Streit mit Gewisheit auszumachen, ein genauers Verzeichniß von den Einwohnern erfordert werde, weil die Listen der Gebohrnen und Verstorbenen dazu allein nicht hinlänglich sind. Ueberdem ist eine Nation allemal fruchtbarer, als die andre. Man muß auch die vielen Klöster, Collegia und Societäten in Paris in Betrachtung ziehen, wo der göttliche Befehl, seyd fruchtbar und mehret euch, durch das geistliche Recht abgeschafft worden, welchen aber die englische Geistlichkeit auf das sorgfältigste beobachtet.

Dieses sind die Beschwerlichkeiten, die ich in Paris erfuhr, und dennoch lebte ich an keinem Orte vergnügter, als hier. Ich war auch stets gesund und munter, und durfte nicht, wie an andern Orten, durch eine Bewegung die Begierde zu essen bey mir erwecken. Ich konnte gut speisen, und weis nicht, ob ich solches der gesunden Luft, oder der theuren Zeit zuschreiben soll, da man alles aufs genaueste abwog und austheilte. Dieses ist gewiß, daß der Ueberfluß mir den Appetit schwächt, und deßfalls gehe ich auch wegen des grossen Ueberflusses, den man bey den hiesigen Gastmahlen wahrnimmt, mehrentheils hungrig vom Tische. Es sind noch viele andre Dinge in Paris, welche insonderheit einem Gelehrten zum Vergnü-

gen

gen gereichen. Man findet daselbst so viele öffentliche Bibliothecken, und so viele Gelehrte, öffentliche und besondere Gesellschafften, worinn man gar leicht zum Mitgliede kann aufgenommen werden; denn die Gelehrten in Paris geben sich sehr viele Mühe, den Fremden gefällige Dienste zu erweisen. Zweymal besuchte ich den berühmten Montfaucon. Ich fand ihn zwar unter ganzen Haufen von Büchern vergraben, aber er war nichts destoweniger so munter und freundlich, als wenn er ganz müssig gewesen wäre. Ich redete mit ihm von der lateinischen Aussprache, und, wie ich mich am meisten darüber wunderte, daß der Buchstab M mit dem vorhergehenden Lautbuchstaben in einem Verse ausgelassen und nicht gelesen würde, so antwortete er mir, daß die Alten diesen Buchstaben auch in ungebundener Rede weggeworfen, und daß er selbst einige lateinische Inschrifften besässe, wo factu anstatt factum, und Romanoru anstatt Romanorum stünde. Wie er aber eben im Begriffe war, mir dieses zu zeigen, und meine Neugierde zu stillen, so kamen einige andre zu ihm, und verhinderten es. Der Pater Harduin war nicht so höflich und freundlich; und ließ selten jemanden zu sich kommen, wo man ihm nicht einbildete, daß man ihn in einer dunklen und schweren Sache um Rath fragen, und solche von ihm entscheiden lassen wollte. Ich erfuhr dieses von einem andern Pater, und besonn mich lange, was ich

für einen Knoten binden wollte, um mir dadurch den Weg zu seiner Zelle zu bahnen. Endlich fiel mir ein, daß Herr Collin, der Verfasser des Buchs de libertate cogitandi, aus der Kronick des Bischof Victors folgende Worte angeführt: Messala Consule, Anastasio Imperatore iubente, sancta euangelia, vtpote ab idiotis Euangelistis scripta, corriguntur, et emendantur. Ich gieng hiermit zu ihm, und bildete ihm ein, daß ich dieses blos für eine Erfindung des Herrn Collins hielte. Er aber sagte das Gegentheil, und, damit er mir diesen Zweifel desto nachdrücklicher benehmen möchte, so langte er die Kronick des Victors aus seiner Bibliothec hervor, und zeigte mir mit seiner alten und zitternden Hand selbst die angeführte Stelle. Er sagte zugleich, die Religion hätte durch diesen Befehl nichts gelitten, sondern der gute Name des Anastasius sey allein dadurch geschmälert worden. Und wenn derselbe auch gleich die bizantischen neuen Testamente ändern lassen, so sey es ihm doch ohnmöglich gewesen, alle übrige neue Testamente, die in den Händen der Rechtglaubigen gewesen, umgiessen zu lassen. Mit welcher Erklärung ich zufrieden war. Wie er aber gleich darauf sagte, daß es ihm sehr leicht seyn sollte, zu erweisen, daß der Kayser Anastasius niemals in der Welt gewesen, so konnte ich mich kaum enthalten zu lachen. Ich merkte, daß er noch aus dem alten Tone redete, und annoch ein Zweifler sey, ob

er gleich seine vorigen Irrthümer längst widerrufen. Er hatte damals bereits ein hohes Alter erreicht, aber er setzte sein studiren noch immer fort, und verwarf den Ausspruch des Milo als nachläßig und unanständig, welcher, da er alt geworden, und wahrgenommen, wie andre sich in den Kampfspielen übten, seine Arme soll angesehen, und folgende Worte mit Thränen gesprochen haben: Diese sind schon erstorben.

Nicht lange darauf besuchte ich den Pater Tournemine, dieses war ein angenehmer, beredter, und recht unvergleichlicher Mann. In seinen Sitten und in seinem Umgange hatte er so etwas reitzendes und einnehmendes an sich, daß man ihn für einen Minister hätte halten sollen, und er ward auch blos durch seine grosse Gelehrsamkeit von einem Hofmanne unterschieden. Er redete sehr lange mit uns von allerhand gelehrten Sachen, weil zugleich noch einige deutsche Studenten nebst dem dänischen Gesandschaftsprediger, dem Herrn Cruse, * zugegen waren. Dieser letztere hatte sich durch seine Gelehrsamkeit und schönen Eigenschaften bey allen dortigen Gelehrten bekannt und beliebt gemacht, und es fiel mir deßwegen nicht schwer, unter seiner Anführung einen Zutritt bey allen zu erhalten. Tournemine zeigte uns seinen eignen Büchervorrath, worinn auch nebst

* Der nunmehr zu Göttingen die Gottesgelahrheit mit grossem Beyfalle lehret.

nebst andern dänischen Geschichtschreibern des Torfaei norwegische Kronick befindlich war. Zu den Seltenheiten seiner Bibliothec gehörte ein Exemplar des neuen Testaments, welches 800. Jahr alt war, und worinn der wichtige Spruch bey dem Johannes fehlte; welcher gleichfalls in vielen griechischen neuen Testamenten, und auch in dem neuen und bekannten Exemplar nicht anzutreffen ist, welches in der St. Victors-bibliothec verwahret wird. Pater Tournemine glaubte, daß diejenigen, welche die Bibel nachsehen sollen, nemlich Eusebius, Lucianus und Hesychius, welche der arianischen Ketzerey verdächtig waren, diesen Spruch mit Fleiß ausgelassen hätten. Ich antwortete, daß die arianische Ketzerey sich am meisten gegen Abend ausgebreitet habe, und nichts destoweniger träfe man diesen Spruch in allen lateinischen Exemplaren an. Man fünde auch nicht, daß dieser Spruch von den rechtgläubigen Vätern gegen die Arianer angeführt worden. Hierauf aber gab er uns nur eine ganz kaltsinnige Antwort. Er führte uns hernach in die Bibliothec des Huetius, welche dieser berühmte Bischof dem Jesuitercollegio vermacht hat. Und endlich giengen wir in die gemeinschafftliche Bibliothec der Jesuiten, die größtentheils aus dem Büchervorrath des Menage besteht, welchen dieser gelehrte Mann den Jesuiten geschenkt hat. Der Pater Tournemine ist zugleich ein ungemein lebhafter und aufgeweckter Mann. Es

arbei-

arbeitete damals eben der Jesuit Castel an einem gewissen neuen Instrument, welches durch die Vorstellung der Farben die Augen auf eben dieselbe Art rühren sollte, wie die Ohren durch ein musicalisches Instrument pflegen gerührt zu werden. Wie ich mich deßfalls bey Tournemine erkundigte, was er von dieser Bemühung des Herrn Castels urtheilte, so lächelte er und sagte, er habe selbst ehedem an einer gewissen Orgel für den Geschmack gearbeitet, und sein Vorhaben dem berühmten Tonkünstler, dem Herrn Marchand entdeckt, dem diese Erfindung sehr wohl gefallen, weil solche für einen hungrigen Musicanten überaus nützlich sey. Nicht lange hernach besuchte ich den Pater Castel selbst, um zu erfahren, ob er wirklich an einer solchen Orgel arbeite, oder ob alles, was man davon gesagt, nur Scherz sey. Er aber gab mir die Versicherung, daß sich alles wirklich so verhalte, und nach den Buchstaben eigentlich zu verstehen sey. Er erklärete mir auch alles aufs genaueste und stückweise, aber ich konnte, aller angewandten Aufmerksamkeit ohngeachtet, dennoch nicht begreiffen, was dieser vernünftige Mann eigentlich mit seiner Orgel sagen wollte. Denn wenn diese Orgel keine andre Wirkung hat, als das Spielwerk, womit die Landstreicher herumlaufen, so kann gewiß diese Erfindung ihrem Urheber zu keiner sonderbaren Ehre gereichen. *

Ich

* Herr Castel hat sein Wort gehalten, und Herr

Tele-

Ich besuchte gleichfalls den berühmten Herrn Fontenelle, welcher in seinem hohen Alter noch nicht müßig, sondern stets beschäfftiget war, daß man auch von ihm mit Recht sagen konnte:

Serit arbores, quae alteri seculo prosunt.

Er hatte vor kurzer Zeit in der Academie der Wissenschafften eine Lobrede auf den verstorbenen Kayser in Rußland, Peter den Ersten, abgefaßt, welche aber ein anderer abgelesen, weil er selbst durch eine Krankheit daran gehindert worden. Er hatte aber von der rußischen Nation etwas hart geredet, um seinen Held desto mehr zu erheben, und desto nachdrücklicher zu zeigen, was für eine erstaunliche Mühe dazu erfordert worden, ein so rauhes Volk gesittet zu machen; dieses aber nahm der rußische Ambassadeur, der Fürst Cürakin, sehr übel auf, und man glaubte, daß Herr Fontenelle deßfalls grossen Verdruß haben würde. Ich war sehr begierig, von ihm zu erfahren, ob diese Rede sollte gedruckt werden, und er gab mir die Versicherung, daß solche von Wort zu Wort, wie sie gehalten worden, dem Drucke sollte übergeben werden. Fontenelle redet gleichfalls mit sehr gros-

Telemann hat seine ganze Erfindung in der zu Hamburg 1739. auf einen Bogen herausgegebenen Beschreibung der Augenorgel des Herrn Castels bekannt gemacht. Er nennt sie eine Augenorgel, eine Orgel, die nicht allein in die Ohren gewisse Folgen wohl miteinander verbundener Töne bringet, sondern auch zugleich den Augen ganze Reihen richtig verknüpfter Farben darstellet.

grosser Hochachtung von den Verdiensten der Dänen in gelehrten Sachen.

Diejenigen irren nicht, welche glauben, daß allein in Paris mehrere Bibliotheken anzutreffen sind, als an andern Orten in ganzen Reichen; denn ausser den öffentlichen Bibliotheken des Mazarins, St. Victors und der Juristen, hat fast ein jedes Kloster und ein jedes Collegium seine eigne Bibliothek, und es hält nicht schwer, die Freyheit zu erlangen, daß man sich derselben bedienen kann. Ehedem besuchte ich die vortreffliche Bibliothek des Abt Bignons, aber nun war dieselbe nebst ihrem Bibliothecario unsichtbar geworden. Die Bibliothek hatte der berühmte Law gekauft, und nach England bringen lassen. Der Bibliothecarius aber saß bereits seit einigen Jahren in einem öffentlichen Gefängnisse. Es ist mir sein Verbrechen noch nicht eigentlich bekannt; doch bedauerte ich sein Schicksal der dänischen Nation halber. Ich besorgte, daß der Abt Bignon sich von den Dänen keinen guten Begriff machen möchte, insonderheit, da gleich darauf einer von meinen Landsleuten, Matthias Bagger, welcher durch Hülfe des Herrn Bignons Dollmetscher auf der Königl. Bibliothek geworden war, sein Gehalt vorher aufnahm, und sich damit aus dem Staube machte. Es wäre wohl der Mühe werth, daß jemand das Leben dieses wandernden Ritters beschriebe, damit man zugleich ein Beyspiel von einem überaus flüchtigen und unbestän-

beständigen Gemüthe haben möchte. Ich würde diese Bemühung sehr gerne selbst übernehmen, wenn ich nur Stof genug dazu hätte. Mir aber sind nur sehr wenige Umstände von ihm bekannt, und doch sind diese allein schon hinlänglich, einen Abriß von diesem höchstunbeständigen Menschen zu machen, welcher ein rechtes perperuum mobile war, und dem es nicht schwer fiel, alle Augenblicke Aufenthalt, Religion, Neigung, Studien, Sitten und alles zu verändern.

Wie ich mich vor zehn Jahren in Paris aufhielte, so waren mir nur zwo öffentliche Bibliotheken bekannt. Denn ich wußte zu derselben Zeit nichts von der Juristenbibliothek, welche zwar nicht zahlreich, aber doch sehr bequem ist, da sie mitten in der Stadt liegt, und also eingerichtet worden, daß man die Bücher selbst herausnehmen kann. Diese Bibliothek hatte damals zweene Aufseher, nemlich einen jungen Menschen, ohngefehr von siebzehn Jahren, und ein altes Weib, welches auf der Bibliothek saß und sponn, wenn die andern lasen und studierten. Wie ich die Bibliothek durchsahe, so erkundigte sich das Weib bey mir, was ich für ein Buch verlangte? Ich konnte mich kaum enthalten zu lachen, und antwortete, daß ich solches schon dem Bibliothecario sagen wollte. Wie sie aber nicht nachließ zu fragen, so nannte ich endlich das Buch, das ich haben wollte, welches sie zu meiner größten Verwunderung

derung gleich aus dem Bücherschrank herausnahm, und mir in die Hände gab.

Der Aufseher der St. Victorsbibliothek hieß Bonami, und sein Umgang kam mit seinem Namen vollkommen überein. Denn er war überaus freundlich und dienstfertig. Ein artiger Zufall gab zu der vertrauten Freundschaft Gelegenheit, die wir nachher mit einander aufrichteten. Ich fand unter den dänischen Geschichtschreibern ein Buch unter dem Titel, Ludouici Requesensis Historia Danica. Weil ich aber dieses Buch gleich für verdächtig hielt, da der Verfasser, Ludovicus Requesensis, mir ganz unbekannt war, so gieng ich zu dem Bibliothecario, und bat denselben, daß er mir dieses Buch zeigen möchte. Ich hatte aber das Buch kaum eröfnet, so fiel mir der Irrthum in die Augen. Es war des Meursii dänische Historie, und zu derselben hatte man das von eben demselben Verfasser beschriebene Leben des Ludovici Requesensis gebunden. Einen eben so lächerlichen Titel nahm ich in dem Bücherverzeichnisse der bodlejanischen Bibliotheck wahr, nemlich, Friderici II, Imperatoris, Constitutiones Haffniae.

Dieser Bibliothecarius zeigte mir auch einen schönen Vorrath von auserlesenen Handschrifften. Es war eben damals zugleich der Sohn des Herrn geheimen Raths Tott gegenwärtig, ein Herr, welcher nicht nur wegen seiner grossen Eigenschafften und gründlichen Ge-

lehrsamkeit, sondern auch wegen seiner vornehmen Herkunft eine besondre Hochachtung verdiente. Ausser den öffentlichen und Privatbibliotheken, welche einem jeden offen stehen, sind noch unzählige gelehrte Gesellschafften in Paris, von denen man, wenn man nur einigermassen einen Zutritt hat, sehr leicht zum Mitgliede kann aufgenommen werden. Ich besuchte zu verschiedenenmalen die Versammlung, welche man alle Sonntage bey einem Pater des Predigerordens zu halten pflegte. In dieser Gesellschaft wurden einige gründliche Abhandlungen hergelesen, welche in der vorhergehenden Woche von den Mitgliedern waren abgefaßt worden. Ein jeder fällte sein Urtheil darüber, und untersuchte die Abhandlung sowol überhaupt als auch stückweise. Man sollte denken, diese ganze Gesellschaft bestünde aus lauter Protestanten, so groß ist die Freyheit, welche hier herrschet, und so wenig achtet man den Papst, mit welchem man öfters scherzet. Bisweilen fand ich mich auch in der Gesellschaft ein, die man mit einem besondern Namen, und vor allen andern die galante Gesellschaft nennet, und welche sich an dem Orte versammlet, der den Namen führt, Le Caffée des beaux esprits. Ich sage nicht ohne Ursache bisweilen, damit man nicht denken möge, ich hätte mich sehr fleißig daselbst eingefunden, um unter die galanten Köpfe gezählt zu werden. Die Wirthin in diesem Hause war eine alte Frau, welche den Namen

Marion führte. Daher ward dieser Ort auch bisweilen aus Scherz genannt, Le Caffée des Marionettes. Der berühmte de la Motte, dessen Name den Gelehrten nicht unbekannt ist, fand sich fast alle Tage hieselbst ein, und war gleichsam der Präsident in dieser Gesellschaft. Wenn man dieses alles bedenkt, so darf man sich nicht wundern, daß in Frankreich jährlich so viele schöne Schrifften herauskommen. In solchen gelehrten Gesellschaften werden alle Bücher, ehe sie ans Licht treten, sorgfältig untersucht und ausgebessert.

Dieses gestehen inzwischen die Gelehrten in Paris selbst, daß die Künste und Wissenschaften bey ihnen in diesem Jahrhundert einen grossen Abbruch gelitten. Tournemine gab eine dreyfache Ursache an. Die erste Ursache war seiner Meynung nach die heutige Art, die Jugend zu erziehen. Dieser Unterweisung maßten sich nunmehr, wie er sagte, größtentheils die Priester an, und, da dieselben Feinde aller weltlichen Wissenschaften wären, so glaubten sie, ein junger Geistlicher sey gelehrt genung, wenn er nur wisse, auf eine geschickte Art die Knie zu beugen, die Hostie in der Procession auf eine anständige Art zu tragen, und etwas bey der Messe her zu murmeln: so, wie ehedem bey den Russen jemand sehr gelehrt, und zum geistlichen Amte geschickt genung gewesen, wenn er nur, ohne abzubrechen, die Worte, hospodi pomilio, zehenmal nach einander hersagen können.

Diese Ursache aber schien mir etwas partheyisch zu seyn, weil die Jesuiten allein das Recht zu besitzen glauben, die Jugend zu unterrichten. Die andre Ursache, welche Tournemine von dem Verfall der Wissenschaften anführte, war von der gar zu ruchlosen und liederlichen Lebensart hergenommen, worinn sich nun die Jugend vertiefte. Aber auch diese Ursache konnte ich nicht als gültig annehmen, ob ich gleich gestehen mußte, daß die Trunkenheit itzt viel stärker, als vor zehn Jahren in Paris überhand genommen. Die dritte Ursache aber war ohnstreitig die wahre und eigentliche Ursache, weil die Stipendia und die Gnadengelder, wodurch die Gelehrten ehedem pflegten zu allerhand Unternehmungen aufgemuntert zu werden, sehr verringert worden. Und es ist freylich nicht zu leugnen, daß dergleichen ausserordentliche Belohnungen seit dem Tode des Königs Ludwig des XIV nicht wenig abgenommen haben.

Ich merkte gleichfalls, daß die Pariser nicht mehr so hitzig waren, ihre Religion fortzupflanzen, und die Ketzer zu bekehren, wie sie zu seyn pflegten. Wie ich mich vor zehn Jahren in Paris aufhielte, so hörte ich fast nichts, als lauter Religionsstrittigkeiten. Ich war aber damals noch sehr jung, und vielleicht glaubten sie, mich desto eher ins Netz zu ziehen. Nun erregte mir nur einmal ein alter Mann, welcher grosse Lust zu disputiren hatte, einen Streit der Religion halber. Ehe ich den Streit mit ihm

anfieng,

anfieng, so erkundigte ich mich bey ihm, ob er etwas neues vorzubringen wüßte, welches noch nicht in gedruckten Schrifften anzutreffen wäre. Denn wenn er nur die alten Beweisgründe, deren sich die Vertheidiger der catholischen Religion zu bedienen pflegten, wieder vorbringen wollte, so würde die Zeit und Mühe nur vergeblich angewandt werden, weil mir ihre Sätze zur Gnüge bekannt wären. Wie er hierauf antwortete, daß er nichts neues vorbringen würde; so bat ich ihn, daß er mich nicht zu diesem Streite auffordern möchte. Ich sagte ihm zugleich, es sey überaus thöricht, einen Krieg wieder von neuem anzufangen, bey welchem auch die tapfersten und klügsten Streiter Zeit und Mühe unnützlich verschwendet hätten. Wie er aber dennoch nicht nachgeben wollte, so griff ich ihn auf eine neue und ungewöhnliche Art an. Ich räumte ihm ein, daß die meisten Glaubensartickel der Protestanten vielleicht noch zweifelhaft seyn könnten, weil man die Schrifft auf so verschiedene Art erklärte, und daß es daher geschehen könne, daß die Protestanten hin und wieder irrten. Aber ich behauptete auch zugleich, daß ihre Irrthümer selbst dennoch GOtt nicht mißfallen könnten. Wie die andern, welche bey diesem Streite gegenwärtig waren, hierüber in eine grosse Verwirrung geriethen, und nicht wußten, was ich eigentlich dadurch anzeigen wollte, so fuhr ich weiter fort, und sagte: Die Papisten glauben,

daß man durch gute Wercke die Seligkeit verdienen könne, und vielleicht verhält es sich auch also. Wir aber glauben weit sicherer, daß man nichts dadurch verdienen könne. Denn wie ein König auf den Unterthan keine Ungnade wirft, welcher nicht glaubt, daß er einige Belohnung verdient habe, ob er gleich die wichtigsten Dienste geleistet, sondern vielmehr die Vergeltung seiner Bemühungen nicht als ein Verdienst, sondern als ein Glück ansieht, welches er der königlichen Gnade lediglich zu danken hat: So muß auch unser Irrthum in diesem Stücke, wenn es ein Irrthum ist, GOtt nothwendig angenehm seyn, weil er eine so grosse Demuth anzeigt. Die Papisten glauben ein Fegfeuer, und vielleicht ist ein solcher Mittelort zwischen Himmel und Hölle, wo die Sünden können versöhnet werden. Dennoch glauben die Protestanten weit sicherer, daß man gleich nach dem Tode von dem auf der Welt geführten Leben Rechenschaft geben müsse. Denn dadurch werden die Menschen beständig aufgemuntert, einen unsträflichen Wandel zu führen, damit sie selig sterben mögen, weil keine Hofnung übrig ist, daß die Sünden nach dem Tode können vergeben werden. Die Papisten beten die Heiligen an, und glauben, daß dieselben im Himmel für sie bitten. Gesetzt, die Sache verhielte sich also, so handeln die Protestanten doch weit sicherer, daß sie die Heiligen nicht anrufen. Denn wenn wir auch hierinn

irren,

irren, so kann doch dieser Irrthum weder GOtt noch den Heiligen mißfällig seyn. GOtt kann daran keinen Mißfallen tragen, weil er diejenigen allemal gnädig aufnimmt, die unmittelbar ihn selbst anrufen, weil er uns selbst befohlen, daß wir zu ihm kommen sollen, und weil er uns zugleich die Versicherung gegeben, daß er nicht müde werden wolle, unser Gebet anzuhören. Den Heiligen kann dieses Verfahren gleichfalls nicht mißfallen, weil wir sie als unsre besten Wegweiser ansehen, in ihre Fußstapfen treten, und nebst ihnen den Heiland der Welt, als unsern einzigen Fürsprecher, erkennen und ansehen. Sollten aber die Heiligen darüber zürnen, daß man GOtt allein anruft, so sind sie nicht mehr heilig. Die Papisten verehren die Bilder, und vielleicht ist der Bilderdienst unschuldig und gleichgültig; es ist aber sicherer, mit den Protestanten GOTT allein zu verehren. Ich räume gerne ein, daß sich unter den Bilderdienste der Papisten und Heyden ein sehr grosser Unterscheid befindet. Wenn aber jemand vor der Säule des heiligen Christophers auf der Erde liegt, und zugleich einen Chineser wegen seines Bilderdienstes strafen will, so ist es eben so lächerlich, als wenn ein besoffener Mann sehr wider die Völlerey und Trunkenheit eifert. Die Papisten glauben, daß beydes Brod und Wein im Sacrament des Altars nicht nöthig sey; und vielleicht ist es auch nicht allemal nöthig, daß man beydes gebraus-

brauche. Aber es ist dennoch sicherer, daß wir die Nothwendigkeit sowol des Brodtes als des Weins im Abendmahl behaupten, da die Papisten selbst nicht läugnen können, daß dieses Sacrament unter beyderley Gestalt von dem Erlöser selbst eingesetzt worden. Die Papisten glauben, daß die kleinen Kinder, welche vor der Tauffe sterben, verdammt werden. Wir aber handeln weit vernünftiger, da wir behaupten, daß sie selig werden, damit es nicht scheine, als wenn GOtt die Unschuldigen strafe. Denn diejenigen, welche sagen, daß GOtt die Unschuldigen straft, müssen zugleich läugnen, daß die Welt von einem weisen, gerechten und barmherzigen HErrn regiert werde, und vielmehr ein blindes Schicksal in allen Dingen zugeben. Daß dieses Argument von einem grossen Gewichte seyn müsse, erhellet daraus, weil sich die Papisten selbst in dem Streite mit den Jansenisten wegen der Prädestination desselben bedienen. Die Papisten verbieten den Layen und Ungelehrten die Lesung der heiligen Schrifft; aus der Ursache, weil dadurch allerhand Irrthümer entstehen können. Und vielleicht entstehen solche auch daraus. Indessen handeln wir doch sicherer, daß wir allen und jeden verstatten, die Schrifft zu lesen; indem es doch weit besser ist, einen irrigen Glauben, als gar keinen zu haben. Diejenigen, welche blindlings alles glauben, ohne vorher zu untersuchen, was sie glauben, die glauben gar nichts;

nichts; wo man nicht auch hier will gelten lassen, was man in den Rechten dafür hält, daß, wenn jemand etwas durch einen andern verrichten läßt, solches eben so anzusehen sey, als wenn er es selbst gethan habe; und daß es also auch eben so kräftig sey, wenn jemand durch einen Gevollmächtigten glaubt, als wenn er selbst glaubte. Aber ich befürchte, daß ein päpstlicher Laye sich in diesen Gedanken sehr irren werde, wenn er meynt, daß er den Höchsten, wenn derselbe von seinem Glauben Rechenschaft fordert, mit diesen Worten werde zufrieden stellen können: Ich habe aufs allergenaueste eben dasjenige geglaubt, was diejenigen glaubten, die mir mir in einer Gasse wohnten. Denn das Buch, worinn die Sätze enthalten sind, die man glauben soll, habe ich niemals gesehen. Aber ich habe mich daran begnügen lassen, daß es einigen von meinen Landsleuten zu Gesichte gekommen. Gewiß, ein andrer wird weit besser mit dieser Entschuldigung bestehen: Dieses sind diejenigen Punkte, von denen ich nach langer und genauer Ueberlegung endlich geurtheilet habe, daß man solche glauben müsse. Hierauf schwieg mein Gegner stille. Ich aber fuhr noch weiter fort, und sagte zu ihm: Die Papisten können hieraus abnehmen, wie billig ich mit ihnen handele, da ich ihnen einräume, daß die meisten Streitigkeiten, welche unter uns und ihnen geführt werden, noch nicht auf-

ser allem Zweifel gesetzt sind. Ich habe ihnen zugestanden, daß die heilige Schrifft schwer zu erklären sey, ja ich habe, um mich den Papisten noch gefälliger zu erzeigen, zugegeben, daß die heilige Schrifft so dunkel sey, daß man, aller angewandten Mühe ohngeachtet, dennoch den rechten Verstand der Worte allemal zu treffen nicht vermögend sey. Ich behaupte auch nicht, daß wir nicht irren können, sondern nur allein, daß, wenn wir ja irren, solches doch ohne Gefahr sey; da hingegen die Papisten, wenn sie irren, sich solcher Irrthümer schuldig machen, welche ihnen die größte Gefahr drohen. Wenn wir nicht durch die guten Werke selig werden, sondern wenn GOtt will, daß wir die Seligkeit allein durch seine Gnade erhalten sollen, so ist der Stolz und Hochmuth der Papisten auf keine Art zu entschuldigen, welche das als eine Schuldigkeit fordern, was ihnen aus blosser Gnade verliehen wird. Wenn die Lehre vom Fegfeuer eine menschliche Erfindung ist, so können die Papisten diesen gefährlichen Irrthum niemals entschuldigen, da derselbe das Verdienst Christi unvollkommen macht. Man muß nothwendig bey diesem Satze darauf fallen, daß das Verdienst Christi nicht allein hinlänglich sey, weil durch das Fegfeuer dasjenige muß ersetzt werden, was daran fehlet. Ich übergehe hier die Folgen, welche aus dieser Lehre fliessen, und welche den Menschen, wegen der Sicherheit, die dadurch erweckt wird, zu einem

eben so grossen Verderben und Schaden gereichen, als sie der Clerisey nützlich sind, welche sich dadurch bereichert. Wenn die Papisten in dem Dienst der Heiligen irren, so sündigen sie gröblich, da sie andern die Ehre beylegen, welche GOtt allein zukommt. Ueberdem sind die Heiligen, welche von den Papisten angebetet werden, entweder wirkliche Heilige, oder auch solche Heilige, die nur in der Einbildung bestehen, und entweder niemals in der Welt, oder doch wenigstens Betrieger gewesen. Wegen des Dienstes, den die Papisten den wirklichen Heiligen erweisen, können sie sich mit dem Unterscheid, inter cultum religiosum et civilem, dennoch von einer schändlichen Abgötterey nicht freymachen. Denn dadurch, daß sie den Heiligen Kirchen weyhen und Gelübde thun, daß sie dieselben täglich anrufen, und ihre Bilder anbeten, machen sie die Heiligen wenigstens zu Halbgöttern. Wenn aber die Heiligen niemals in der Welt gewesen, als die zehntausend Märtyrer, der heil. Allmanach und andre, deren Namen von den klügsten Papisten selbst aus dem Verzeichnisse der Heiligen ausgetilget worden, so ist ja der Dienst, welchen man ihnen erweiset, höchstungereimt und lächerlich. Sind aber die Heiligen gar Betrieger gewesen, so ist dieser Dienst noch ärger, als der Götzendienst der Indianer. Diese beten die bösen Geister, die Papisten aber auf solche Art die allergottlosesten Menschen an. Wenn die

Verehrung der Bilder ein Irrthum ist, so kann man den Papisten mit recht den Vorwurf machen, daß sie Abgötter sind, und sie haben kein Recht, die Heyden deßfalls zu tadeln. Denn der Unterscheid ist sehr geringe, ob man GOtt unter dergestalt eines Thiers, oder eines andern goldnen Bildes anbetet. Wenn die Papisten darinn irren, daß sie den Kindern, weil sie nicht getauft worden, die Seligkeit absprechen, so ist dieser Irrthum gewiß recht groß. Sie treten dadurch der Gerechtigkeit GOttes gar sehr zu nahe, da doch ein gerechter Richter die Unschuldigen niemals zu strafen pflegt. Und wenn endlich beyde Theile im Sacrament des Altars nöthig sind, so begehen die Papisten einen Diebstahl; und wenn es nothwendig ist, daß alle und jede die heilige Schrifft lesen, so sind ja die Papisten schuld daran, daß die Layen keinen Glauben haben, weil derselbe nicht ohne Erkenntniß seyn kann. Hieraus erkennet man deutlich, wie wenig König Henrich der vierte auf seine Sicherheit gesehen habe, da er, um in einer zweifelhaften Sache das sicherste zu erwählen, zu der catholischen Kirche übergieng.

Dieses alles aber brachte ich nicht auf einmal, und in einer solchen Ordnung vor, denn mein Gegner wandte bey einem jeden Stücke etwas ein. Er berief sich auf das Alter der römischen Kirche, da die Protestanten nur einer neuen Secte beypflichteten. Er führte die Unmöglichkeit zu irren an, womit die Päpste be-

gabt wären. Er setzte mir die dem heiligen Petro gegebene Verheissung und noch andre Dinge entgegen, deren sich die Papisten bedienen, wenn sie in die Enge getrieben worden. Weil ich aber des Sieges versichert seyn konnte, wenn ich mich nur fest an die bereits vorgetragenen Sätze hielte, so ließ ich ihm nicht zu, daß er aus den Grenzen weichen, und allerhand Ausschweifungen machen durffte. Ich bat ihm demnach blos darum, daß er unsre angeführten Irrthümer untersuchen möchte, ob sie mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit GOttes stritten, ob die Majestät des Allerhöchsten GOttes dadurch geschmälert würde; oder ob sie die Gottesfurcht und Liebe aufhüben. Wie mein Gegner nichts darauf antwortete, so verließ ich ihn mit diesen Worten: Warum verfolgt ihr denn diejenigen mit Schwerdt und Feuer, welche sich bey ihren Irrthümern nicht in so grosser Gefahr befinden, als ihr?

Wie ich diesen Streit glücklich geendiget hatte, so bin ich nachher von niemanden in Paris weiter der Religion halber beunruhiget worden. Wie ich aber auf der Rückreise begriffen war, so gerieth ich mit einem beredten Capitain und einer alten abergläubischen Frauen in Gesellschaft. Ich saß auf den Postwagen eben zwischen beyden, da der Capitain erzehlte, wie einige protestantische Soldaten, die unter seiner Compagnie gewesen, durch ein Wunderwerk vor kurzer Zeit bekehrt worden. Wie er

aber

aber hörte, daß ich solches nicht, wie die andern, glauben wollte, so gerieth ich gleich bey ihm in den Verdacht, daß ich ein Protestant seyn müßte, und er fing demnach mit mir ohne Verzug einen Streit der Religion wegen an. Ich bat inständigst um Friede, und entschuldigte mich mit meinen Kopfschmerzen, weil ich es nicht für rathsam hielte, mich mit einem Officier in Streit einzulassen. Ich konnte aber weder Frieden noch Stillstand erhalten. Denn er suchte durch ein weitläuftiges Geschwätz meine Beständigkeit zu überwinden. Ich ließ mich aber doch davon nicht abwendig machen, und sprach mit der alten Frauen vom Wetter. Diese sahe aus meiner ganzen Gesichtsstellung, daß ich erzürnt war, und glaubte, daß mich der Capitain bereits überzeugt hätte. Sie wollte deßwegen den Schluß zu meiner Bekehrung hinzuthun, und erzehlte mir verschiedene ungereimte Geschichte und ein ganz Dutzend Wunderwerke, worauf sie den Capitain zum Zeugen rief, der denn, weil er selbst sehr fruchtbar an Wunderwerken war, nicht nur mit seinen Feldeyden alles bekräfftigte, was die alte Frau gesagt hatte, sondern auch noch einige neue Mirackel hinzusetzte, um diese Materie vollständig zu machen. Damit ich endlich diesem höchstverdrießlichen Geschwätze ein Ende machen möchte, so erdachte ich selbst auch einige Miracke, von denen ich vorgab, daß solche vor kurzer Zeit in meinem Vaterlande geschehen wären.

Ich

Ich erzehlte, daß eine schwangere Frau, welche ihre Religion verändert, ein Kind mit zwey Köpfen gebohren; und eine andere Frau eben in dem Augenblicke, da sie die lutherische Religion abschweren wollen, in einen Flintenstein verwandelt worden. Ich setzte hinzu, daß alle Jahre einige von dem Engel Gabriel geschriebene Briefe vom Himmel fielen, wodurch die Lutheraner gewarnet würden, die catholische Religion ja nicht anzunehmen. Wie sie sahen, daß ich offenbar über sie spottete, so wurden sie böse, und ich ward dadurch auf einmal von allen Wunderwerken befreyet.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, den Winter über in Paris zu bleiben, weil ich bemerkt, daß die Luft an diesem Orte meiner Gesundheit sehr zuträglich war. Ausserdem hatte ich zwey von meinen Lustspielen ins französische übersetzt, und meine Freunde glaubten, daß es der Mühe werth sey, einen Versuch zu thun, wie die Vorstellung derselben auf dem parisischen Schauplatze gelingen würde. Aber ich ward durch verschiedene Umstände gezwungen, mein Vorhaben zu ändern. Die beyden Banden der Schauspieler wurden am Ende des Herbstmonats nach Fontainebleau gerufen, wo sie bis zu dem Weynachtsfest blieben. Weil ich aber meine Rückreise nicht länger, als bis in den Hornung aufschieben konnte, so schlug mir die Hofnung fehl, sie dorten aufführen zu lassen, weil zum wenigsten einige Monate dazu erfor-

dert wurden. Ich schickte allein durch einen guten Freund den Innhalt von dem politischen Kanngiesser nach Fontaineblau, um das Urtheil der italienischen Bande davon zu erfahren. Das Haupt derselben, Herr Lelius, antwortete mir, daß dieses Schauspiel ihm sehr gut gefalle, da es sehr aufgeweckt und artig abgefaßt worden; (tutta meravigliosa) gleich darauf aber erklärte er sich in einem andern Briefe, daß ihm der Innhalt dieses Schauspiels so wichtig und bedenklich schiene, daß er besorgte, es möchte dasselbe so verkehrt aufgenommen werden, als wenn man verschiedene vornehme Herren darinn hätte lächerlich machen wollen. Es wandte zwar mein Freund alle Mühe an, ihm diese Furcht zu benehmen, allein er wollte sich von dieser einmal gefaßten Meynung nicht wieder abwendig machen lassen. Inzwischen gerieth dieses Lustspiel einem andern Verfasser in die Hände, der allezeit aus andern zu stehlen gewohnt war. Dieser gab kurz darauf dem Herrn Lelius ein Stück von eben derselben Erfindung; aber auch dieses durfte Lelius, aus der bereits angezogenen Ursache, nicht auf den Schauplatz bringen. So sehr ist itzt die Freyheit eingeschränkt, welche man vorher in den italiänischen Schauspielen so sehr bewunderte, und die zu den Zeiten Ludwig des XIV recht die Seele derselben war. Ich muß mich hier mit Recht über diejenigen beschweren, welche ich in diesem Stücke zu meinen Vertrauten machte.

Denn

Denn ob sie mir gleich auf Treu und Glauben versprochen hatten, nichts auszuschwatzen, und dadurch von mir erhielten, daß ich ihnen mein Lustspiel anvertrauete, so hatten sie dasselbe doch nicht nur dem bereits oben erwehnten Verfasser gezeigt, sondern das Haupt der italiänischen Bande hatte auch von demselben mit einigen franzõsischschen Schauspielern geredet. Diese letztern suchten auf alle Art zu verhindern, daß die Italiäner, denen sie feind waren, dieses Schauspiel nicht erhalten möchten, und liessen mir deßwegen durch einen von ihrer Bande heimlich sagen, daß ich meinen Nutzen gar nicht gemäß handeln würde, wenn ich den Italiänern eine so wichtige Comödie überliesse.

Die andre Hinderniß legte mir der verdorbene Geschmack der Pariser in den Weg, welche alle Dichter und andre Verfasser, die in diesem Stücke etwas grosses leisten könnten, aufs äusserste beneiden, weßfalls auch in einigen Jahren in Paris kein vernünftiges und regelmäßiges Schauspiel aufgeführet worden. Es stimmen alle einhellig darinn überein, daß, wenn Moliere selbst annoch lebte, man doch so verkehrt urtheilen, und sein bestes Schauspiel verachten und verwerfen würde. Ich bin auch durch meine eigne Erfahrung hierinn bestärkt worden. In einem ganzen Monate, da die allerregelmäßigsten und besten Comödien aufgeführt wurden, waren fast keine Zuschauer vorhanden. Wenn man aber das höchstun-

gereimte Stück le Boi des Coquaignes mit allen seinen Gesängen, Tänzen und Gauckeleyen vorstellete, so war eine grosse Menge von Zuschauern gegenwärtig, da doch dieses Stück nur für Landstreicher gehört, und nicht verdient, daß es auf einer solchen Schaubühne aufgeführt werde.

Endlich hinderte mich auch die Mißgunst, welche unter beyden Banden herrschte. Dieser Neid brach zu Fontainebleau in einen öffentlichen Krieg aus, welcher auch so sehr überhand nahm, daß sie sich, wie sie wieder zu Paris ankamen, mit den bittersten und giftigsten Stachelschrifften angriffen. Die französische Bande spielte den italiänischen Schauspielern zum Verdruß ein Stücke, welches sie Impromtu de lafolie nannten, und nach dem heutigen Geschmack der parisischen Einwohner in Gauckeleyen, Tanzen und Singen bestand. Die Italiäner, welche ohnedem sehr rachgierig sind, rächten sich kurz darauf durch zwey Stücke, welche fast von eben derselben Art waren. Und dieser Krieg dauerte fast einen ganzen Monat.

Ueberhaupt aber ward ich durch einige abgeschmackte und ungereimte Regeln von meinem Vorhaben zurückgehalten, welche die Franzosen itzt bey ihren Schauspielen zu beobachten pflegen. Sie behaupten, daß ein moralisches Lustspiel nur aus einem Aufzuge bestehen müsse, da doch alle meine Lustspiele aus fünf, oder wenigstens aus drey Aufzügen bestehen. Hiernächst

nächst wollen sie auch keine geringe Personen auf den Schauplatz kommen lassen. Wenn also der politische Kanngiesser dort sollte vorgestellt werden, so müßte ich alle Handwerksleute in Doctores und Advocaten, oder andre vornehme Leute verwandeln, wodurch aber dieses Lustspiel recht sein Leben verlieren würde. Die Satyre ist allein auf den gemeinen Mann gerichtet. Denn die Doctores, Advocaten, und andre ihnen am Stande ähnliche Personen urtheilen nicht nur bisweilen gründlich und vernünftig von Staatssachen, sondern werden auch selbst von Königen und Fürsten in solchen Angelegenheiten gebraucht. Die andre Absicht dieses Lustspiels, welche den Stolz derjenigen zeiget, die aus einem geringen Stande zu höhern Ehrenstellen gelangen, würde bey einer solchen Veränderung völlig wegfallen. Wenn man deßwegen dieses Lustspiel in eine parisische Tracht einkleiden wollte, so würde man aus einer lustigen und moralischen Comödie ein schläfriges und ungereimtes Schauspiel machen. Daß aber die Regeln, welche die Pariser nun bey der Schaubühne beobachten, sich nicht auf eine gesunde Vernunft, sondern blos auf den verdorbenen Geschmack der Zuschauer gründen, erhellet auch daraus, weil sie es nicht für unanständig halten, daß Bedienten und Bauern aufs Theater kommen. Die Pariser sind denen ähnlich, welche beständig Rebhüner essen, und endlich derselben so überdrüßig werden, daß

sie auch nicht einmal den Geruch davon vertragen können. Ein Schauspiel, welches aus fünf Aufzügen bestehet, und nicht nur regelmäßig abgefaßt ist, sondern sich auch auf eine artige Art schliesset, gefällt ihnen gar nicht. Kurz, je ordentlicher und vernünftiger ein Schauspiel abgefaßt ist, desto verwirrter und unangenehmer scheint es itzt den Parisern zu seyn. Wenn ich ihre meisten neuen Schauspiele untersuchen wollte, so könnte ich mit sehr leichter Mühe zeigen, daß sie nicht nur höchst ungereimt sind, sondern auch nicht die geringste Gleichheit mit einem Schauspiele haben. Wie ich mich in Paris aufhielt, so traten zwo Comödien von verschiedenen Verfassern ans Licht, welche den Titel le Babillard, und l'indiscret führten. Aber in diesen Lustspielen sind nicht nur die Regeln des Aristoteles völlig aus den Augen gesetzt, wie man dieses endlich auch von solchen elenden Schrifftstellern, denen die rechte comische Schreibart ganz unbekannt ist, nicht anders vermuthen kann, sondern die Ausführung stimmt auch nicht allemal mit dem Titel überein. Man müßte denn glauben, derjenige habe z. B. einen Schwatzhaften recht abgeschildert, der einen Menschen auftreten läßt, der durch sein Gewäsche einmal in einer Comödie die Zuhörer ermüdet, oder es sey einer, der kein Geheimniß verschweigen kann, dadurch recht nach dem Leben gemahlt worden, wenn man ihn einigemal das wieder offenbaren läßt, was

ihm

ihm unter der Bedingung, es geheim zu halten, anvertrauet worden. Dieses muß in einer Scene allein vorgestellet werden. Man muß in die Charactere tiefer eindringen, und denjenigen, welchen man aufführen will, auf eine solche Art vorstellen, daß weder Furcht, Gewalt noch Schimpf vermögend sind, ihn von seiner Thorheit abzuhalten, welches alles sich zuletzt geschickt und wahrscheinlich auflösen muß, da die Zuschauer bisher wegen des Ausgangs ungewiß gewesen. In diesem französischen Schauspiele aber wird ein Schwätzer vorgestellt, der einmal mit seinen Freunden sehr lange von allerhand Dingen plaudert, bis endlich ein Diener oder ein andrer hinein tritt, und ihm sagt, daß er durch sein unnützes und weitläuftiges Gewäsche die schönste Gelegenheit versäumt habe, sein Glück zu befördern.

Dennoch sind diese Lustspiele, wenn man sie mit andern vergleicht, noch vortreflich. Denn die folgenden, als: Impromptu de la folie, und les Amusemens de l'automne wurden von allen vernünftigen Leuten für unwürdig gehalten, daß sie auf einem so berühmten Schauplatze und von so geübten Schauspielern sollten vorgestellt werden, welche, wenn sie Fleiß und Mühe anwenden, die Zuschauer in die größte Bewegung und Verwunderung setzen können.

Die Schauspiele der italiänischen Comödianten sind nicht zu verwerfen, wenn sie solche in italiänischer Sprache aufführen. Wenn sie

aber französisch reden, so verlieren sie bey den Zuschauern allen Beyfall; weil, ausser der Frau des Herrn Lelius, kein einziger unter der ganzen Bande auch nur einigermassen gut französisch redet. Der Harlekin, den sie haben, kann keine andre Person als einen Mops, oder einen einfältigen Menschen vorstellen. Wenn also die Comödie einen guten Ausgang nehmen soll, so muß man ihm allemal diese Rolle geben. Deßfals kommen auch fast alle Schauspiele miteinander überein, und sind fast von einem Innhalte; als, Les Amants ignorans, Arlequin poli par l' Amour, Arlequin sauvoge, Timon Misanthrope, u. s. f. Aus dieser Ursache kann auch keine von den alten Comödien mit gutem Erfolg gespielet werden, weil die heutigen Harlekins von denen alten Harlekins oder Scaramutzen unendlich weit unterschieden sind, und nichts anders vorzubringen wissen, als was man in allen Schauspielen der Landstreicher antrift. Doch erhalten die Parodien, welche nach den neuen französischen Trauerspielen eingerichtet werden, dieses Theater noch in einigem Werthe. Denn einige von dieser Bande können die Geberden und Stimmen der französischen Schauspieler überaus glücklich und natürlich ausdrücken. Diese Parodien sind sehr artig, und haben mir ungemein gefallen. Allein die Verfasser derselben machen gar zu viel davon. Und daher sind sie so gemein und häuffig, daß die ganze Stadt, die Vorstädte, die öffentlichen Plätze und die

Schau-

Schaubühnen mit Parodien angefüllet sind. Einige können daher fast den Namen nicht mehr leiden, und ziehen gleich Runzeln an der Stirne, so bald man nur anfängt, von Parodien zu reden.

Die Untersuchung der französischen Schauspiele ist fast zu weitläuftig gerathen. Sie erwarten nunmehro auch ohne Zweifel, mein Herr, daß ich Ihnen von dem Zustande des Hofes Nachricht geben soll. Wenn ich an einen jungen Herrn, oder auch an einen Hofmann schriebe, so würde ich ihnen den ganzen Hof aufs genaueste abmahlen. Ich würde ihnen ein Bild von dem Könige, von der Königin, von den Prinzen vom Geblüthe, und von andern hohen Ministern entwerfen; und endlich würde ich auch von den Lustbarkeiten handeln, welche bey Hofe vorgenommen werden, die ich aber doch niemals gesehen habe. Ich würde dieses so weitläuftig, als es nur möglich wäre, ausführen, damit ich mich von dem Verdachte befreyen möchte, daß ich als ein Einsiedler in Frankreich gelebt, und dasjenige versäumt, was allein vermögend ist, andre dahin zu locken. Da ich aber diesen Brief an einen Freund, und was noch mehr ist, an einen Philosophen schreibe, so will ich frey bekennen, daß ich diesesmal weder Versailles noch Fontainebleau gesehen habe. Doch dieses vertraue ich Ihnen abermals allein. Wenn mich sonst jemand ersuchen sollte, ihm von dem Zustande des Hofes eine Nachricht zu

ertheilen, so würde ich ihm sagen, der König schiene mir sehr munter und lebhaft zu seyn, die Königin sey sehr gnädig und gottselig, der Herzog von Bourbon sey etwas schwärzlich und ernsthaft, und der Herzog von Orleans sey seinem Vater ähnlich. Wer wollte mich überzeugen, daß ich die Unwahrheit geredet hätte. Denn es verhält sich wirklich alles so, ich habe es aber nur von andern gehöret.

Wie ich den Winter in Paris zugebracht hatte, so mußte ich wieder auf die Rückreise bedacht seyn. Ehe ich dieselbe antrat, so war ich beynahe einen ganzen Monat so betrübt und niedergeschlagen, als wenn ich nach Indien hätte reisen sollen. Wenn ich die Beschwerlichkeiten, die ich nachher erfuhr, stückweise erzehlen wollte, so scheint es nicht der Mühe werth zu seyn, davon zu reden. Wenn sie aber alle zusammen genommen werden, so sind sie nicht so gar geringe. Wie ich bereits reisefertig stand, so kam eine Verordnung heraus, worinn bey harter Strafe verboten ward, daß kein Geld, es möchte französische oder andre Müntze seyn, aus dem Reiche sollte geführt werden; sondern es sollte alles in die Königliche Schatzkammer mit Verlust des vierten Theiles geliefert werden. Hiedurch ward das Geld, welches ich zu meiner Reise nach Amsterdam bestimmt hatte, so sehr vermindert, daß ich nicht unbillig besorgte, ich möchte zu kurz kommen. Ich ward daher auch genöthiget, mit meiner Reise zu eilen, und

nahm mitten im Hornung einen Wagen, von Paris nach Artois. Ein Reisender, welcher nicht viel Geld hat, muß sich insonderheit auf Reisen für zwey Dinge in acht nehmen, nemlich für Capuciner und für Weibspersonen. Jene haben wegen ihres Standes, und diese wegen ihres Geschlechts die Freyheit, daß sie nichts bezahlen, sondern von den übrigen Reisegefährten frey gehalten werden. Wie ich auf dem Wagen stieg, so sahe ich, daß bereits einige artige Jungfern auf demselben sassen. Ich zitterte bey diesem Anblick, insonderheit da ich wahrnahm, daß zweene Capitaine gerade gegen über sassen, deren Blicke und Unterredungen mit dem Frauenzimmer mir droheten, daß ich abermals den vierten Theil von meinem Gelde einbüssen würde. Ich hatte bereits aus der Erfahrung gelernt, wie sehr diese Art von Göttinnen von den Kriegsleuten pflegt verehrt zu werden; und daher muthmaßte ich gleich, daß die Herren Capitaine nicht zugeben würden, daß diese edlen Creaturen mitbezahlten. Ich irrte auch in diesem Stücke nicht. Wenn sie zu Tische gerufen wurden, so stellten sie sich alsbald ein, wenn sie aber bezahlen sollten, so giengen sie entweder weg, oder sie schwiegen auch stille, und gaben dadurch zu erkennen, daß sie Frauenzimmer waren. Zwey Tage wurden diese Gesetze in unserer kleinen Republic beobachtet. Wie ich aber mit meinem Gelde Rechnung machte, so merkte ich, daß ich diese Societät würde ver-

lassen müssen, wenn die Regierungsart nicht anders eingerichtet würde. Ich offenbarte demnach dem einen Capitain meinen Zustand, und dieser brachte es dahin, daß man das alte Gesetz abschaffte, und an dessen statt ein neues einführte, daß ein jeder selbst bezahlen sollte, was er verzehrt hätte. Wie wir in einem Dorfe nicht weit von Peronne angekommen waren, so wollte ich einen Tisch ans Feuer setzen, wobey ich aber beynahe meine Finger abgebrochen hätte. Man hätte fast denken sollen, dieser Tisch sey eine Maschine, welche mit Fleiß zu dem Ende gemacht worden, daß man die Finger einbüssen sollte, sobald man nur daran rührte. Meine Finger wurden so stark gepreßt, als wenn man sie unter einen Ambos gelegt hätte, und ich konnte solche mit aller Macht nicht wieder herausziehen. Meine Reisegefährten suchten ein Beil, die Bretter von einander zu hauen, inzwischen aber mußte ich doch die heftigste Pein empfinden. Wie ich nicht lange darauf vom Wagen stieg, und einen Fußsteig gehen wollte, den mir der Fuhrmann zeigte, so verirrte ich mich von dem rechten Wege. Wie ich lange herumgeirret hatte, so traf ich endlich bey anbrechenden Abend einen Bauren an, welcher mich wieder auf den rechten Weg brachte. Damit ich aber auch wieder bey der Gesellschaft, die ich verlassen hatte, anlangen möchte, so war ich gezwungen, ein Pferd bis Bapaume zu nehmen. Man gab mir ein ma-

geres

geres und ausgehungertes Pferd, welches schien, daß es keine Stunde mehr leben würde. Ich befand es aber so muthig und hurtig, daß ich alle Augenblicke besorgte, es möchte mich abwerfen, und ich möchte, ehe ich selbst etwas davon wüßte, aus einem ansehnlichen Reuter ein lahmer Fußgänger werden. Ich fühlte auch daher den starken Nordwind nicht, welcher damals aufgestiegen war, weil ich in vollem Schweiß auf meinen Hengst, und zwar aus Furcht saß, daß ich mit Schimpf und Schaden aus dem Ritterorden möchte gestossen werden. Endlich langte ich zu Bapaume an, wo ich meine Reisegefährten wieder antraf, und ihnen alle Verdrießlichkeiten erzehlte, die mir seit unsrer Trennung begegnet waren. Wie ich hierauf zu Amsterdam anlangte, so waren die Briefe, die ich aus meinem Vaterlande erwartete, noch nicht angekommen. Ich war von allem Gelde entblößt, und mußte mich deßfalls acht Tage sehr genau einschränken, bis mir ein alter Freund auf mein Anhalten einige Ducaten liehe. Nach vierzehn Tagen kam endlich ein Brief an, aber der Innhalt war nicht so beschaffen, wie ich mir denselben vorstellte. Der Brief war von einem guten Freunde geschrieben, welcher mir rieth, so viel nur immer möglich wäre, meine Rückreise zu beschleunigen, weil meine Feinde mir in meiner Abwesenheit allerhand Verdruß zu erwecken suchten. Dieses alles führe ich nur zu dem Ende an, daß

ich

ich zeigen möge, daß die Verdrießlichkeiten, welche mir begegnen, insgemein miteinander verbunden zu seyn und wie eine Kette aneinander zu hangen pflegen. Ich könnte solches durch unzählige Beyspiele beweisen, welche, ob sie gleich alle ihre Ursachen haben, dennoch nicht als blosse Zufälle anzusehen sind. Wenn man von Paris nach Brüssel reiset, so erwählt man insgemein den Weg, der durch Bergen in Hennegau gehet, weil man glaubt, daß dieses der nächste Weg sey, und daß man bey demselben viel ersparen könne. Allein man kann weit bequemer und mit weit geringern Kosten durch Ryssel reisen, auf welchem Wege man auch sehr viele andre Städte antrift, die alle sehenswürdig sind, als Bapaume, Arras, Douay, Ryssel, Cortryk, Menin, Gent, welche Oerter so nahe beyeinander liegen, daß man nur einige Stunden braucht, von einer Stadt zu der andern zu reisen. Und da ich allemal an der Verschiedenheit der Menschen und Städte ein grosses Vergnügen gefunden, so zog ich den Weg durch Ryssel allen andern vor, wo man alle Tage frische Pferde und neue Reisegefährten hat. Bald ist man mit Engländern, Spaniern und Deutschen, bald mit Kriegsbedienten, und bald mit Gelehrten in Gesellschaft. Zwey Tage hatte ich einen alten Mann zum Reisegefährten, welcher in Westindien einen Räuber von der Gattung, die man Flibustiers oder Boucaniers zu nennen

pflegt,

pflegt, abgegeben hatte. Von demselben erfuhr ich alles, was diese Rauberbande betrift, überaus gründlich, und ich hörte vieles von ihm, was man sonst nicht findet, oder in gedruckten Büchern nicht ausführlich genug beschrieben wird. Wie ich ihm meine Verwunderung entdeckte, daß er, als ein so frommer und redlicher Mann, wie er mir zu seyn schien, eine so gottlose Lebensart hätte ergreiffen können; so antwortete er mir, daß er sich als ein Knabe in diese ruchlose Gesellschafft begeben, da er noch keinen Unterscheid unter dem Guten und Bösen hätte machen können. So bald er aber nur zu mehrern Jahren gekommen, so habe er diese schändliche Lebensart gleich fahren lassen. Auf eben derselben Reise traf ich um Mittagszeit noch einen andern Wagen an, und wir giengen alle ins Wirthshaus, um daselbst die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Auf diesem fremden Wagen waren zweene Deutsche, zweene Franzosen, und ein Spanier. Die Deutschen forderten alles, was nur in der Küche gebratenes und gekochtes anzutreffen war. Die Franzosen liessen sich blos einige Eyer bringen, und der Spanier trat ans Fenster, und schien allein von der Luft zu leben. So druckte ein jeder das Naturel seiner Nation aus. Denn die Spanier sind wie Geister, die weder essen noch trinken.

Ich hielte mich drey Wochen in Amsterdam auf, und lebte inzwischen in dieser berühmten

Han-

Handelsstadt wie in einer Einöde. Denn da die Einwohner allein auf ihren Handel Acht geben, und die Gelehrsamkeit dorten gar nicht hochgeschätzt wird, so kann sich ein Gelehrter dorten kein besonderes Vergnügen versprechen. Doch besuchte ich den berühmten Johann Clerk zweymal, dessen Leibes- und Gemüthskräfte bey seinen hohen Alter annoch völlig ungeschwächt waren. Wir wurden einmal durch die Magd in dem Zimmer verschlossen, und ich gestehe es, daß mir diese Gefangenschaft überaus angenehm war. Denn währender Zeit, daß wir auf die Ankunft der Magd warteten, welche uns die Thüre wieder öfnen sollte, redeten wir von allerhand gelehrten Sachen. Der Name dieses grossen Mannes war selbst in der Gasse, worinn er wohnte, ganz unbekannt, worüber man sich billig ärgern sollte. Denn wenn man fragt, wo Jacob der Wechsler, Cornelius der Gärber, Ephraim der Jude, und Adrian der Schiffer, ja andre gemeine Leute, bis auf die Fischweiber wohnen, so weis ein jeder das Haus mit Fingern zu zeigen, wo sie sich aufhalten.

Wie endlich der Brief anlangte, nach dem ich mich so lange in Amsterdam gesehnt hatte, so reisete ich durch Ostfriesland nach Hamburg. Ich hörte sehr viel auf dieser Reise von der Unruhe, womit damals das Fürstenthum Ostfriesland, und insonderheit die Stadt Liere angefüllt war. Da ich aber bereits längstens aus der Erfahrung gelernet, daß das Gerücht grös-

ser zu seyn pflegt, als die Sache selbst, so setzte ich meine Reise ohne die geringste Furcht fort. Gegen Mittag langte ich zu Liere an, wo man nichts als lauter Anstalten zum Kriege sahe. Die Soldaten marschierten in geschlossenen Gliedern, und stellten sich in Schlachtordnung, die Stücken wurden auf den Markt gepflanzt, der gemeine Mann lief mit allerhand Gewehr in der Stadt herum. Die Bauren waren gepanzert, und hatten grosse Keulen, die mit Eisen beschlagen waren, nebst andern mörderischen Waffen in Händen. Ich hielt es für thöricht, mich lange in dieser unruhigen Stadt aufzuhalten; und miethete deßwegen unverzüglich einen Wagen, mit welchem ich, nachdem ich mich ein wenig erfrischet hatte, wieder aus der Stadt fuhr.

Damit man dieses desto besser verstehen möge, so will ich die Ursache des Streits hier zugleich beyfügen. Es wird Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn, daß ein sehr gelehrter Geheimer Rath des Fürsten von Ostfriesland vor einigen Jahren eine ostfriesische Historie in zwey Theilen herausgegeben. In derselben zeigt der Verfasser, Herr Breneysen, daß die Gerechtsame des Fürsten gegen die kayserlichen Decreta von den Ständen geschwächt worden. Er geht zu dem Ende die kayserlichen Decreta aufs genaueste durch, und erkläret sie zum Vortheil seines Fürsten. Aus dieser Ursache wird er auch von den Ständen für den ersten Urhe-

ber dieses Krieges gehalten. Es hat bey vielen eine Verwunderung erweckt, daß dieses Buch von niemanden widerlegt worden. Einige sagen, daß ein gewisser gelehrter Holländer die Widerlegung übernommen, und den Ständen eine andre Geschichte, die der ostfriesischen Historie des Herrn Breneysens gerade entgegen wäre, angeboten hätte. Wie er aber wegen der Bezahlung mit den Ständen sich nicht vergleichen können, so hätte er seine Arbeit zurück gehalten. Es mag mit dieser Sache beschaffen seyn, wie es will, so ist bisher noch nichts dagegen ans Licht getreten. Ob solches von der Unwissenheit der Rechtsgelehrten in solchen Sachen, die Ostfriesland betreffen, oder von dem Mißtrauen, welches man in die Gerechtigkeit dieser Sache gesetzt, herrühre, solches kann ich nicht eigentlich sagen. Nachdem man einige Jahre miteinander gestritten, so kam es endlich so weit, daß der alte Rath zu Emden abgeschaft, und ein neuer Rath wieder zu Emden eingesetzt ward. Dieses war den Ostfriesen unerträglich. Sie schrien, nun sey es um ihre Freyheit geschehen, und griffen zu den Waffen.

Die Freunde und Anhänger der fürstlichen Parthey behaupteten, daß der Fürst keine andre Absicht habe, als daß die Gevollmächtigten der Stände von den öffentlichen Geldern Rechenschaft ablegen sollten. Dieses aber leugneten diejenigen, welche die Rechte der Stände vertheydigten, und sagten, es sey nur ein bloßer

Vorwand, dessen sich Brenneysen bediente, um die schon längst von ihm beschlossene Veränderung im Lande durchzutreiben. Und damit sie den gemeinen Mann desto leichter in ihre Parthey ziehen möchten, so bildeten sie ihm ein, es sey um die reformirte Religion in Ostfriesland geschehen, wo man sich nicht diesen Neuerungen aufs äusserste widersetzte. In Emden nahm der Aufruhr zuerst seinen Anfang, der hernach zu Liere fortgesetzt ward, in welchem letztern Orte nicht ohne Blutvergiessen gestritten worden. Nach einiger Zeit ward einige Mannschaft von dem Fürsten ausgesandt, um einen Ort, der nicht weit von Liere lag, wegzunehmen. Dieses wollten die Einwohner in Liere durchaus nicht dulden, und zogen deßwegen, nachdem sie einige Bürger und Bauren zusammen gebracht hatten, bewafnet aus der Stadt, um die Mannschaft des Fürsten wieder daraus zu vertreiben. Und wie sie eben marschfertig stunden, diesen Kreutzzug anzutreten, so langte ich in der Stadt an.

Wie ich mir einen Wagen gemiethet hatte, so trat ich gleich nach der Mittagsmahlzeit meine Reise an. Der ganze Weg war mit bewafneten Bauern besetzt, welche den Wagen umringten, und sich nicht wenig darüber wunderten, daß jemand so verwegen seyn könnte, mitten durch eine so fürchterliche Reihe bewafneter Kriegsleute zu reisen. Jedoch, weil ich mit einem königlichen Reisepaß versehen war, so be-

sorgte ich keine Gefahr, und setzte meine Reise fort. Wie ich aber bey Ratmora anlangte, wo beyde Armeen in Schlachtordnung stunden, so wollte es der Kutscher nicht wagen, weiter zu fahren, insonderheit, da er sahe, daß einige verwundete Bauren nach der Stadt zurück gebracht wurden; ob ich gleich nachher hörte, daß sie nicht von dem Feinde, sondern aus Unachtsamkeit von ihren eignen Leuten verwundet worden. Wie wir noch stille hielten, und nicht wußten, wozu wir uns entschliessen sollten, so zog sich die ganze Armee der Stände wieder in die Stadt zurücke. Man hätte denken sollen, daß sie die Flucht ergriffen hätten, wenn sie von einem Feinde wären verfolgt worden. Die Bürger und Bauren wandten vor, damit man nicht über sie spotten möchte, daß sie sich aus dieser Ursache zurückgezogen hätten, weil sie nicht mit Feldstücken, wie der Gegentheil, versehen wären. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß ihnen die Hitze vergangen war, da sie den Rausch ausgeschlafen hatten. Denn wie sie diesen Ausfall vornahmen, so waren sie ganz berauscht von Brantewein. Ich entschloß mich endlich auch, wieder umzukehren, und traf einen Capitain an, welcher Andri hieß. Dieser erkundigte sich bey mir nach meinem Namen; und wie ich ihm alles gesagt, woher ich käme, und wohin ich gedächte, so rieth er mir auch, wieder umzukehren. Dieser Andri war ein Sohn eines Bürgermeisters aus Emden, und

ein sehr artiger Mann. Die Einwohner in Liere sahen ihn eben so an, wie die Römer den Junius Brutus, da sie für ihre Freyheit fochten. Wie ich wieder in die Stadt zurück gekommen war, so gerieth ich mit meinem Fuhrmann in Streit, welcher sich von seiner Bezahlung, die ich ihm für die ganze Reise versprochen hatte, nicht das geringste wollte abziehen lassen. Ich antwortete ihm, daß ich an unserm Contract nicht gebunden wäre, denn da der Wagen mir nicht die versprochene Dienste geleistet, so käme ihm gar nichts zu, und wenn die Sache zum Proceß ausschlagen sollte, so würde er gewiß verlieren. Aber es ist vergebens, sich in einer Stadt, wo kein Gesetz gilt, auf die Gesetze und die Gerechtigkeit zu beziehen, und es ist auch der Obrigkeit ohnmöglich, in einer aufrührischen Stadt ihrer Pflicht eine Gnüge zu leisten, wenn man auch die allergerechteste Sache hätte. Ich mußte also nicht nur den Fuhrmann entrichten, was er von mir forderte, sondern ich mußte auch den Wagenmeister doppelt bezahlen. Nachdem ich eine betrübte und schlaflose Nacht in dieser unruhigen Stadt gehabt hatte, so miethete ich an dem folgenden Tage eine Schoyte; doch durfte ich nicht eher an das Ufer kommen, bis das Kriegsheer wieder aus der Stadt gezogen war. Diese muthigen Streiter hatten nun zwey Feldstücke mitgenommen, und rüsteten sich zu einer neuen Unternehmung. Diese einzige Meile

kostete mir mehr, als beynahe der ganze Weg von Amsterdam nach Neucastel. Wie ich des Abends in einem Dorfe, welches Dederen hies, anlangte, so erhielt ich die Nachricht, daß das Vornehmen der lierischen Einwohner einen glücklichen Ausgang gewonnen, und daß die Soldaten des Fürsten von ihnen vertrieben worden. Ich setzte meinen Weg durch Oldenburg nach Bremen fort, woselbst ich mich drey Tage aufhalten mußte. Währender Zeit besuchte ich einige Professores bey dem dortigen Gymnasio, und nebst andern auch den Doctor Hasäus, welcher ein sehr belesener Mann war. Er zeigte mir seinen Büchervorrath, welcher ohnstreitig der schönste und ansehnlichste in der ganzen Stadt war, und zwar sowol in Absicht auf die Anzahl der Bücher, als auch, weil die Schriften alle auserlesen waren. Die Bibliother des Gymnasii ist sehr zahlreich, aber alle Bücher sind meistentheils in Folio. Die Einwohner in Bremen können füglich in Gelehrte und Bürger eingetheilt werden. Es sind so viele Doctores in Bremen, daß man aus diesem Orden allein zu Kriegszeiten ein ziemliches Kriegsheer ins Feld stellen könnte. Denn wo man sich nur hinwendet, da siehet man einen Doctor. Wenn man also keinen Unterscheid macht unter doctus und Doctor, unter gelehrt seyn, und den Namen eines Gelehrten führen, so verdient Bremen mit allem Rechte, die gelehrteste Stadt

in der ganzen Welt genannt zu werden. In Hamburg besuchte ich einige Gelehrte, den berühmten Fabricius, Johann Hübner, und andre. Endlich langte ich glücklich und gesund wieder in Kopenhagen an.

Wie ich von dieser fünften ausländischen Reise wieder zu Hause gekommen war, so nahm ich mir vor, die poetische Schrifft völlig zu Stande zu bringen, woran ich bereits vor meiner Abreise zu arbeiten angefangen, und ihr den Namen Metamorphosis beygelegt hatte. Es wird darinn eine Societät von Thieren, Bäumen und Pflanzen vorgestellt, welche von verschiedenen Waldgöttern und Göttinnen, als dem Pan, Sylvanus, Flora, Bubona, Pomona und andern regiert werden. Und wie die Menschen bey dem Ovidius in Thiere und Bäume verwandelt werden, so werden hier Thiere und Bäume in Menschen verwandelt. Z. B. Eine grosse hohe Eiche wird in einen Menschen verwandelt, von demselben stammen die grossen und vortreflichen Leute her, welche ihrem Stamme gleichen, und nicht wie andre Bäume Früchte tragen, sondern allein Blätter hervor bringen, unter deren Schatten die armen Zuflucht suchen, und leben müssen. Eine Aelster wird in einen Balbier verwandelt, und daher rührt es, daß diese Leute so gerne plaudern. Aus einem Ziegenbock wird ein Philosoph; daher sind die Weltweisen streitbar, und die alten Philosophen bärtig. Eine Sonnen-

blume wird in eine Hofdame verwandelt. Diese Blumen wenden sich allezeit gegen die Sonne, und verwelken, ehe man es sich versiehet. Und auf eben dieselbe Art müssen sich auch die Hofdamen stets nach dem Willen ihrer Herrschafft richten, und wenn sie am schönsten blühen, so verdorren sie.

Ich habe mich äusserst bemühet, die Schreibart des Ovidius nachzuahmen, so weit es meiner ungeübten Feder möglich gewesen. So selten es aber den Mahlern glückt, die Vollkommenheit des Originals in ihren Copeyen in allen Stücken auszudrücken; so ist es mir auch in diesem Stücke ergangen. Denn in meinem Gedichte fehlt der Geist des Ovidius, und der Reichthum nebst der Zierlichkeit der lateinischen Sprache. Bey Vornehmen und Gelehrten fand diese poetische Schrifft grossen Beyfall, wegen der artigen Erfindung, wegen der reinen und verständlichen Poesie, und endlich wegen der Einrichtung des ganzen Werks, welches eine stetswährende Kette von Fabeln ist, die immer aneinander hangen. Aber von dem gemeinen Manne, welcher blos auf die Satyre sieht, und nur allein diejenigen Dinge, die ihm in die Augen fallen, zu beurtheilen fähig ist, ward es nach verschiednen Absichten auch verschiedentlich aufgenommen. Gleich darauf kam ein abgeschmacktes und pöbelhafftes Gedicht gegen mich zum Vorschein, welches mit lauter groben Ausdrücken angefüllet war. Viele

suchten mich zu überreden, daß ich mich dagegen vertheidigen sollte; aber je gröber und unverschämter sich der Verfasser in seinem Gedichte ausgedrückt, desto weniger schätzte ich ihn einer Antwort würdig. Unter den Stücken, worüber er sich beschwerte, war dieses das vornehmste, daß die Leute nachläßig und zu ihren Aemtern untüchtig werden würden, wenn sie hörten, daß sie ihren Ursprung Thieren und Bäumen zu danken hätten; gerade, als wenn ein Ehebrecher, den ich von einem Gugguck herkommen lassen, dadurch weniger unzüchtig, oder ein Balbier nicht so schwatzhaft, oder ein Scholastiker sanftmüthiger werden würde. Ich ließ mich durch die andern groben Beschuldigungen so wenig aufbringen, daß ich auch den Buchdrucker, welcher mich doch öfters schon gereitzt hatte, deßfalls nicht einmal zu rede setzte, obgleich die Obrigkeit selbst mir die Mittel dazu an die Hand gab, und auch viele mich antrieben, mich zu rächen, damit die Bosheit dieses Feindes nicht gestärket werden möchte. Aber die Zänkereyen sind mir so sehr zuwider, daß ich lieber alles erdulden, als einen Proceß führen will.

In der Vorrede, welche ich dieser poetischen Schrifft vorsetzte, gab ich zu erkennen, daß ich mich ernstlich bestrebte, mit dem menschlichen Geschlechte Friede zu halten, und daß ich inskünftige keine Satyren mehr schreiben würde. Einige glaubten, daß diese Friedensvorschläge

aus einem bösen Gewissen herrührten, und daß ich meine vorigen Bemühungen bereuete. Aber hierinn irrten sie sich sehr. Es erweckte mir zwar einigen Verdruß, daß ich mich so viele Jahre, ohne den geringsten Nutzen, mit dieser Arbeit geplagt hatte; aber die Arbeit selbst habe ich niemals bereuet, welche, meinem Urtheile nach, dem Leben und übrigen Bemühungen eines wahren Philosophen zu keiner Schande gereichet. Die Ursache und den Endzweck, warum ich diese gefährliche Schreibart so lange fortgesetzt, zeigen die Schutzschrifften an, welche ich meinen poetischen Arbeiten beygefügt habe. Sollten sich aber dennoch einige hierdurch nicht wollen besänftigen lassen, sondern beständig fortfahren, einen Verdacht auf mich zu werffen, und widrige Gerüchte von mir auszustreuen, so ersuche ich dieselben, daß sie ihre Tadelsucht auch auf diejenigen gelehrten und rechtschaffenen Männer ausbreiten mögen, auf deren Antrieb und Gutbefinden ich meine poetischen Schrifften, Satyren und Schauspiele herausgegeben. Habe ich denn geirret, so haben in diesem Falle auch alle diejenigen vernünftigen Männer geirret, welche mich theils zum schreiben aufgemuntert, theils meine Schrifften gebilliget haben. Und dieses ist hinlänglich, alle Beschuldigungen auf einmal von mir abzulehnen. Wenn ich nur blos diejenigen nennen wollte, deren Rath ich jederzeit gefolgt bin, und deren Urtheil ich meine Schrifften allemal unterworf-

fen habe, ehe sie gedruckt worden, so würde gewiß alles Mißtrauen, welches man gegen mich hegt, auf einmal wegfallen. Es haben mich aber doch endlich die Schandschrifften, welche beständig in der Stadt von einigen ungenannten Verfassern ausgestreuet wurden, ganz von diesen Bemühungen abgeschreckt, weil einige aus Unwissenheit, und weil ihnen meine Gemüthsneigung nicht hinlänglich bekannt war, einige aber aus Bosheit für den Verfasser solcher unwürdigen Blätter ausgaben. Aber ich versichere heilig und aufs zuverläßigste, daß ich nichts in dieser Schreibart jemals herausgegeben habe, als was unter dem Namen Hans Mikkelsen ans Licht getreten ist.

Hier würde ich diesen Brief schliessen, wenn ich nicht noch zum Beschlusse etwas von meinen Neigungen und Sitten hinzufügen müßte. Denn da keiner von den öffentlichen Lehrern bey der Academie jemals so vielen Urtheilen als ich unterworffen gewesen, so hoffe ich, es werde Ihnen, mein Herr, nicht unangenehm seyn, wenn ich mein Bild mit eben der Aufrichtigkeit abmahle, mit welcher ich das Bild von so vielen andern Menschen der Nachwelt übergeben habe.

Ich habe von meiner ersten Jugend an wahrgenommen, daß meiner Gesundheit nichts so schädlich sey, als eine unordentliche und ausschweiffende Lebensart. Aus dieser Ursache habe ich jederzeit sehr eingezogen und enthaltsam

gelebt, daß man mich auch bereits in meinen ersten Jahren für einen Jüngling dem Alter nach, aber für einen Greiß wegen meiner Lebensart gehalten. Ich ward daher auch öfters von einigen getadelt, welche glaubten, daß ein so strenges und enthaltsames Leben meinen Jahren nicht gemäß sey. Welche Erinnerungen mir um so viel verdrießlicher waren, je mehr ich zu derselben Zeit noch zum Zorne geneigt war. Nichts destoweniger blieb ich doch bey meiner alten Lebensart, und veränderte solche nicht nach dem Gutachten meiner Freunde. Mit den Jahren nahm auch meine Enthaltsamkeit zu. In meiner Jugend pflegte ich noch Wein zu trinken, wenn ich ihn mit Wasser vermischt hatte. Nun aber scheue ich denselben ärger als Gifft. Vor einigen Jahren trieb ich meine Enthaltsamkeit so weit, daß ich auch nicht einmal mit meiner gewöhnlichen Lebensart zufrieden war, sondern ich ließ alles, was ich essen und trinken wollte, nach dem Gewichte abmessen, und folgte hierinn dem Beyspiel derjenigen, welche sich bey dieser mathematischen Lebensart sehr wohl befunden haben. Aber meine Freunde hielten dieses für eine grosse Thorheit, und fingen deßfalls an, mit mir zu streiten, ja sie prophezeyten, daß ich bald sterben würde, wenn ich dieses eine Zeitlang fortsetzen wollte. Sie führten mir zu Gemüthe, daß nichts thörichters könnte erdacht werden, als sich bey blühenden Jahren allem menschlichen Umgange zu entziehen;

hen; und wenn man nicht in der Gesellschaft mit andern speisen wollte, so sey es eben so gut, als wenn man die Welt bereits verlassen, oder sich selbst landflüchtig gemacht hätte. Ich antwortete ihnen zwar, daß der Umgang nicht im Fressen und in der Völlerey bestehe. Aber hierdurch richtete ich nichts aus. Andre, welche noch nachdrücklicher philosophirten, plagten mich mit einigen Sprüchen aus der Schrifft, und bemüheten sich, daraus zu zeigen, daß man, wenn man sich Speise und Trank abmessen liesse, dadurch der Vorsehung GOttes zu nahe trete; ja ihr Eifer gieng so weit, daß sie mir einbilden wollten, es fehle nicht an Beyspielen solcher Leute, welche sich durch diese Lebensart den Zorn und die Ungnade GOttes zugezogen hätten. Auch diesen suchte ich ihren Irrthum durch diese Antwort zu benehmen, daß mir dergleichen Exempel gar nicht bekannt wären, und wenn man ja einige erzehlte, so würden solche doch eben so wenigen Glauben, als andre Fabeln und Mährlein, verdienen. Ich wüßte wohl, daß man dem Johannes Chrysostomus bey einer Kirchenversammlung dieses vorgeworffen habe; wie wichtig aber diese Beschuldigung gewesen, solches könne man aus den andern Vorwürffen, die man ihm gleichfalls gemacht, zur Gnüge abnehmen, da man an ihm getadelt, daß er sich allein badete, u. s. w. Ueberhaupt hielte ich dafür, daß ein jeder Mensch insonderheit darnach streben müsse, daß in einem gesun-

den

den Cörper eine gesunde Seele wohne. Und da man verbunden sey, für die Seele Sorge zu tragen, so müsse man auch die Sorge für den Leib nicht aus den Augen setzen, weil die Seele sich darauf gründe und ruhe. Diese Vorstellungen setzte ich den Anfällen meiner Freunde entgegen, welche mich täglich mit neuen Ermahnungen angriffen. Da ich aber weder Frieden noch Stillstand erlangen konnte, so ließ ich mein Vorhaben endlich fahren, damit ich nicht ewig mit meinen Freunden streiten und immer einerley hören möchte.

Die Schwachheit, womit ich geplagt bin, ist erblich. Denn die Erfahrung zeigt, daß die Krankheiten eben so wie andere Dinge können fortgepflanzt werden. Doch brauche ich keine Arzneyen, weil mir die Ursache meiner Krankheit unbekannt ist. Bisweilen überfällt mich eine so grosse Mattigkeit, daß ich fast nicht gehen kann, sondern nur von einer Stelle zur andern kriechen muß. Zu einer andern Zeit aber kann ich so hurtig und schnell, als nur irgend ein anderer gehen. Bald nimmt die Krankheit den Kopf, bald die Füsse, und bald den Magen ein, und alsdenn empfinde ich bald Kälte, bald Hitze in den Gedärmen, bald bemerke ich gar zu viele Säure im Magen, und zu einer andern Zeit empfinde ich gar nichts davon. Ich war einmal beynahe zwey Jahr so hefftig mit Kopfschmerzen geplagt, daß ich mich alles nachsinnens und studirens enthalten mußte; und während-

render Zeit nichts anders, als historische Bücher und Auszüge von Büchern und Schrifften lesen konnte. Aber nach dieser Zeit, und wie sich die Krankheit nach einem andern Orte gezogen hatte, so fand ich mein grösstes Vergnügen an philosophischen Betrachtungen und an der Dichtkunst, und damals schrieb ich auch die Gedichte, die Satyren, und die Schauspiele, von denen ich oben bereits Nachricht gegeben habe. Ich bin deßfalls mein eigner Arzt, und nehme von niemanden einen Rath an. Denn ich glaube nicht, daß die Aerzte im Stande sind, eine so unbeständige und wandelbare Krankheit zu heben. Daher ist mein Sinn auch eben so unbeständig, und deßfalls bin ich mir selbst öfters nicht ähnlich. Ich muß alle Mühe anwenden, daß die Unbeständigkeit, welche in meinem Gemüthe herrscht, nicht ausbrechen möge. Freude, Betrübniß, Furcht, Muth, Mattigkeit, Hurtigkeit, Hitze und Kaltsinnigkeit sind diejenigen Leidenschafften, welche wechselsweise bey mir die Herrschafft haben, und dieses richtet sich nach dem Orte des Leibes, den die bösen und scharffen Feuchtigkeiten bald hier bald dort einnehmen. Wenn sie sich in der Gegend des Herzens aufhalten, so entdecke ich allenthalben Fehler, und habe eine überaus grosse Lust, dieselben zu verbessern, ja ich lehne mich gegen die ganze Welt auf. Aber gleich darauf, wenn die Feuchtigkeiten sich an einen andern Orte ziehen, so ist niemand sanftmüthiger und verträglicher,

als ich. So oft mich also der Trieb zu reformiren überfällt, so halte ich es am rathsamsten, mich selbst zu reformiren, denn ich habe erfahren, daß sich dieser Eifer durch einige abführende Pillen heben läßt. So bald dieser Zufall gehoben worden, so sehe ich die Menschen wieder mit andern Augen an, und die Welt scheint mir alsdenn wieder besser, als vorher.

Andre sind mit einem Magen geplagt, welcher nicht alle Speisen annimmt; ich aber bin mit einem Gemüthe geplagt, welches fast vor allen Dingen einen Eckel hat, und unter hundert Menschen kann ich kaum einen finden, dessen Aufführung mir gefällt. Dieser erweckt mir durch sein Geschwätz und jener durch seine Geberden Verdruß. Deßwegen verlasse ich auch die meisten Gesellschafften mit Widerwillen, und suche mein Vergnügen in der Einsamkeit. Und da mich nichts so sehr vergnügt, als die Kürze, so ist mir auch im Gegentheil nichts mehr zuwider, als wenn einige nicht vier Worte reden können, wo sie nicht sechszehn Zwischensätze einschalten, und ihre Erzehlung mit so vielen Nebendingen anfüllen, daß man das Ende davon nicht absehen kann. Deßwegen gefällt mir unter allen meinen Lustspielen Gerhard Westphaler, oder der schwatzhafte Balbier, am allerbesten, weil darinn diejenigen lächerlich gemacht werden, welche mir öfters durch ihre weitläuftigen und ungereimten Erzehlungen den äussersten Verdruß verursachet haben. Weil ich

mit

mit solchen Leuten nicht gerne umgehe, so bin ich deßfalls von einigen getadelt worden, die keinen Unterscheid unter dem Eckel und Haß zu machen wissen. Man kann einen Menschen fliehen, aber man darf ihn eben nicht zugleich hassen.

Einige urtheilen gleichfalls, daß ich in meinen Satyren gar zu bitter gewesen, und daß die gehörigen Gränzen von mir überschritten worden. Ich gestehe es, daß meine Satyren mit Bitterkeit angefüllet sind, aber ich schärfe meine Feder allein gegen die Laster und nicht gegen die Menschen. Ich sehe sehr wohl ein, daß den wenigsten diese Schreibart gefällt, und daß ein Lobgedichte sich weit leichter aufsetzen lasse, und weit besser aufgenommen werde, als eine Stachelschrifft. Die Herolde der Tugenden und grossen Eigenschaften werden mit Ehre und Gütern überhäuft; aber die Satyrenschreiber sieht man als Aufrührer an; da doch diese wieder aufbauen, was jene niederreissen, da diese Pflaster auf die Wunden legen, jene aber die Wunden wieder aufreissen. Diese sind insgemein verhaßt, weil sie wie die Aerzte bittre, aber doch gesunde Tränke den Kranken darreichen. Jene sind beliebt und angenehm, weil sie den Kranken heucheln, und ihnen süsse, aber tödtliche Tränke geben. Diese hält man für böse und schädlich, jene sind es wirklich. Diese scheinen Feinde des menschlichen Geschlechts zu seyn, da sie doch Freunde desselben sind. Diese hält man

für Freunde, da sie sich doch als Todfeinde der Menschen beweisen. Viele haben sich darüber gewundert, daß ich eben diese Schreibart erwählt, wovon ich doch nichts anders vermuthen können, als daß ich mir Neid und Mißgunst zuziehen, und andre gegen mich aufbringen würde. Aber mich dünkt, es ist besser, etwas anzufangen, wenn es auch gleich mit Schaden verbunden ist, als ganz stille zu sitzen; und es ist rühmlicher, zwischen Klippen und Felsen zu segeln, als nachläßig und faul im Hafen still zu liegen. Und überdem ist es sehr schwer, die Lust zu dämpfen, wozu man von Natur geneigt ist, und den Kräften des Geistes und Gemüths einen Zügel anzulegen, daß sie sich nicht äussern mögen. Insonderheit, wenn es nicht an Freunden fehlt, die uns zu einer solchen Arbeit aufmuntern, wodurch der Name bekannt, das Andenken ehrwürdig und das Leben selbst nach dem Tode verlängert werden kann. Hiedurch wird das Gemüth immer mehr angereitzt, und es ist fast ohnmöglich, diesem Triebe, wenn er einmal überhand genommen, wieder Schranken zu setzen.

In meinen Schrifften ist überhaupt mehr Scherz als Bitterkeit anzutreffen; und die Fehler der Menschen werden nicht sowol getadelt, als gebessert. Indessen läugne ich nicht, daß nicht noch verschiedenes darinn konnte verbessert werden. Ob ich gleich niemanden ohne Ursache den Krieg angekündiget habe, so bin

ich

ich doch gar zu hitzig im Angriffe gewesen. Ich habe auch den Streit mit denen, von welchen ich gereitzt worden, gar zu lange und eifrig fortgesetzt. Ich erkenne meinen Fehler, und mißbillige selbst meine gar zu grosse Hitze. So wenig man es einem Sprachlehrer vergeben kann, wenn er schlecht redet, und so schlecht man billig von demjenigen urtheilet, der sich für einen Sänger ausgiebt, und dennoch schlecht singt, weil beyde eben in der Wissenschaft fehlen, in welcher sie Meister seyn wollen: Eben so wenig und noch viel weniger ist es einem Weltweisen zu verzeihen, wenn er Fehler in seinem Leben begehet, weil er sich eben in den Stücken versieht, in welchen er andre unterrichten will. Gewiß, dadurch werden die Laster nicht aufgehoben und vertilget, sondern vielmehr noch tiefer eingeprägt und befestiget. Aber wie leicht läßt man nicht den Zügel fahren, wenn man erhitzt und aufgebracht ist, und wie leicht begeht man denn selbst nicht die Fehler, welche man an andern getadelt hat. Ich wünschte, daß meine poetische Schrifften blos allein aus dieser Ursache wieder von neuem möchten aufgelegt werden, damit ich einige bittre Stellen auslöschen könnte, welche ich, ob man sie mir gleich abgezwungen, dennoch als Flecken und Fehler in meinen Gedichten ansehe. Es ist thöricht, wenn einige den Zorn vertheidigen, und denselben gleichsam als einen Wetzstein des Muths und der Tapferkeit an-

sehen: Eben so abgeschmackt ist es, wenn einige nur diejenigen für rechte Redner und ehrliche Männer halten, welche in Eifer und Wuth gerathen können. Vernünftige aber halten denjenigen für keinen Mann, der nicht im Stande ist, seinen Zorn zu dämpfen. Dieses sind meine natürlichen Fehler, welche ich zwar öfters bestritten habe, aber bisher noch nicht völlig unterdrücken können. Es wird sehr viele Mühe dazu erfordert, eingewurzelte Laster auszurotten. Ein Augenarzt muß weit mehr Mühe bey denen anwenden, welche schon lange Schaden an den Augen gehabt haben, als bey andern, denen die Augen nur seit einiger Zeit etwas geschwollen sind.

Da es unanständig ist, sich selbst zu rühmen, so überlasse ich andern, von meinen guten Eigenschaften zu reden, wenn sie ja einige bey mir wahrnehmen sollten. Die Fehler, zu denen ich geneigt bin, sind bekannt. Doch haben auch die Tugenden bisweilen den Schein und das Ansehen der Laster. Einige halten meine Aufführung für unanständig, weil ich mich nett und sauber kleide, und mich vielleicht öfterer in den Gesellschaften des Frauenzimmers finden lasse, als einem Philosophen anstehet. Andre glauben, es sey einem Manne von meinem Stande nachtheilig, Comödien zu schreiben, und die Schauspieler zu vertheydigen. Einige sehen mich für wohllüstig an, und doch flieht niemand die Wohllust und ein unordentliches Leben so

sehr,

sehr, als ich. Ich spotte über die Philosophen, und doch philosophire ich selbst. Ich rede von der Eitelkeit der Wissenschaften, und dennoch bemühe ich mich, dieselben zu fassen. Ein unschuldiges Vergnügen vertheidige ich offenbar, und dennoch lebe ich selbst sehr strenge und eingezogen. Ehedem gieng ich fleißig in die öffentlichen Wirthshäuser, aber ich habe niemals daselbst weder gegessen noch getrunken. Ich befand mich täglich in einer Gesellschaft, wo gespielt ward, ich habe aber niemals mit gespielt. Im Scherz verhehle ich bisweilen die Wahrheit, in ernsthaften Sachen aber niemals. In Kleinigkeiten und gleichgültigen Dingen bin ich verschwiegen, in wichtigern Sachen aber offenherzig. In meinen Schrifften bin ich bitter und streitbar, im Umgange aber so verträglich und sanftmüthig, daß ich auch oft wider den Willen meiner Freunde und mit meinem eignen Schaden mein Recht fahren lassen.

Bey einer solchen Lebensart hat es wol nicht anders seyn können, als daß diejenigen, welche einen Philosophen allein nach dem äusserlichen beurtheilen, sehr schlechte Gedanken von meiner Person fassen müssen. Ich habe mir auch keine Mühe gegeben, diese unbilligen Richter auf bessere Gedanken zu bringen. Es ist einem wahren Philosophen Ehre genug, wenn er ein reines Gewissen hat, und von den Lastern frey ist, die man ihm aufbürden will. Ich weis wohl, daß der Schein öfters nützlicher,

als das Wesen selbst ist. Allein, was andre einem Philosophen höchstunanständig halten, das sehe ich als die schönste Zierde in seinem Leben an. Denn derjenige scheint es gewiß sehr weit gebracht zu haben, der die Wollust nicht so sehr scheuet, als ihr vielmehr entgegen geht, sie angreift, und endlich überwindet.

Dieses mag von meiner Lebensart und von meinen Neigungen genug seyn. Es ist nichts mehr übrig, als daß ich von meiner Religion noch etwas hinzufüge. Viele stehen in den Gedanken, weil ich den Lucian in meinen Schrifften nachgeahmt, so sey ich auch eben so wenig ein Freund der Religion, als derselbe gewesen. Dieses Schicksal habe ich mit allen den berühmten Männern gemein, welche nicht gleich alles ohne Untersuchung glauben wollen. Aber eben denselben Philosophen, den ich in Bestreitung des Aberglaubens nachfolge, verabscheue ich aufs äusserste, wenn er mit der Religion scherzt, und dieselbe angreift. Ich weiche zwar bisweilen von den allgemeinen Meynungen ab, aber die Vorwürfe, welche man mir aus meinen Schrifften machen kann, sind so geringe, und von so wenigem Gewichte, daß dadurch zwar allerhand Urtheile, niemals aber ein rechter Streit wider mich erregt worden. Daß ein GOtt sey, daran habe ich niemals gezweifelt. Derjenige müßte gewiß ein Stein und Klotz seyn, der nach des Poetens Ausspruch sieht:

Coelum niteſcere, arbores frondeſcere,
Segetes largiri fruges, florere omnia,
Fontes ſcatere, herbas prata conueſtirier;

und dennoch leugnen wollte, daß einer ſeyn müſſe, der dieſes alles regiere und den Menſchen ſo viel Gutes verleihe. Indeſſen geſtehe ich doch aufrichtig, daß durch das Leſen gewiſſer verbotenen Bücher vor einigen Jahren verſchiedene Zweifel gegen die Offenbarung in mir erregt worden. Da ich ſahe, daß die Menſchen von den unvernünftigen Thieren am allermeiſten dadurch unterſchieden werden, daß ſie die Freyheit haben, ſich ihrer Vernunft zu bedienen, ſo glaubte ich, daß es die Pflicht eines Menſchen ſey, das zu unterſuchen, was er von ſeinen Vorfahren gehört hat; ich glaubte auch, daß es erlaubt ſey, in den verbotenen Büchern zu leſen, und an allen Dingen zu zweifeln. Aus dieſer Urſache habe ich alle verbotene Bücher, die ich nur auftreiben können, geleſen; und ich geſtehe, daß mir ſolche viele Zweifel erregt haben. Ich ward noch ungewiſſer, da ich einige neuere Schrifften las, worinn die Verfaſſer jüdiſche Sätze vorgetragen, und faſt in einem jeden Spruche ein Bild und Gegenbild anzutreffen glaubten. Die größte Unruhe aber verurſachten mir einige päpſtiſche Scribenten, welche das Anſehen der Offenbarung ſchwächen, damit ſie die Macht der Kirche deſto beſſer behaupten können. Denn was die Feinde des Glaubens offenbar thun, das bewerkſtelligen die Papiſten durch verborgene Kunſtgriffe.

Diese Schrifften, welche ich sehr fleißig las, brachten mich würcklich auf einen Irrweg, von welchen ich aber doch nach einigen Jahren wieder befreyet ward. Ich habe solches der Abhandlung des Abadie von der Wahrheit der christlichen Religion hauptsächlich zu danken, welches unvergleichliche Buch die Wahrheit der heiligen Schrift überaus herrlich erweiset, und den Unglauben durch die stärksten Waffen bestreitet. Grotius, Huetius und andre Vertheidiger der Wahrheit der christlichen Religion, leisteten mir auch in diesem Falle die vortreflichsten Dienste. Es blieben mir zwar noch einige Zweifel übrig, welche das Studium physicae coelestis in mir rege machte, woran ich jederzeit einen sehr grossen Gefallen gehabt. Die Vortices Carteſiani, und die Vielheit der Welten schienen mir auch mit der Nachricht zu streiten, welche Moses von der Schöpfung ertheilet. Aber einige vernünftige Ausleger, von welchen die Bücher Mosis erkläret worden, haben mir auch diese Zweifel benommen, da sie die Sätze der heutigen Weltweisen mit der mosaischen Nachricht von der Schöpfung überaus glücklich und vernünftig vereinigen,

Weil ich so oft krank und nicht wohl aufgeräumt bin, so finde ich eine grosse Erleichterung, wenn ich studire, auch die betrübtesten Schicksaale werden bey mir durch das studiren ungemein gelindert. Wenn mich deßwegen Sorgen und Bekümmernisse überfallen, so nehme

ich zu den Studien, als zu einem gewissen Mittel gegen den Schmerz, meine Zuflucht. Ich lege mich auf verschiedene Arten der Wissenschafften, ich verlasse mich aber auf keine insonderheit; ich lese ausgesuchte Bücher, worinn bald diese bald jene Wissenschaft abgehandelt wird; aber medicinische und mathematische Bücher lese ich niemals, weil ich sie nicht verstehe. Ehedem wandte ich allen Fleiß einzig und allein auf die Geschichte und Sittenlehre. Ferner machte ich mich mit den alten Gesetzen bekannt; hierauf folgte die Dichtkunst, und endlich erneuerte ich die ersten Bemühungen wieder, und beschäftigte mich am liebsten mit den Geschichte, und mit der Moral. Ich hätte es vielleicht in den Wissenschaften weiter bringen können, wenn nicht die beständige Krankheit meinen natürlichen Trieb zum studiren so oft unterbrochen hätte. Vielleicht wäre auch mein Namen auswärts berühmter geworden, wenn ich nicht meine Schrifften in dänischer Sprache abgefaßt hätte, welche so sehr eingeschränkt ist, daß man fast in Dännemark selbst schon jemand suchen muß, der dieselbe verstehet. Aber es ist mir Ehre genug, daß ich mich einigermassen von dem Vorwurffe der Nachläßigkeit befreyet; daß ich mir allein bey meinen Landsleuten ein Andenken gestifftet; daß ich mich um meine Muttersprache wohl verdient gemacht, und daß ich Ihrem Befehl, mein Herr, welcher mich zum schreiben aufgemuntert, gehorsam gewesen. Und

da das Alter mir annoch keinen Stillstand auflegt, so werden Sie mich, wenn ich noch einige Zeit lebe, allemal gleich willig und munter finden, Ihr Verlangen zu erfüllen. Denn durch das Vergnügen, welches Sie bey dem Lesen bezeugen, wird meine Begierde zu schreiben immer stärker. Meine Arbeit ist mir reichlich genug bezahlt, wenn meine Bücher nur bey Ihnen Beyfall finden, und wenn Sie es für der dänischen Nation rühmlich halten, daß man nunmehr nicht nöthig hat, aus fremden Schrifften Tugend und Anständigkeit zu lernen. Die widrigen Urtheile, welche andre von meinen Arbeiten fällen, werden mich von meinem Vorhaben nicht abschrecken. Ich bin derselben bereits so gewohnt, daß ich, wie jener bey dem Euripides, sagen kann:

Si mihi nunc tristis primum illuxisset dies,
Nec tam aerumnoso nauigassem salo,
Esset dolendi caussa ut injecto equulei
Freno repente tactu exagitantur nouo.

Aber ich bin durch die häufigen Verläumdungen bereits ganz abgehärtet, und wenn ich nur des Beyfalls eines so grossen Mannes versichert bin, so werde ich nicht nur alle Urtheile gerne erdulden, sondern auch solche durch andre Arbeiten aufs neue verdienen. Die Scherzgedichte aber will ich andern überlassen, deren Alter dazu bequemer ist, indem der vorige Geist, und die ehemalige Lebhaftigkeit, welche dazu erfordert werden, mich bereits verlassen haben. Ich bin ꝛc.

Copenhagen, den 31. des Christmonats 1727.

Der

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Obgleich bereits acht Jahre verflossen sind, seitdem wir keine Briefe mit einander gewechselt haben; so kann ich dennoch aus dem mir vor kurzer Zeit eingehändigten Schreiben abnehmen, daß die vorige Freundschaft in einer so langen Zeit noch nicht erloschen sey, und Sie mir annoch ein geneigtes Andenken gönnen. Sie verlangen von mir, daß ich meine Lebensgeschichte weiter fortsetzen, und ihnen zugleich Nachricht von meinen Schrifften ertheilen soll, die ich seit der Zeit, da ich meinen ersten Brief an Sie geschrieben, ans Licht treten lassen. Ich schätze es billig für eine Pflicht, diesem Befehl ohne Verzug nachzukom-

men. Wie ich aufhörte, satyrische Schrifften herauszugeben, womit ich mich einige Jahre beschäftiget hatte, so nahm ich meine alte und längst angefangene Arbeit wieder zur Hand. Es ward zwar der dänische Schauplatz nicht lange darauf wieder eröfnet, und meine Freunde munterten mich öfters auf, neue Lustspiele aufzusetzen: Ich blieb aber bey meinem Entschlusse, und hatte keine Lust, mir neue Verdrieslichkeiten zuzuziehen. Ich sahe also nur blos die vorigen Lustspiele noch einmal durch, und verbesserte solche an verschiedenen Orten. Die neuen theatralischen Stücke, welche ich ausgearbeitet hatte, schenkte ich den Comödianten. Endlich suchte ich das Werk völlig zu Stande zu bringen, woran ich bereits so oft zu arbeiten angefangen hatte, und welches eine Beschreibung des geistlichen und weltlichen Zustandes in Dännemark und Norwegen in sich fassen sollte. Wie ich mit dieser Arbeit beschäftiget war, so wurden von einigen ungenannten Verfassern verschiedene Schandschrifften gegen die ostindische Handelsgesellschafft ausgestreuet. Die Handlung nach Indien war wegen der damaligen schlechten Zeiten so sehr in Abnahme gerathen, daß sie, dem Ansehen nach, nicht bestehen konnte, wo man nicht bald andre Mittel zu ihrer Erhaltung vorkehrte. Deßfalls wandten die Directeurs dieser Handelsgesellschaft alle Mühe an, und suchten diese sinkende Handlung durch einen neuen und nütz-

lichen

lichen Anschlag wieder auf festen Fuß zu setzen. Sie suchten neue Kaufleute von den nächstangränzenden Nationen zu bewegen, daß sie mit in diese Gesellschaft treten möchten. Weil aber einige die Aufnahme des nordischen Handels mit neidischen Augen ansahen, so gaben sie diese Bemühung für unnütz und vergeblich aus, damit andre möchten abgeschreckt werden, einen Vorschuß an Geld herzugeben. Man ersuchte mich, eine Schutzschrifft aufzusetzen, und in derselben diese Verleumdungen zu widerlegen. Weil ich aber in Handelssachen nicht sonderlich erfahren war, so suchte ich sehr lange, diesen Antrag von mir abzulehnen. Endlich ließ ich mich durch das beständige Anhalten meiner Freunde überreden, und gab eine Schrifft in lateinischer Sprache heraus, welche auf Veranstaltung der Directeurs gleich darauf ins dänische und deutsche übersetzt ward.

Nicht lange darnach gab ich eine andre Schrifft heraus, worinn ich diese Sache in eine noch reifere Ueberlegung zog. Diese Arbeit ward von den Kaufleuten in dieser königlichen Residenzstadt so wohl aufgenommen, daß auch einige den Vorschlag thaten, den Verfasser für seine Bemühung reichlich zu belohnen. Wie man aber deßwegen auf der Börse rathschlagte, so wandten einige sehr vernünftig ein: Weil ich niemals etwas für Geld geschrieben, so würde es mir weit angenehmer seyn, wenn sie mir mündlich ihre Danksagung abstatteten.

Und

Und hierinn irrten sie sich auch nicht; denn dieses Zeichen der Dankbarkeit war alles, was ich verlangte.

Nun muß ich von dem betrübten Tage reden, an den man nicht ohne Entsetzen gedenken kann, da der größte Theil dieser königlichen Residenzstadt, nebst den vornehmsten Kirchen und der ganzen Academie, in die Asche gelegt ward. Gewiß, dieser höchstunglückliche und betrübte Zufall könnte allein zu einer sehr weitläuftigen Ausführung Gelegenheit geben. Das Feuer gieng des Abends * in der Gegend des so genannten Westerthors zuerst auf, und breitete sich gleich auf eine unglaubliche Art aus, theils, weil der Wind sehr stark war, und das Feuer aus einer Gasse in die andre trieb; theils, weil die Leute über dieses ungewöhnliche und plötzlich einbrechende Unglück gleich so bestürzt waren, daß sie als ledige und müßige Zuschauer dieses grosse Elend ansahen. Es sind hier sonst bey einer Feuersbrunst die vortreflichsten Anstalten vorgekehrt; und obgleich in einem Jahre sehr ofte ein Feuer entsteht, so geschicht es dennoch sehr selten, daß ein ganzes Haus in die Asche gelegt wird. So unerwartet demnach dieses Unglück einbrach, desto bestürzter waren die Einwohner, und stellten sich die Gefahr weit grösser vor, als sie an sich selbst war. Männer, Kinder und Weiber heulten und schrien untereinander, und es fehlte auch nicht

* den 20. des Weinmonats 1728.

nicht an Leuten, welche den Leichtglaubigen einbildeten, daß sich in der Stadt Mordbrenner aufhielten, welche erkauft wären, die Stadt in Brand zu setzen. Auch diejenigen, welche dazu bestellt waren, das Feuer zu dämpfen, waren so bestürzt, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten. Sie liefen wie die Unsinnigen herum, und der eine fiel dem andern ins Amt. Sie hatten keine Sprützen, keine Brandleitern, keine Brandhacken, oder sonst irgend ein Werkzeug, wodurch das Feuer kann gedämpft werden. So verwirrt und bestürzt hatte sie dieses unvermuthete Elend gemacht.

Inzwischen nahm das Feuer immer stärker überhand. Die öffentlichen Gebäude und die andern Häuser wurden so schnell von dem Feuer in die Asche gelegt, daß man sie nicht für steinerne Gebäude, sondern vielmehr für Strohhütten hätte halten sollen. Je weiter man im Anfange von dem Orte entfernet war, wo das Feuer zuerst aufgieng, desto grössern Schaden litte man. Denn diejenigen, deren Häuser zuerst den Flammen zu Theil wurden, retteten annoch größtentheils ihr Gut und Vermögen, indem ihre Freunde gleichsam recht miteinander stritten, ihnen Hülfe zu leisten, und ihre Sachen in Sicherheit zu bringen. Da aber hiernächst auch diejenigen, welche weit entfernt in der Stadt wohnten, kaum so viel Zeit hatten, ihr eignes Vermögen zu retten, so konnte einer dem andern nicht mehr zu Hülfe kommen.

Das

Das Feuer fand keinen Widerstand, und daher nahm es je länger je stärker zu. Und da die Einwohner die Stadt an verschiedenen Orten zugleich in Brand stehen sahen, so verliessen sie dieselbe, und glaubten, solche niemals wieder zu sehen. Einige flohen aus den Thoren, einige begaben sich in Boote, und fuhren damit aufs Wasser, weil sie glaubten, daselbst sicherer zu seyn, als auf dem Lande. Es war recht erbärmlich anzusehen, wie die armen Menschen aus Verwirrung und Schrecken allenthalben herumliefen, und die Stadt ohne Rettung liessen.

Wie das Feuer bereits zwey Tage so sehr gewütet hatte, daß beynahe das ganze alte Kopenhagen, nebst einem Theile der Neustadt in die Asche gelegt worden, so wurden die Einwohner gleichsam aus einem tiefen Schlafe aufgeweckt, um dasjenige wieder zu ersetzen, was sie versäumt hatten. Es ist unglaublich, mit welcher Hurtigkeit sie nunmehro das äusserste wagten, um den noch übrigen Theil der Stadt zu retten. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wegerte sich, auch die allerbeschwerlichste Arbeit zu übernehmen, indem sowol der König selbst, als auch der Kronprinz, unser itztregierender allergnädigster König, nebst allen hohen Ministern gegenwärtig waren, und die Leute zum Retten aufmunterten.

Hier konnte man recht sehen, was die Menschen erdenken können, und was so viele Hände und vereinigte Kräffte mit dem Beystand des

Höch-

Höchsten auszurichten vermögend sind. Denn, wo man auch nur itzt dem Feuer Widerstand that, da ward dasselbe gleich gelöscht. In dieser höchst unglücklichen Feuersbrunst giengen im Rauch auf, die Marienkirche, die Kirche zum Heiligen Geist, die Trinitatiskirche nebst der daran gebauten academischen Bibliothec, der astronomische Thurm mit dem Globo und den übrigen Instrumenten des Tycho Brahe, die Peterskirche, das Rathhaus, die Hospitäler, die ganze Akademie nebst den Häusern der Professoren, die Communität, wo hundert arme Studenten gespeiset wurden, vier herrliche Collegia, nemlich die Regenz, das Walkendorfische, das Mediceische und das Elersische, und unzählige andre Häuser,* welches alles so bekannt ist, daß es überflüßig seyn würde, wenn ich weitläuftig davon reden wollte. Das Consistorium allein, worinn die Professores ihre Versammlungen zu halten pflegen, blieb mitten in diesem unaussprechlichen Elend, und mitten unter so vielen brennenden Häusern und Gebäuden unbeschädigt. Nun konnte man von dieser berühmten hohen Schule sagen:

Hic leges, ubi Troja fuit.

Wie

* Durch diese fast unerhörte Feuersbrunst sind, wie einige ausgerechnet haben, 67. Strassen und öffentliche Plätze, darinn 3785. Wohnhäuser, nebst 5. Kirchen und andern obenangeführten Gebäuden, wie auch einen Theil des neuen Wayfenhauses im Rauch aufgegangen. Siehe des Hochehrwürd. Herrn Pontoppidans, Memor. Hafn. zweyte Auflage auf der 54. u. f. Seite.

Wie das Feuer gedämpft war, so empfunden die Einwohner erstlich das Unglück und den Schaden recht, welchen sie erlitten hatten. Diejenigen, welche vor kurzer Zeit sehr reich gewesen waren, mußten nunmehro fast ihr Brod von andern bitten, und bereueten, wiewol zu spät, daß sie vorher so verschwenderisch hausgehalten hatten. Die Mittel waren verschwunden, und es blieb ihnen davon nichts, als die Erinnerung übrig, daß sie ehedem reich gewesen waren. Da sahe man diejenigen zu Fusse gehen, welche vor kurzer Zeit gleichsam keine Beine hatten, und sich beständig herumfahren liessen. Diejenigen begehrten nun selbst Allmosen, welche sonst andern Allmosen gereicht hatten. Ich kann dieses indessen zu meinem Ruhme anführen, daß mein Gemüth bey dieser grossen Verwirrung und bey diesem ausserordentlichen Elend nicht niedergeschlagen gewesen: Denn da ich von meiner Jugend an sehr genau und enthaltsam gelebt, so schlägt mich auch ein jedes Unglück nicht gleich so sehr, als andre, nieder, welche im Ueberflusse zu leben gewohnt sind, und nur allein zu dem Ende in der Welt sind, daß sie darinn essen mögen.

Dieses war mir sehr empfindlich, daß ich aus meiner alten Wohnung, und von meinem alten Wirth zu weichen gezwungen worden, und daß ich meine Studierstube verlassen mußte, worinn ich recht vergnügt und ruhig so viele Jahre unter meinen Büchern und Schrifften

zu-

zugebracht hatte. Ich ward durch den Verlust meiner bequemen Wohnung weit mehr, als durch den Verlust meines Vermögens gerührt, weil ich an der Stille und Ruhe mein größtes Vergnügen finde, und mein Gemüth niemals besser, als bey einer wohleingerichteten Lebensart aufgeräumt ist. Ich hatte alles aufs bequemste nach meinem Sinne eingerichtet. Ich konnte ruhen oder arbeiten, schlafen oder wachen, wie und zu welcher Zeit ich wollte. Ich konnte ernsthafte Dinge vornehmen, oder auch an Kleinigkeiten ein Vergnügen finden. Eine jede Beschäftigung hatte ihre gewisse Zeit und Ordnung. Ich bemühete mich einige Tage, in der annoch überbliebenen Stadt eine so bequeme Wohnung wieder anzutreffen, und ich war endlich auch so glücklich, daß ich dieselbe fand, wo ich meine verwirrten Sachen wieder einigermassen in Ordnung bringen, und meine alte Lebensart wieder anfangen konnte.

Unter die größten Unglücksfälle, von denen man einen neuen Zeitlauf in den Geschichten festsetzen kann, ist mit dem größten Rechte die kopenhagensche Feuersbrunst zu rechnen. Zwar, wenn man auf die Grösse allein siehet, so wird diese Residenzstadt von vielen andern Städten in Europa übertroffen; wenn man aber auf die Wichtigkeit siehet, so giebt sie sehr wenigen etwas nach, indem hier, wie in einem Mittelpuncte, alles angetroffen wird, was die Zierde und Stärke beyder Reiche ausmacht. Bey

diesem äussersten Elende der Stadt hatte die ganze Welt Gelegenheit, die hohen und recht königlichen Eigenschaften des höchstseligen Königs, und die recht väterliche Huld Sr. Majest. zu bewundern. Auch die spätesten Nachkommen werden es noch mit der tiefsten und ehrerbietigsten Erkenntlichkeit preisen, mit welcher weisen Sorgfalt dieser grosse Monarch der theuren Zeit, die insgemein darauf zu erfolgen pflegt, vorgebauet, wie Se. Majest. den Jammer der Armen durch eine ausserordentliche und recht königliche Mildthätigkeit und Großmuth gelindert, und mit welcher Klugheit dieser huldreichste Landesvater alle fernere Unglücksfälle abgewendet. Und es scheint fast, daß dieses grosse Unglück eben zu dieser Zeit geschehen sollen, damit der König eine so grosse Gelegenheit erhalten möchte, von seiner ungeheuchelten Gottesfurcht und recht väterlichen Liebe zu seinen Unterthanen solche erhabne und unwidersprechliche Merkmale abzulegen.

Ob man nun gleich das Feuer bereits gelöscht hatte, so vergieng doch in drey Wochen fast kein Tag, da nicht eine neue Gefahr zu besorgen war. Denn wenn man eilte, dieses Haus, welches von neuem brannte, zu retten, so erhielt man gleich darauf die Nachricht, daß ein anderes in einer andern Gegend der Stadt ebenfalls in vollen Flammen stünde. Daher gerieth man auf einen neuen Argwohn, und auf neue Prophezeyungen, daß man öfters aus

Furcht

Furcht in einigen Nächten nicht schlafen konnte. Einige konnten sich in diesen ungewöhnlichen Zufall nicht finden, und prophezeyten der Stadt ihren gänzlichen Untergang. Einige wurden erbittert, und schrien, es müßten Mordbrenner in der Stadt seyn, die man aufsuchen und nach Verdienst abstrafen sollte. Ich habe aber bereits lange aus der Erfahrung gelernet, daß ein Unglück insgemein ein andres nach sich ziehr, und daß aus einer Feuersbrunst insgemein eine andre zu entstehen pflegt. Ich weis, daß sich dieses in Bergen zweymal zugetragen. Und da die dortigen Einwohner dieses Unglück öfters erfahren, so pflegen sie sich nach einer überstandenen Feuersbrunst gleich wieder auf eine neue gefast zu machen.

Wie nun mit der Zeit dieses Unglück gedämpft war, und man darauf bedacht seyn mußte, die Stadt wieder aufzubauen, so zeigte es sich recht, wie sehr Kopenhagen mit Räthen überhäuft war. Hier waren so viele Anschläge als Köpfe, so viele Baumeister als Hände, und so viele Rathhäuser als Wohnungen. Man hätte denken sollen, daß die ganze Stadt ein Collegium politicum geworden wäre, so groß war die Anzahl der Staatsmänner, welche aus der Asche der Stadt hervorzukommen schienen. Es war kein Schiffer, der nicht von weit mehrern Dingen zu reden wußte, als vom Winde; ein jeder Schuster verließ seinen Laisten, und ertheilte einen guten Rath, wie man die Sache

angreiffen müßte: Nichts aber erregte so viele Streitigkeiten, als die ersten Gelder, welche man auf die Häuser gelegt hatte, und wovon fast kein Haus befreyet war. Einige meynten, die vorigen Schulden müßten erlassen werden; andre wollten solche bezahlt haben; und noch andre glaubten, der beste Weg, allen Verdrieslichkeiten ein Ende zu machen, bestünde darinn, daß man sich bemühete, einen Vergleich zu treffen. Ich übergehe noch andre Streitigkeiten, wodurch die Gemüther gleichfalls sehr gegen einander aufgebracht wurden.

Bey einem so allgemeinen Geräusche faßte ich den Entschluß, nicht allein müßig zu sitzen, sondern meine Gedanken von den vornehmsten Streitigkeiten, die damals geführt wurden, etwas genauer und ausführlicher zu entwerfen. Ich habe nachher erfahren, daß der König selbst meine Aufsätze öfters durchgelesen, und es erweckte mir ein überaus grosses Vergnügen, daß meine geringen Blätter das Glück hatten, einen so grossen Monarchen zu gefallen.

Endlich hörte alle Unruhe völlig auf, die aus einer so grossen Veränderung insgemein zu entstehen pflegt. Und ich konnte also auch mein studiren wieder ruhig fortsetzen. Ich arbeitete hierauf in dem folgenden Winter das Werk völlig aus, worauf ich so lange gedacht hatte. Es trat auch 1729. unter dem Titel: Beschreibung der Königreiche Dännemark und Norwegen, ans Licht, und ward in zwey

Jahren dreymal, nemlich, zweymal in dänischer, und einmal in deutscher Sprache zum Druck befördert. *

Hiedurch ward ich zu mehrern und wichtigern Arbeiten aufgemuntert, und entschloß mich, die Geschichte des dänischen Volks vom Anfang des Reichs bis auf unsre Zeiten abzufassen. Es

* Die dänische Ausgabe ist in 4t. und 744. Seiten stark. Die deutsche Uebersetzung hat uns Herr Friedrich Gerhard Vos 1731. in 4t. auf 4. Alph. und 19. Bogen geliefert, und derselben den Titel gegeben: Dänemärkische und Norwegische Staats- und Reichshistorie. Die Uebersetzung hätte freylich viel reiner und richtiger seyn können, und der Titel selbst macht dem Leser von der Uebersetzung schon nicht die größte Hofnung: Indessen hat diese Arbeit des Herrn Vossens, wie sie auch gerathen seyn mag, wegen des Innhalts Beyfall gefunden. Herr Hollberg hat dieses Werk in funfzehn Capitel abgetheilt. In dem 1 handelt er von der Natur der Dänen; in dem 2 von der Beschaffenheit ihres Landes; in dem 3 von ihrer Regierung: in dem 4 von ihrer Religion; in dem 5 von ihrer Academie; in dem 6 von ihren Oldenburgischen Königen; in dem 7 von der Eintheilung der Dänen; in dem 8 von ihrem Handel und ihren Arbeiten; in dem 9 von ihrer Münze; in dem 10 vom königlichen Wapen; in dem 11 von der See- und Landmacht; in dem 12 vom dänischen Rechte; in dem 13 von dänischen Gerichtshändeln; in dem 14 von den dänischen Ritterorden, und in dem 15 von öffentlichen Gerichten und Bedienungen. Mehrere Nachricht von diesem schönen Werke findet man in den lateinischen Actis eruditorum, im Jenner 1731, und in der Bibliotheque Germanique B. 19. S. 178.

war dieses ein überaus schweres Werk, welches andre noch nicht versucht hatten. Denn alle diejenigen, die dem Vaterlande diesen Dienst erweisen wollen, waren durch die mit dieser Arbeit verknüpfte Beschwerlichkeit gleich wieder davon abgeschreckt worden. Da ich aber bereits ehedem allerhand Hindernisse glücklich überwunden, und ich mich dadurch um mein Vaterland wohlverdient machen konnte, so ward ich durch die Wichtigkeit des Werks selbst aufgemuntert, einen Versuch zu wagen, ob meine Kräfte dazu hinlänglich seyn würden.

Das ganze Werk, welches ich auch glücklich zu Stande gebracht habe, bestehet aus dreyen Theilen. Von denen der erste, welcher die Geschichte des dänischen Volks vom Anfang des Reichs bis auf Christian den II. in sich faßt, 1732. in 4to 4 Alph. 15 Bog. stark, aus der Presse gehoben ward. In diesem ersten Theile habe ich die Quellen, aus denen der berühmte Hvitfeld seine Historie entlehnt, aufs genaueste untersucht, und durch deren Hülfe nicht nur verschiedene Irrthümer verbessert, sondern auch dasjenige, was noch hin und wieder fehlte, hinzugethan. Die Handschrifften, Bücher und Urkunden, woraus das meiste genommen ist, habe ich in der Vorrede angezeigt, und die grosse Anzahl der Geschichtschreiber, welche am Rande bemerkt, und größtentheils gleichzeitig sind, bezeugen zur Gnüge, was für einen grossen Vorrath ich gebraucht habe, diese Geschichte abzufassen.

In

In dem gleich darauf folgenden Jahre trat der andre Theil ans Licht, welcher 5 Alphab. ausmacht. Der halbe Theil desselben ist fast allein mit den Thaten Christian des Vierten angefüllet, welche ich größtentheils aus ungedruckten Urkunden und eigenhändigen Briefen dieses grossen Königes beschrieben habe, wodurch dieses Werk einen grossen Vorzug erhält.

Der dritte Theil, welcher 4 Alphab. 10 Bogen beträgt, und die Geschichte Friedrich des Dritten allein begreift, kam 1735 mit einem Register über alle drey Theile heraus, und ich fügte demselben, anstatt einer Vorrede, ein Bedenken über die nordischen Geschichtschreiber bey. Das meiste in diesem Theile ist gleichfalls aus Urkunden, Briefen und andern Handschrifften genommen, und ich kann also mit Wahrheit behaupten, daß ich eine neue und bisher unbekannte Geschichte von dem dänischen Volke ans Licht gebracht habe. *

* Nun können die Deutschen dieses vortrefliche Werk auch bereits in ihrer Sprache lesen. Mit welcher Sorgfalt diese Uebersetzung veranstaltet worden, solches kann man aus der vorläufigen Nachricht abnehmen, welche von den Verlegern bekannt gemacht worden. Es heißt daselbst: „ Die Uebersetzung ist schon vor geraumer Zeit, und zwar selbst „ in Kopenhagen, von einem Manne besorget worden, der beyde Sprachen ziemlich wohl verstanden, der dänischen aber doch mächtiger gewesen, „ als der deutschen. Um aber beyden Sprachen „ eine Gnüge zu thun, und der Uebersetzung alle möglis

Ehe ich dieses wichtige Werk anfieng, so sahe ich zur Gnüge ein, daß mir ein grosser Vorrath von Urschrifften zu diesem Vorhaben nöthig seyn würde. Ich sparete deswegen keine Mühe

„ mögliche Vollkommenheit zu verschaffen, so hat
„ man die Handschrift des Uebersetzers aufs neue
„ gegen das Original gehalten, und den Sinn des
„ Verfassers allenthalben genau zu treffen und be-
„ quem auszudrücken gesucht. Nach dieser ange-
„ stellten Vergleichung ist die Uebersetzung nochmals
„ von einem gelehrten Manne durchgesehen, und
„ von der geübten Feder desselben in allen denjeni-
„ gen Orten, wo die Grundrichtigkeit, Reinigkeit
„ und Zierlichkeit der deutschen Sprache eine Ver-
„ besserung erforderte, geändert worden. Eben
„ derselbe hat sich die Mühe genommen, die an-
„ gezogenen Stellen aus andern Büchern nachzu-
„ schlagen, und die Abschnitte, Capitel und Seiten
„ hinzuzusetzen, wo etwa der Herr Hollberg solche
„ nicht ausdrücklich angezeiget hatte. Hier und da
„ hat er auch eine kleine Anmerkung und nöthige
„ Erläuterung eingeschaltet, welche sich allemal
„ durch andere Littern von deß Herrn Hollbergs Ar-
„ beit unterscheiden. „ Es ist auch nicht zu viel davon gesagt worden. Der berühmte Herr Elias Caspar Reichhard, vormaliger Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst an dem königlichen academischen Christianeo in Altona, und nunmehriger öffentlicher Lehrer an dem herzogl. Carolino in Braunschweig, dem wir diese Arbeit zu danken haben, hat allen Fleiß angewandt, die undeutsche Uebersetzung auszubessern, und dieses Hollbergische Meisterstück so vollkommen, als es möglich gewesen, den Deutschen in die Hände zu liefern. Eben dieser gelehrte Mann hat dem dritten Theile das

Leben

Mühe, von allen Orten des ganzen Reichs historische Nachrichten aufzutreiben, und diejenigen, denen mein Vorhaben kund worden, stritten recht miteinander, mir ihren Vorrath, den sie gesammlet hatten, mitzutheilen.

Wie ich noch hiemit beschäftiget war, so wurden meine Comödien, die Theils bereits gedruckt, theils aber noch ungedruckt waren, von neuem herausgegeben. In dieser neuen Ausgabe, welche aus fünf Theilen besteht, sind fünf und zwanzig Lustspiele befindlich. Die letzten, welche niemals aufgeführt worden, führen folgende Namen: Rasmusberg, die Unsichtbaren, der edle Ehrgeitz, worinn diejenigen lächerlich gemacht werden, die unter dem Deckmantel eines erlaubten Ehrgeitzes nach Ehrentiteln ringen, der glückliche Schifbruch, und der panische Schrecken. Von dem Innhalte und der Absicht dieser Lustspiele will ich hier nichts beyfügen. Sie sind alle philosophisch und moralisch, ob man gleich aus ihrer

Leben Christian des Fünften, glorwürd. Andenkens, beygefügt, wie es Herr Hollberg seiner Beschreibung von Dänemark und Norwegen mit eingeschaltet. Es ist aber dieses Leben von dem Herrn Professor von neuen übersetzt worden, weil die Vossische Uebersetzung sehr unrichtig gerathen. Die beyden ersten Theile dieser deutschen Uebersetzung kamen 1743. und der dritte Theil 1744. heraus in 4. Siehe die Hamb. Berichte auf das Jahr 1743. S. 118. und 636; wie auch auf das Jahr 1744. S. 177.

Aufschrifft nichts, als lauter Scherz vermuthen sollte. *

In meinem ersten Briefe habe ich bereits eines kleinen Werks erwehnt, dem ich den Namen einer Einleitung in das Natur- und Völkerrecht beygelegt. Ich habe daselbst auch angeführt, wie schlecht dieses Werk im Anfange aufgenommen worden. Nach Verlauf einiger Jahre aber ward es desto begieriger gesucht, und es wurden nicht nur alle noch übrige Exemplare von der ersten Ausgabe verkauft, sondern es ist auch hiernächst noch zweymal wieder aufgelegt worden. Die dritte Auflage erfolgte 1734, und war vollständiger, als die ersten Ausgaben. Ich änderte daselbst auch den Titel, und wagte es, dieses Buch nicht mehr eine Einleitung, sondern ein System des Natur- und Völkerrechts zu nennen. Dieser letztern Ausgabe ist auch ein Register beygefügt, welches in den vorigen fehlet. **

Diese

* Dieses ist die bereits obenerwehnte neue Ausgabe von 1734. in fünf Bänden, in 8.

** Herr Hollberg schreibt in der Vorrede zu der dritten Ausgabe von 1734: „ Weil ich bemerkt, „ daß dieses Werk seit einigen Jahren sehr begie„ rig aufgenommen, und allenthalben eingeführet „ worden, so habe ich es mit Fleiß wieder durch„ gesehen. Es sind auch in dieser neuen Auflage „ nicht nur einige Fälle durch neue Beyspiele noch „ mehr erläutert, sondern auch viele seltene und „ wichtige Fragen hinzugethan worden, welche

Ver-

Diese Arbeiten bezeugen hoffentlich zur Gnüge daß ich meine Tage nicht müßig zugebracht habe. Wie vortheilhaft aber auch andre von meinem Fleisse urtheilen mögen, so werden mich doch diejenigen von dem Müßiggang kaum freysprechen, welche die Gelehrsamkeit von einer andern Seite ansehen, und ihren ganzen Ruhm im Reden und Disputiren suchen. Denn da die Dialectic auf einigen Hohenschulen als die vortreflichste Wissenschaft angesehen wird, so können Sie leicht erachten, mein Herr, daß diejenigen von meinen Arbeiten nur sehr schlecht urtheilen werden, welche gewohnt sind, sich Ehrenbogen aus der Niederlage ihrer Opponenten aufzubauen, welche nur von Barocco und Dario reden, und welche ihre einzige Ehre dar-

„ Vermehrung fast den dritten Theil des Werks „ ausmacht. „ Die vierte Auflage ist 1741, jedoch ohne neue Zusätze des Herrn Verfassers, herausgekommen. Daß der berühmte Herr Hofrath, Adam Friedrich Glafey, in seiner vollständigen Geschichte des Rechts der Vernunft von diesem Werke nichts erwehnt, solches rührt wol daher, weil es in dänischer Sprache abgefaßt, und also auswärts nicht bekannt worden. Es ist aber auch diese Arbeit des Herrn Glafey sehr unvollkommen, und leidet sehr viele Zusätze, wie der gelehrte Herr Doctor Meister, in Göttingen, in seinen Ausbesserungen und Zusätzen zu Glafeys Bibliotheca Iuris Nat. et Gentium, ausführlich gezeigt hat, wovon das erste Stück 1740. zu Göttingen in 4t herausgekommen, denen nachher mehrere gefolgt sind.

darinn suchen, daß sie ein halb Dutzend Syllogismos zernichten können. Wenn überhaupt von der Beförderung der Künste und Wissenschaften die Rede ist, so stimme ich mit andern Gelehrten vollkommen überein. Wenn man aber auf die Art und Weise kömmt, wie solche müssen befördert und weiter ausgebreitet werden, so weiche ich oft von ihren Meynungen ab, weil mich dünkt, daß durch die Mittel, welche andre so sehr anpreisen, öfters der Ausbreitung der Wissenschaften die größten Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben eine Nachricht von meinem gegenwärtigen Zustande und von den Arbeiten zu erhalten, mit welchen ich mich itzt beschäftige. Und es ist billig, daß ich auch in diesem Stücke ihrem Befehl Gehorsam leiste: Ich beobachte annoch meine alte Lebensart, und obgleich meine Umstände sich so weit gebessert haben, daß ich mehr aufwenden könnte, so weiche ich doch von meiner alten und einmal erwählten Lebensart nicht im geringsten ab. Wenn Sie deßfalls nach so vielen Jahren wieder hieher kommen sollten, so würden Sie bey mir alles nach der alten und Ihnen längstbekannten Einrichtung antreffen. Ich bin annoch ganz unverändert, ausser daß sich das Alter durch verschiedene Spuren in meinem Gesichte deutlicher zeigt, und daß meine Stirn runzlichter geworden. Sie würden sehen, daß ich noch zu Fusse, ohne einen Bedienten oder

eine Leibwache, durch die Stadt gehe, und daß ich noch öfters von den Karossen besprützt werde, worinn diejenigen fahren, die mir vorher am Stande gleich gewesen, nun aber grosse und vornehme Herren sind. Denn die Begierde nach Rang und Titeln, welche sie so sehr haßten, da sie sich annoch hier in der Stadt aufhielten, ist nun so unmäßig und allgemein, daß man fast ehe eine Person vom Range, als einen Menschen finden kann. Aber ich will dieses übergehen, und nur von mir selbst reden. Einige glauben, daß meine genaue und enthaltsame Lebensart vom Geitz herrühre. Damit ich aber diese Beschuldigung von mir ablehnen möge, so gebe ich den Armen jährlich so viel, als ich sonst zur Unterhaltung eines müßigen Fußgängers oder Lakayn anwenden müßte. Ich habe schöne und nette Zimmer, ich kleide mich sauber, ich kauffe öfters neue Bücher, und damit ich mich endlich von allem Verdachte befreyen möge, so habe ich mein ganzes Vermögen dem Nutzen des gemeinen Wesens gewidmet. Der erste Entwurff der Stiftung zu diesem Endzweck ist bereits von mir abgefaßt. Ich habe ihn einigen, deren Rath ich in allen Stücken zu folgen pflegte, zur Untersuchung vorgelegt, und diese versprechen dem Publico daher sehr viel Gutes.

Ich studire noch, so viel es meine schwachen Kräfte erlauben. Ich schreibe, lese und denke, so viel in einer Stadt geschehen kann, welche

sehr

sehr fruchtbar an solchen Dingen ist, die jemand von dem Fleisse im Studiren abhalten können. Und worüber sich manche vielleicht am meisten wundern werden, so lebe ich bey diesem grossen Geräusche für mich allein, und in der größten Einsamkeit. Zwo oder drey Stunden wende ich allein des Nachmittags zu meiner Aufmunterung an, und gehe entweder spatzieren, oder besuche auch gute Freunde. Die übrige Zeit des Tages widme ich theils der Arbeit, theils der Musik. Hierinn besteht mein einziges und größtes Vergnügen.

Zum Nutzen der Jugend habe ich vor kurzer Zeit eine Einleitung in die Geschichte und Geographie herausgegeben, * welche sowol in den

* und zwar in lateinischer Sprache. Die Einleitung in die Geschichte führt den Titel: Synopsis Historiae uniuersalis, Methodo erotematica, exposita. Die andre Auflage geschahe 1733, und ist 12 Bogen stark in 8. In der Geographie pflegte die Jugend in Dänemark ehedem, nach dem davon herausgegebenen kurzen Begrif des Herrn Jacobäus, unterrichtet zu werden. Herr Holberg aber fand diesen Abriß in vielen Stücken nicht hinlänglich, und setzte also dasjenige hinzu, was darinn fehlte. Er gab diese verbesserte Einleitung in die Geographie 1733, in 8. unter der Aufschrift heraus: Compendium Geographicum in Vsum Studiosae Iuuentutis. Siehe die Hamb. Ber. auf das Jahr 1739. S. 228. Das widrige Urtheil, welches in dem friesischen Catalogo Librorum cum Annot. im XXVIII. Stücke auf der 222. Seite von dieser Einleitung gefället worden, wird durch die

den Schulen in beyden Reichen, als auch auf der Academie der Jugend erklärt wird. Wenn man diese Schrifft meinen andern Schrifften beyfügt, so ist das Verzeichniß derselben gewiß recht ansehnlich.

die Absicht, welche Herr Holberg bey diesem kleinen Werke gehabt, hinlänglich widerlegt; da er kein ausführliches Werk, sondern nur einen kurzen Begriff zum Nutzen der Jugend schreiben, und dem Lehrer allein Gelegenheit geben wollen, solches umständlicher zu erläutern und den Zuhörern vorzutragen.

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie haben bisher jederzeit meine Arbeiten gebilliget, und mich zu neuen Unternehmungen aufgemuntert, Ihr Beystand hat mich unterstützt, und Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich so vieles zu Stande bringen können. Was werden Sie aber itzt von mir urtheilen, da ich, ohne Ihren Rath vorher einzuholen, das beschwerliche Rentmeisteramt bey der hiesigen hohen Schule übernommen habe. * Wird ihnen diese Veränderung

* Herr Hollberg folgte dem sel. Herrn Etatsrath und Professor, Thomas Bartholin, welcher im Anfang

derung, da ich als ein Philosoph in einen Rentmeister verwandelt worden, nicht eben so lächerlich scheinen, als die erste, da ich die Stelle eines Corporals mit einem öffentlichen Lehramte verwechselt. Werden sie nicht urtheilen, daß ich der Minerva untreu geworden, da ich angefangen, mich dem Mercur zu ergeben?

Quis locus ingenio, nisi quis se carmine solo vexet?

Gewiß, ich habe es selbst geglaubt, daß ich die Studien nunmehr verlassen würde, weil ich wußte, daß nur sehr wenige Menschen vermögend sind, diese beyden so ungleichen Beschäftigungen miteinander zu vereinigen. Und da ich auch wirklich wahrnahm, daß ich durch meine neuen Amtsverrichtungen von meinem gewöhnlichen Studiren abgehalten ward, so suchte ich indessen andre aufzumuntern, einige kleine und wohlausgearbeitete Schrifften herauszugeben, und versprach demjenigen, der den Preiß erhal-

Anfang des Apr. 1737. starb, den 20. Apr. desselben Jahrs in diesem Amte; siehe der dänischen Bibliothec erstes Stücke, S. 449. Das Rectorat der kopenhagenschen hohen Schule hat Herr Hollberg 1735. geführet, und es sind in dieser Zeit verschiedene academische Schrifften unter seinem Namen ans Licht getreten; welche aber nach der Gewohnheit dieser hohen Schule nicht von dem Rector, sondern von dem Secretär der Academie, welches allemal der jüngste Professor in der philosophischen Facultät ist, im Namen des Rectoris magnifict ausgefertiget werden.

halten würde, eine kleine Belohnung. Hiedurch hofte ich von denen ein gelinderes Urtheil zu erhalten, welche mich gleich bey dem Antritte meines neuen Amts als einen Ueberläuffer ansahen. Diese aber verfuhren ohnstreitig zu scharf mit mir. Konnte ich denn nach einer vierzigjährigen fast beständigen Arbeit nicht ohne Schande meine Erlassung fordern? so, wie man diejenigen, welche so viele Jahre Dienste geleistet haben, mit Recht, und ohne sie des Müßiggangs zu beschuldigen, zu erlassen pflegt. Wenigstens entschuldigte ich mich hiedurch, wenn man mir wegen meines neuen Amts Vorwürfe machte. Ich legte hierauf alle andre Arbeiten an die Seite, und las in einigen Monaten nichts, als Rechnungsbücher. Aber die natürliche Neigung läßt sich nicht gut dämpfen. Meine alte Lust zum studiren wachte wieder auf, und ob ich sie gleich eine Zeitlang unterdrückt hatte, so konnte ich sie doch nicht völlig auslöschen. Es glimmten noch einige Funken in der Asche, welche das Feuer von neuem erregten. Und, daß ich alles kurz zusammenfasse, ich widmete mich meinen vorigen Bemühungen wieder. Ich erfuhr selbst, was der Poet von andern sagt:

\- - tenet insatiabile multos
Scribendi cacoëthes, & aegre in corde
senescit.

Denn diejenigen, welche sich einmal den Studien recht ergeben haben, können die Lust zu studi-

studiren eben so wenig dämpfen, als diejenigen ihre Begierde zu Trinken zwingen können, welche seit langer Zeit sich dazu gewöhnt haben. Ich theile demnach meine Stunden, und widme einen Theil derselben dem Mercur, und den andern der Minerva; jenen ehre ich wegen meines Amts; diese aber liebe ich aus Neigung. Und da meine Schrifften Beyfall finden, und zugleich, wie einige urtheilen, nicht ohne Nutzen sind, so hoffe ich, daß mir sowol Mercur als Minerva sollen gewogen werden, da ich mich bemühe, den Nutzen und die Ehre von beyden zu befördern. Und gewiß, ich bin dem Studiren niemals eifriger ergeben, als im Brach- und Christmonat, da ich zwar durch allerhand oeconomische Dinge, durch Wechsel, Rechnungen, Briefe und Gerichtshändel vom Studiren abgehalten, aber auch zugleich von neuen dazu aufgemuntert werde. Denn wie das Wasser, wenn es eine Zeitlang durch Dämme aufgehalten worden, nach aufgezogenen Schleusen einen desto stärkern Lauf hat, so wird man auch durch solche ungleiche und miteinander streitende Verrichtungen zwar vom Studiren abgehalten, aber auch zugleich wieder dazu angereitzt. Ich kann solches durch die Bücher und Schrifften bezeugen, die ich in der Zeit, da ich Quästor gewesen, herausgegeben habe.

In meinem vorigen Briefe versprach ich, eine Kirchenhistorie in dänischer Sprache herauszugeben. Diese Arbeit, welche ich, wegen

der bereits obenangeführten Ursachen, eine Zeitlang ruhen lassen, nahm ich wieder zur Hand, und wie ich mit derselben zu Stande gekommen war, so gab ich dieses Buch unter folgenden Titel heraus: Allgemeine Kirchenhistorie vom Anfang des Christenthums, bis auf die Reformation Lutheri, mit einigen Anmerkungen über die in der Historie benannten Cyclos und Jahrrechnungen. *

Alle

* Dieses schöne Werk besteht aus II. Theilen, und beyde sind 1738. in 4. ans Licht getreten. Der erste Theil ist 2 Alph. 19. Bogen, und der andre 3. Alph. stark. Herr Hollberg schreibt in der Vorrede: „Ich habe mich beflissen, eine zusammenhängende Historie zu liefern, woran auch Ungelehrte einen Geschmack finden können. Die Gelehrten „treffen hier auch au, was sie suchen. Denn das „ganze Werk ist mit Untersuchungen und Bedenken über strittige Materien angefüllt. Doch führe „ich solche nur an, ohne sie zu entscheiden, welches „sowol den historischen Regeln gemäß, als auch „für einen Schrifftsteller am sichersten ist. Denn „seine Kräffte daran zu setzen, daß man für das „Publicum arbeite und den Ketzertitel zum Lohn „davon trage, solches will ich andern gerne überlassen. Daher ist in diesem Werke nichts dogmatisch, sondern alles historisch vorgetragen, und „mit Zeugnissen glaubwürdiger Schrifftsteller bestätiget.„ Die Kirchenhistorie nach der Reformation hat Herr Hollberg deßfalls nicht zugleich mit abhandeln wollen, weil dieselbe, seiner Meynung nach, nicht wohl unter einer allgemeinen Historie kann begriffen werden; indem viele independente Kirchen sind, von denen eine jede ihre Gesetze hat,

dar-

Alle Exemplare wurden in einem Jahre verkauft, und es erschien gleich darauf eine neue Auflage auf Kosten des Buchhändlers, Jacob Preussens. Sie werden sich gewiß über den grossen Abgang dieses Werks wundern, da doch in demselben nur eine längstbekannte, und so oft bereits abgehandelte Materie vorgetragen wird. Die Welt ist längst mit Universalhistorien überhäuft, und die Leser werden schon durch den blossen Titel abgeschreckt. Aber dieses Buch hat verschiedene Vorzüge, wodurch es einen besondern Werth erhält. Die Redlichkeit und Unpartheylichkeit, welche man überhaupt von einem jeden Geschichtschreiber fordert, habe ich auch in diesem Werke, so viel mir möglich gewesen, aufs sorgfältigste beobachtet. Die Fehler der Kirchenväter werden nicht verschwiegen, bisweilen werden die Ketzer, wenn sie es verdienen, gelobt; ja selbst den römischen Päpsten wird der Ruhm, der ihnen gebühret, nicht entzogen. Ferner habe ich die weltliche Historie allenthalben mit zu Hülfe genommen, so weit dieselbe zur Erläuterung der Kirchengeschichte dienen kann. Es wird eine Begeben-

 heit

darauf sie sich in ihrer äusserlichen Verfassung gründet, daher sie besser unter Particularhistorien, nach besondern Reichen, kann ausgeführt werden. Einen vollständigen Auszug von dem ersten Theile dieses Werks trifft man in dem dritten Stücke der dänischen Bibliothec auf der 237. u. f. Seite an. Siehe auch die Hamb. Ber. von Gel. Sachen auf das Jahr 1739. S. 439.

heit aus der andern hergeleitet, und eine Geschichte bahnt der andern den Weg. Ueberall werden die Ursachen entdeckt, woher die Ketzereyen, die Empörungen und die Verfolgungen entstanden. Hiedurch unterscheidet sich dieses Werk von einigen magern Kronicken, welche alles ohne Ordnung und Zusammenhang erzehlen, und anstatt gründlicher und angenehmer Geschichte, trockne und leere Verzeichnisse von Kirchenlehren und Ketzern enthalten. Endlich habe ich mir angelegen seyn lassen, den Ursprung aller Stifftungen und Ordnungen in der Kirche aufzusuchen. Am Ende eines jeden Jahrhunderts wird der Zustand der Kirche, in Absicht auf Lehre und Leben, aufrichtig beschrieben. Diese Eigenschaften, welche man nebst einigen andern Vorzügen bey meinem Werke wahrnimmt, habe dasselbe, ob es gleich nur eine bekannte Materie abhandelt, dennoch beliebt und gleichsam neu gemacht. Ich urtheile aber nicht selbst, sondern ich führe nur an, was andre geurtheilet haben. Und der Abgang, den dieses Werk gefunden, zeiget zur Gnüge, daß diejenigen ihre Mühe nicht vergebens anwenden würden, welche sich entschliessen wollten, diese Kirchenhistorie in fremde Sprachen zu übersetzen. Ein Geschichtschreiber kann dennoch angenehm und nützlich seyn, wenn er gleich eine bereits sehr oftvorgetragene Materie von neuem abhandelt. Es kommt alles auf die Art der Ausführung an, und man weis, mit welchem

Beyfalle die historischen Werke des Pufendorfs, Posvets und anderer gelehrten Männer aufgenommen worden. Ich habe allezeit den Mittelweg zwischen Gottfried Arnold und einigen gar zu eifrigen Lutheranern gehalten. Aber diese Aufführung hat nicht allenthalben Beyfall gefunden. Ein solches Schicksal haben die Schrifftsteller zu erwarten, die keiner Parthey blindlings trauen, sondern allein der historischen Wahrheit folgen.

Wie ich diese Arbeit zu Stande gebracht hatte, und wegen meiner beständig anhaltenden Schwachheit nicht unbillig besorgte, daß ich nicht vermögend seyn würde, mehrere Schrifften auszuarbeiten, so machte ich den Anfang durch verschiedene Belohnungen, die Kräfte der studirenden Jugend zu prüfen. Ich suchte deßwegen einige moralische Materie aus, und versprach demjenigen, der dieselben in einem dänischen Gedichte am besten ausführen, und also den Preis erhalten würde, eine gewisse Belohnung. * Bey den meisten fand dieses

* Die erste Einladung ward im Weinmonath 1737. bekannt gemacht. Doch verschwieg der Herr Baron seinen Namen. Die Materie, welche zum erstenmal aufgegeben ward, war in den Worten des Horaz enthalten: Qui fit Moecenas, vt nemo, quam sibi sortem &c. Die Ausführung aber mußte nicht weitläuftiger seyn, als ein Bogen, damit man desto besser urtheilen konnte, wer den Preis, der in 20. thlr. bestand, gewonnen habe. Dieses

Vorhaben einen sehr grossen Beyfall, ob es gleich auch an solchen Leuten nicht fehlte, welche, weil es etwas ungewöhnliches war, diese Erfindung für thöricht hielten. Es war aber doch diese Aufmunterung nicht ohne die gehoffte Wirkung. Denn es traten mit der Zeit fünf Sammlungen von Preisschrifften ans Licht, welche nun in jedermanns Händen sind. Andre Freunde der Wissenschaften wurden durch mein Beyspiel angetrieben, und machten unter eben denselben Bedingungen andre Materien bekannt, worauf sie gleichfalls gewisse Preise setzten. Durch diese Belohnungen wurden viele neue und bisher unbekannte Dichter, welche ihre eigne Stärke nicht gekannt hatten, auf-

ist nachher eine Zeitlang fortgesetzt worden. Siehe das zweyte Stück der dänischen Biblioth. S. 561; wie auch die zu Kopenhagen in dänischer Sprache ans Licht tretenden neuen Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1739. S. 1 u. f. In den Jahren 1738. 1739. und 1740. sind fünf Proben der geistlichen Dichtkunst in 8. herausgekommen, welche in einigen geistlichen Gesängen bestehen, die auf geschehene Einladung, und um den aufgesetzten Preis von 20 thlr. zu erhalten, auf das Weinacht- Ostern- und Pfingstfest über die Worte des Erlösers Matth. V, 3. und auf die heilige Taufe, ausgearbeitet worden. In dem Vorbericht aber, welcher der fünften Sammlung vorgesetzt ist, heißt es: Weil es scheint, daß die Lust, in der geistlichen Dichtkunst etwas mit rechten Fleisse auszuarbeiten, bey den meisten recht merklich abgenommen, so hält man es vorerst für unnöthig, jemanden weiter dadurch Mühe zu verursachen.

aufgemuntert, daß sie sich bemüheten, den Preis zu erhalten. Nunmehr aber wird diese Uebung nicht weiter fortgesetzt. So groß auch die Hitze im Anfange war, so sehr ließ dieselbe mit der Zeit nach. Wenn also diese Uebungen wieder sollten erneuert werden, so müßte man nicht nur auf eine neue Erfindung, sondern auch auf neue Bedingungen bedacht seyn, damit nicht nur junge Leute, sondern auch Männer von Alter und Stande sich darum bemühen möchten.

Ich war aber doch, da ich andre zum schreiben aufmunterte, selbst nicht müßig, sondern schrieb eine Vergleichung der Geschichte und Thaten verschiedener, insonderheit orientalischer und indianischer grosser Helden und berühmter Männer, nach dem Beyspiel des Plutarchs.* Ich habe in diesem Werke folgende Ordnungen erwählt: Zuerst wird eine Abhandlung von einigen Tugenden und Lastern vorangesetzt, wozu die eignen Thaten der Helden Gelegenheit geben. Hierauf folgen die Geschichte der Helden und berühmten Männer selbst; und den Schluß macht die, nach dem Beyspiel des Plutarchs, angestellte Vergleichung. Ich habe meistentheils asiatische und

* Dieses Werk ist in II. Theilen in 8. 1740. zuerst gedruckt, und 1742. wieder aufgelegt worden. In der Vorrede vertheidiget sich Herr Hollberg gegen einige Einwürfe, die man ihm wegen dieser Schrift machen könnte.

indianische Helden erwählt, deren Thaten insgemein unbekannt sind. Ich will dieses Werk nicht weitläuftig beschreiben, da es bereits ins deutsche * übersetzt, und also auch auswärts nicht unbekannt ist. Ob ich den Schriftsteller einigermassen erreicht, welchen ich mir in dieser Schrifft zum Muster vorgesetzt, solches überlasse ich andern zu entscheiden. Wenn man die Scharfsinnigkeit, den Reichthum der Materie, die Anmuth der griechischen Sprache, die freye Schreibart, und andre schöne Eigenschaften bedenkt, welche die Schrifften des Plutarchs so schätzbar machen, so würde man mich für sehr thöricht halten, wenn ich mich mit einem so grossen Mann vergleichen wollte. Die Freyheit, welche die alten Schriftsteller hatten, daß sie schreiben konnten, was sie wollten, giebt ihnen auch noch einen grossen Vorzug vor den neuern Scribenten, welche entweder ihres Nutzens halber, oder auch aus Heucheley schlechte Schrifften abfassen, und durch Schmeicheleyen das Urtheil des Lesers so sehr verderben, daß man die Historien, welche nach der alten und aufrichtigen Art abgefaßt sind, für Satyren und Schandschrifften hält. Es ist dieses Buch in Deutschland, nach dem Zeugniß der daselbst herauskommenden gelehrten Berichte, ** sehr wohl

* Die deutsche Uebersetzung ist noch nach der ersten dänischen Ausgabe von J. F. S. vorgenommen, und 1741. in 8. herausgegeben worden.

** In den Nouis actis Eruditorum Lipſ. 1743. Menſ. Octobr.

wohl aufgenommen worden, und es gereicht mir gewiß zu einem besondern Vergnügen, daß meine Arbeit bey unpartheyischen und in dieser Sache erfahrnen Richtern Beyfall gefunden.

Wie ich noch mit dieser Schrifft beschäftiget war, so gab ich eine Beschreibung von meiner Vaterstadt, Bergen in Norwegen, heraus. Die merkwürdigen Zufälle, welche diese Stadt erfahren, und die vielen Partheyen, wodurch dieselbe ehedem zerrüttet und ein Schauplatz bürgerlicher Kriege geworden, geben nicht nur einen reichen Stof zur Beschreibung dieser Stadt, sondern machen auch das Werkgen selbst den Lesern angenehm und nützlich. *

Aus diesen letztern Arbeiten erhellet zur Gnüge, daß ich die Dichtkunst und andre scherzhafte Schriften gänzlich fahren lassen, und mich blos

Octobr. p. 622. wird dieses Werk angeführt und sehr gerühmt. Zuletzt heißt es: Ea, quae perlegimus, nobis visa sunt hinc inde Plutarchum superare, saepius aequare, rarius proxime ad eum accedere. Docuit Cel. Auctor suo exemplo, aquilonaria ingenia haud semper frigere quin potius Gallis, huc illud saltantibus, leuissimisque esse tardiores Danos, eoque ipso iudicii praestantioris ac ingenii ad soliditatem magis subacti.

* Es hat zwar Herr Jonas Ramus in seiner Beschreibung von Norwegen Seit. 131. vieles von Bergen beygebracht; doch ist die Nachricht, welche Herr Hollberg von dieser Stadt ertheilet, und die 1740. in 8. herauskam, weit vollständiger und nützlicher.

blos mit solchen Dingen beschäftiget, welche einem Manne von meinem Alter anständig sind, weil ich selbst überzeugt war, daß dieses meinen Jahren und der ernsthaften Zeit, worinn wir leben, am meisten gemäß sey. Aus dieser Ursache unterdrückte ich auch beständig das bekannte Werk, die unterirrdische Reise,* welches nunmehr in verschiedenen Sprachen gelesen wird.

* Herr Hollberg hat dieses Werk in lateinischer Sprache abgefaßt unter dem Titel: Nicolai Klimii, iter subterraneum, nouam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae, adhuc nobis incognitae exhibens e Bibliotheca B. Abelini, 1741. in 8. 1 Alph. mit Kupf. Im Jahr 1745. erfolgte die andere und vermehrte Auflage. Man findet die neuen Zusätze Blat 81. Zeil 4. bis zu Ende des S. ingleichen Bl. 137. Z. 22. Bl. 141. Z. 11. bis 18. und Bl. 257. Z. 1, 18. Ausser diesen hat man auch eine geharnischte und gleichfalls satyrische Vorrede Pet. und Andr. Klims, zweier Söhne Th. Klims, und Enkel des grossen Nicolaus Klims, davor gesetzt, worinn die Wahrheit dieser Begebenheit durch sechs Zeugen und deren Brief und Siegel und durch die Aussage eines norwegischen Finnen, Peyuis bestätiget wird, der auf hohen Befehl sich in einen Adler verwandelt, sich in die Unterwelt begeben, und nach Verlauf eines Monats die Nachricht zurück gebracht haben soll, daß der Sohn des grossen Klims seinem Vater in der Regierung gefolgt sey, und itzt die quamitische Monarchie unter dem Namen Nicolaus des Andern beherrsche. Der Schluß lautet also: Ite iam, mortales incredduli, et aut vos ipsos aut iudicia vestra in posterum suspendite! Siehe die altonaischen gelehrten Zeitungen, auf das Jahr 1745. Stück XVII. S. 142.

wird. Ich hatte solches bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, und ob ich gleich von meinen Freunden unaufhörlich aufgemuntert ward, dasselbe herauszugeben, so blieb ich doch unbeweglich bey meinem einmal gefaßten Vorsatze, und ließ mich durch keine Vorstellungen überwinden. Endlich aber erfuhr ein Buchhändler, daß ich eine Schrifft ausgearbeitet hätte, wovon sich der Verleger einen grossen Nutzen versprechen könnte. Es erbot sich also derselbe, nicht nur diese Schrifft zu kauffen, sondern er ließ auch nicht ehe nach, mich durch Bitten zu ermüden, bis er dieselbe endlich von mir erhielt. Ich überließ ihm aber doch dieses Werk nicht anders, als mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er dasselbe, ehe es gedruckt würde, der Censur übergeben, und meinen Namen dabey verschweigen sollte. Es ist zwar in diesem Werke nichts anders, als eine Sammlung moralischer Wahrheiten enthalten, welche, wie es die Natur einer solchen Schrifft mit sich bringt, in einen unschuldigen Scherz eingekleidet worden. Ich wollte mir aber doch nicht gerne, da ich einmal angefangen hatte, mich mit ernsthaften und wichtigen Dingen zu beschäftigen, von neuem allerhand widrige Urtheile von solchen Personen zuziehen, welche alles, was aufgeweckt und scherzhaft ist, für sündlich, und der christlichen Ehrbarkeit unanständig, ansehen. Ich besorgte, daß man sich bey einer so ernsthaften Zeit darüber wundern möchte, wie ich noch itzt an sol-

chen

chen Kleinigkeiten ein Vergnügen finden können; ja man dürfte wol gar denken, ich sey bey zunehmenden Jahren wieder zu einem Kinde geworden. Ueberdem befürchtete ich, daß man von dieser Arbeit, wie von andern moralischen Fabeln, ein verkehrtes und widriges Urtheil fällen möchte; welches zwar einem jeden zum Mißvergnügen gereicht, keinem aber beschwerlicher ist, als einem Manne, der bereits ein ziemliches Alter erreicht hat, und sich beständig mit allerhand Krankheiten plagen muß. Es traf alles vollkommen ein, was ich vermuthet hatte. Das erste und einzige Exemplar, welches aus Deutschland hergebracht ward, setzte die ganze Stadt in Bewegung. Allenthalben hörte man verschiedene Reden und Auslegungen, insonderheit von solchen Leuten, welche das Buch nicht gelesen hatten. Es wurden so viele Zusätze und Erklärungen hinzugefügt, und die ganze Einrichtung ward so verkehrt vorgetragen, daß ich endlich selbst glaubte, es sey ein neues Werk, welches von einem andern ausgearbeitet worden. Diese Bewegung dauerte so lange, bis das Buch unpartheyischen und vernünftigen Richtern in die Hände gerieth. Denn da legte sich der Sturm, und die meisten faßten bessere Gedanken. Ich sage, mit Bedacht, die meisten. Denn man findet solche Leute, welche auch in dem deutlichsten Vortrag Heimlichkeiten suchen, und sich nach den Schlüssel zu demselben forschen. Man kann solche

Leute,

Leute am besten mit den schädlichen Insecten in der gelehrten Welt vergleichen. Sie machen sich unnöthige Sorgen, und dichten den Schrifft-stellern Dinge an, welche ihnen nie in den Sinn gekommen sind. Damit ich aber doch diese tiefsinnigen Leute einigermassen befriedigen möge, so will ich ihnen hier den Schlüssel zu dem ganzen Werke aufrichtig mittheilen.

Man trifft in meinem Vaterlande verschiedene Personen beyderley Geschlechts an, welche offenbar von ihrer Gemeinschaft mit den Zauberern und unterirdischen Einwohnern reden, und darauf schwören, daß sie in tiefe Höhlen von unterirdischen Leuten abgeholt und hineingezogen worden. Die Thorheit dieser Menschen hat zu der gegenwärtigen Erdichtung Gelegenheit gegeben, und wird durch das Beyspiel des Helden in dieser Fabel des Nicolaus Klims, lächerlich gemacht. Die Abbildungen, welche hin und wieder in dem Werke angetroffen werden, sind so verschieden und mancherley, und erstrecken sich auf den ganzen Umfang der Sittenlehre, daß also zu einer jeden Seite ein Schlüssel erfordert wird. Ich gestehe, daß diese Schrifft in gewisser Absicht eine Satyre kann genannt werden, und zwar wegen der scharffen und bittern Schreibart, womit die Laster abgemahlt werden. Da aber das menschliche Geschlecht überhaupt angegriffen wird, so ist es eine Satyre, die einem Philosophen nicht unanständig ist. Und vielleicht

scheint

scheint einigen die Schreibart noch gar zu eingeschränkt, furchtsam und kraftlos; weil es die Eigenschaft solcher Schrifften nothwendig mit sich bringt, daß sie scharf eingerichtet seyn, und sowol angreifen als vergnügen müssen. Hierbey aber erfordert die Klugheit, daß die Verfasser solcher Schrifften sich sehr wohl hüten, daß sie nicht die Grenzen überschreiten, und jemand besonders angreiffen. Sie müssen vielmehr ihre Pfeile auf das ganze menschliche Geschlecht überhaupt losdrücken. Wenn sie dieses beobachten, so schreiben sie keine Stachelschriften, sondern sie unterweisen die Menschen, sie verwunden nicht, sondern sie heilen. Je allgemeiner eine Satyre ist, destoweniger verdienet sie diesen Namen. Es ist viel leichter zu entschuldigen, wenn man das ganze menschliche Geschlecht angreift, als wenn man eine Nation allein tadelt. Man handelt billiger, wenn man die Laster eines ganzen Volks, als eines einzelnen Geschlechts bestreitet. Und endlich ist die Satyre weit erträglicher, die ein ganzes Geschlecht lächerlich macht, als welche die Fehler und Gebrechen einer Person insonderheit aufdeckt und vorstellt. Diese unterirdische Reise kann mit Recht ein philosophischer Scherz genannt werden, welcher jederzeit erlaubt gewesen, insonderheit, da die Abbildungen so eingerichtet sind, daß sie auf ein jedes Volk gezogen werden können. Es ist also kein Schlüssel nöthig, wo die Pforte offen stehet, und man braucht keine Erklärung,

klärung, wenn die Sache an sich selbst helle und deutlich ist. Ich will aber doch allen denjenigen zum Besten, welche stets einen Schlüssel suchen, das ganze Rätzel auflösen, und zeigen, was in diesem Gedichte vergnügt, angreift und unterweiset.

Die ganze Geschichte ist von keiner Erheblichkeit, und dienet blos dazu, die moralischen Lehren und Betrachtungen desto angenehmer vorzutragen. Der Innhalt dieser Fabeln ist, wie ich bereits erwehnt habe, von dem Aberglauben einiger Leute in meinem Vaterlande entlehnt, welche von ihrem Umgange, den sie mit unterirdischen Personen haben, sehr viel zu erzehlen pflegen. Es wird vorgegeben, daß der Held dieser Fabeln, Nicolaus Klim, in die Unterwelt gerathen sey. Welche Erfindung, weil sie neu ist, destomehr gefällt. Die seltsamen Schicksale dieses Mannes bewegen und vergnügen den Leser durch ihre beständige Veränderungen. Es werden Thiere von einer wunderbaren Gestalt aufgeführt, worauf noch niemand gefallen ist. Es kommen redende Bäume und musikalische Instrumente vor, die Vernunft haben. Der Ausgang dieser Geschichte setzt den Leser in Bewegung, da der Stiffter der fünften Monarchie in einer halben Stunde in einen armen Studenten verwandelt wird. Deßfalls lesen auch viele dieses Buch blos in der Absicht, die Zeit dadurch zu verkürzen. Es bestehet also die ganze Geschichte in einer

blossen Erdichtung; aber deßwegen darf man dieselbe doch nicht als ein blosses Geschwätz ansehen. Denn diejenigen, welche nicht gerne ernsthafte Vermahnungen hören, werden durch dergleichen Erfindungen aufgemuntert, ein solches Buch zu lesen. Trimalchio hatte unmittelbar bey seinem Grabmahl eine Uhr gesetzt, damit alle diejenigen, welche nach der Uhr sehen wollten, zugleich seinen Namen lesen müßten. Und denen zu Gefallen, welche gern etwas munteres lesen mögen, hat man den Ernst mit Scherz vermengt. Wenn ein Fischer sich nicht solcher Dinge bedient, wodurch die Fische gelockt werden, auf den Angel zu beissen, so wird seine Fischerey nur sehr schlecht von statten gehen: Und aus eben dieser Ursache haben auch die größten Weltweisen öfters lustige und reitzende Fabeln ersonnen, damit sie ihre Zuhörer auf eine angenehme Art unterweisen könnten. Ich habe mir Mühe gegeben, in Absicht auf die Moral, welche das Augenmerk des ganzen Buchs ist, solche Charactere vorzustellen, welche bisher noch nicht hinlänglich aufgeführt worden. Wie oft werden wir nicht durch den Schein der Tugenden und Laster betrogen; wie oft hält man nicht den Schatten für das Wesen selbst. Der Character derjenigen Personen ist vor allen andern merkwürdig: Die durch ihr Feuer alles ausrichten wollen, welche zwar eine Sache gleich einsehn, aber dennoch dieselbe nicht gründlich fassen. Solche Leute pflegt man insgemein

mit

mit den größten Lobsprüchen zu belegen. Aber in der Landschafft Potu, werden sie als Müßiggänger angesehen, weil sie durch ihre beständige Arbeiten nichts ausrichten. Hingegen pflegt man diejenigen nachläßig und einfältig zu nennen, welche sich nicht übereilen, sondern alles vorher wohl überlegen, und daher auch nicht mehr auf sich nehmen, als sie leisten können. Von beyden geben die Einwohner in Potu und Martinia ein Beyspiel. An dem einen Orte hielt man den Klim für ein unnützes Geschöpf, weil er so schnell eine Sache begreiffen und fassen konnte; und an dem andern Orte tadelte man an ihm, daß er so viele Zeit dazu brauchte. So sind die übrigen Charactere auch eingerichtet. Alles was Klim, welcher eine jede Sache nach der gemeinen Vorstellung beurtheilet, in den Ländern, wohin er geräth, siehet und antrifft, das ist ungereimt, und was er, dem ersten Ansehen nach, tadelt und verwirfft, das bewundert und erhebt er, wenn er alles reiflicher überlegt hat. Das ganze Werk zielt also beynahe allein dahin, den Menschen ihre allgemeinen und irrigen Meynungen zu benehmen, und die Dinge, welche nur den Schein der Tugenden und Laster haben, von den rechten Tugenden und Lastern zu unterscheiden. Die meisten Moralisten predigen mit solchen Eifer gegen den Geitz, gegen die Wohllust und Verschwendung, daß sie ganz müde werden. Aber sie wärmen das alte nur wieder auf, und sagen

nichts mehr, als was andre bereits davon gesagt haben, und was allen Leuten länastens bekannt ist. Hiedurch werden zwar die Ohren betäubt, aber das Herz wird nicht gebessert. Diejenigen aber richten weit mehr aus, welche die falschen Meynungen aus dem Wege räumen, und die wahren Begriffe mit aller Schärfe den Herzen einprägen; welche allgemeine, und fast durchgehends angenommene Irrthümer angreiffen, und den geschminkten Tugenden die Maske abziehen. Solte jemand glauben, daß ich dieses alles blos zu dem Ende angeführt, mich selbst zu rühmen, der muß wissen, daß ich nicht von mir, sondern von den Zwecke rede, den ich bey der Abfassung dieses Werks vor Augen gehabt habe. Ich behaupte, daß es der Pflicht eines Philosophen gemässer sey, die Menschen zu unterrichten, als gegen die Fehler zu eifern, welche die Lasterhaften selbst erkennen und einsehen. Dahin zielen die in diesem Gedichte gegebenen Lehren. Wie weit ich aber meinen Zweck erreicht, solches mögen andre beurtheilen. Dieses will ich nur noch zu meiner Vertheidigung hinzuthun: Wenn etwa jemand meine Schrifft mit andern prächtigen und schönen moralischen Fabeln vergleichen, und in Absicht auf dieselben meine Arbeit matt und unvollkommen nennen wollte, der wird zugleich bedenken, daß das Schicksal und die Umstände der Scribenten nicht allenthalben gleich sind. In Deutschland, Frankreich, und insonderheit

in England, wo man alles frey sagen darf, was man denkt, und wo dem Geiste kein Zügel angelegt wird, ist es viel leichter, seine Stärke zu zeigen, als in unserm Norden, wo wir mit scharfen Censuren geplagt werden, wodurch Munterkeit und Feuer bey einem Scribenten gedämpft wird. Wenn deßfalls auch in hiesigen Ländern solche Dichter und Philosophen gefunden werden, die den Engländern nichts nachgeben, so erreichen sie doch die Vollkommenheit derselben nicht. Wer auf einen unbekannten und mit Dornen besetzten Wege nach dem Ziel läuft, gelangt weit später dahin, als der auf einem ebnen und gebahnten Wege dahin eilet. Aber die Schuld ist nicht den Füssen, sondern dem Wege zuzuschreiben. Wenn ein Lehrer seinem Schüler beständig drohet, so macht er denselben verzagt. Man muß ohne Furcht und Sorgen seyn, wenn man zeigen soll, was man ausrichten kann. Wie Horatz anfieng, Satyren zu schreiben, so hatte er bereits sein gutes Auskommen.

- - Satur est, cum dicit Horatius, eheu!

Die größte Plage, welche unsre Dichter empfinden, bestehet darinn, daß sie ihren Geist und ihr Feuer unterdrücken, damit ihnen die scharfen und mißtrauischen Censores keinen Verdruß erregen. Ich habe aus eben dieser Ursache, welches ich gewiß versichern kann, manchen artigen Einfall weggelassen, damit man nicht denken sollte, ich hätte auf gewisse

Personen gezielet. Und dennoch ist es mir unmöglich gewesen, dieser Beschuldigung zu entgehen. Ich habe bereits, bey der Ausgabe meiner vorigen scherzhaften Schrifften, das Naturell meiner Landsleute kennen lernen, und aus eben derselben Ursache hatte ich mir auch fest vorgenommen, diese Schrifft nicht ans Licht kommen zu lassen. Und gewiß, kein Ruhm, keine Aufmunterung soll mich ferner bewegen, jemals wieder diesen Weg zu betreten, oder mich nochmals auf dieses Meer zu wagen. Diese Arbeit will ich solchen Leuten überlassen, welche stärker, als ich, sind. Ich will aber vielmehr durch einen anständigen Müßiggang, und durch eine edle Nachläßigkeit alle Fehler wieder ersetzen und aussöhnen, die ich durch meinen Fleiß begangen habe. Insonderheit bin ich sehr sorgfältig gewesen, daß ich der Geistlichkeit keine Gelegenheit geben möchte, gegen mich die Waffen zu ergreiffen, da ich aus der Erfahrung weis:

- - Animis quantae cœlestibus irae.

Und gewiß, niemand hört mit grösserm Wiederwillen, daß man seine Laster angreift, als derjenige, der selbst öffentlich dagegen eifert; und niemand verfolgt heftiger, als derjenige, der allezeit gegen die Verfolgung prediget. Einige, welche mir nicht gewogen waren, fiengen gleich an, sich gegen mich zu rüsten. Sie liefen allenthalben in der Stadt herum, und streueten allerhand thörichte und unbillige Dinge aus, welche in meiner Schrifft sollten enthalten seyn. Wie

sie

sie aber merkten, daß sie nur bey wenigen Glauben funden, und daß man mit leichter Mühe eben so viele Satyren aus ihren Predigten ziehen könnte, wenn man unbillige Erklärungen darüber machen wollte, so wurden sie endlich müde, herumzulaufen; und weil sie sich für diesen Erinnerungen fürchteten, so schwiegen sie stille. Man meynt, daß dieselben die unbillige Censur geschmiedet haben, welche zu Göttingen herauskam. Ich kann dieses aber doch nicht gewiß behaupten, weil ich es nicht der Mühe wehrt achtete, mich nach dem Urheber derselben zu erkundigen. Einige trieben mich an, diese ungegründeten Beschuldigungen zu widerlegen: Aber ich halte dafür, daß man mit solchen Leuten sich in keinen Streit einlassen, noch ihre Fehler nachahmen muß, weil man ihnen sonst ähnlich wird. Ich freue mich vielmehr, daß ich dieses unbillige Urtheil mit Verachtung angesehen habe. Und gewiß, es scheint gegenwärtig mit der gelehrten Welt sehr schlecht bestellt zu seyn: Da solche Leute nicht nur Bücher schreiben, sondern auch dieselben beurtheilen. Die Urtheile, welche andre Völker von meiner Arbeit gefället haben, bezeugen zur Gnüge, mit welchem Beyfalle man diese Schrifft aufgenommen, und das Glück, welches dieses Buch erfahren, da man es gleich in fünf Sprachen übersetzt,* giebt deutlich gnug

* Herr Hollberg nennt nur fünf Sprachen, da ihm vielleicht nicht bekannt gewesen, daß diese Schrifft auch ins Englische und Holländische übersetzt worden.

zu erkennen, daß es auch auswärts mit eben demselben Vergnügen, wie in meinem Vaterlande, gelesen worden. Die Urtheile, welche man in einigen andern gelehrten Tagebüchern von dieser Arbeit antrifft, sind mir gleichfalls nicht unangenehm gewesen. Man giebt mir das Lob, daß die Erfindung sehr sinnreich und artig sey; nur meynen einige, ich hätte die Wahrscheinlichkeit nicht beobachtet. Und da endlich diese Richter den Ausspruch thun: Man müsse dem Verfasser diese Fehler verzeihen; so ist es billig, daß ich ihnen dieses Urtheil wieder verzeihe und zu gute halte. Dies aber werden mir diese gelehrten Männer erlauben, hinzuzusetzen, daß diese Fehler, welche sie tadeln, von andern für eben so viele Zierrathen angesehen werden. Der Endzweck dieser Erfindung zielet dahin, gewisse Schrifftstellen lächerlich zu machen, welche in der Beschreibung weitentlegner Lande uns so viele Fabeln für Wahrheiten verkauffen. Daß ich diese Absicht gehabt habe, solches erhellet aus den beyden Vorreden, welche diesem Werke vorgesetzt sind. Und wenn wir uns eine neue Welt vorstellen, so muß uns weiter nichts unglaublich vorkommen. Sollte auch wol einer, der wie Cicero sagt, auf der Insul Seripho gebohren worden, und niemals weiter gekommen, sich überreden lassen, daß Löwen und Pantherthiere vorhanden wären, da er auf seiner Insel keine andre Thiere, als Hasen und Füchse gesehen; und würde er nicht glauben, daß man über ihn spottete,

tete, wenn man anfangen wollte, mit ihm von Elephanten zu reden. Wenn jemand in den Saturn, Jupiter, den Mond oder einen andern Planeten hingerückt würde, und daselbst unsre Erde beschriebe: Würden diejenigen, welche in den Planeten die Bücher beurtheilen, nicht eben dasselbe Urtheil fällen, daß der Verfasser die Wahrscheinlichkeit nicht beobachtet, und daß er ungereimte Dinge ersonnen, welche mit der Natur und Erfahrung stritten? Würden sie nicht bey Erblickung einer menschlichen Gestalt erstaunen und ausrufen?

En! qualis facies, et quali digna tabella.

Einige gestehen, daß diese Schrifft mit sehr vielem Witz geschrieben, und mit vielen gründlichen Gedanken und Lebensregeln angefüllt sey. Sie glauben aber daß diese Schrifft vollkommen seyn würde, wenn ich einige scherzhafte Stellen, die einem Manne von meinem Alter und einem Philosophen nicht anständig wären, weggelassen hätte. Jedoch, diese Gedanken werden nur bey solchen Platz finden, welche nicht wissen, daß auch die Gelehrtesten, frömmsten und ernsthaftesten Männer solche scherzhafte Schrifften abgefaßt haben. Diejenigen aber, welchen bekannt ist, was für grosse Männer ich zu meinen Vorgängern erwählt, werden mir leicht verzeihen, wenn ich mit denen irre, deren Scherz und Munterkeit nachzuahmen, einem jeden Schrifftsteller nothwendig Ehre bringen muß. Vielleicht urtheilt man auch gelinder, wenn man erwegt,

daß man auf eine doppelte Art scherzen könne. Einige finden an einem unanständigen, unverschämten, schändlichen und unzüchtigen Scherz einen Geschmack. Andern aber gefällt nur ein muntrer, unerwarteter, kluger und angenehmer Scherz. Mit dieser letztern Gattung des Scherzes sind die Bücher der socratischen Weltweisen angefüllt. Viele haben sich eines solchen artigen Scherzes mit Vortheil bedienet; und hieher gehört die Sammlung des Cato, worinn lauter kluge und witzige Einfälle vorkommen. Cicero hat gewiß nicht ohne Grund geurtheilet, daß man auch aus dem Scherz ein edles Gemüth erkennen könne.

Indessen urtheilen diese Richter noch ziemlich gelinde, und da man überhaupt vom Geschmack nicht viel zanken kann, so lasse ich einem jeden gerne seine Einsicht. Ich gestehe auch, daß die Erinnerungen derjenigen eine Aufmerksamkeit verdienen, welche wissen, daß man nicht durch Dornen gehen könne, ohne sich zu verletzen, und daher diese Schreibart einem alten und schwachen Manne wiederrathen haben. Aber so ist es mit der Neigung der Menschen beschaffen: Man unterwirft sich mit Freuden dem größten Verdrüsse, damit man einen unsterblichen Namen erhalte; man eilt der größten Gefahr mit dem innigsten Vergnügen entgegen, damit die spätesten Nachkommen unsre Standhaftigkeit rühmen mögen. Gewiß, ein Gemüth, welches nach Ehre und Ruhm ringet, wird durch nichts

so

so sehr, als durch die Betrachtung angefeuert, daß man sowol durch wichtige als geringere Bemühungen nicht allein noch im Leben berühmt werden, sondern auch noch nach dem Tode leben könne. Ich habe es dennoch öfters recht reiflich bey mir überlegt, ob es rathsam sey, sich wieder auf das Meer zu wagen, woselbst ich dem Schiffbruche öfters so nahe gewesen. Weil aber meine Freunde, denen meine Schrifft gefiel, mir die Versicherung gaben, daß keine Gefahr zu besorgen sey, und keine Bewegung daher entstehen könne, so ließ ich mich endlich überreden. Ich besorgte, daß die Erfindung, und der hin und wieder eingemischte Scherz die meisten wider mich in den Harnisch bringen würde. Einige sagen die Wahrheit mit Bitterkeit, andre mit Lachen; beyde haben einerley Absicht, ob sie sich gleich verschiedener Wege bedienen, dieselben zu erreichen. Was man aber bey den ersten Eifer nennet, das wird bey den andern Muthwillen genannt. Denn da diese die Laster durch Erdichtungen und Scherz angreifen, so gerathen die Leser, welche kein gutes Gewissen haben, gleich auf den Argwohn, daß man sie dadurch lächerlich machen wolle.

Denen verzeihe ich am liebsten, welche mich mit meinen eignen Waffen zu bestreiten, und also zu urtheilen pflegen. Der Verfasser tadelt es bey einer jeden Gelegenheit, wenn man sich über andre aufhält, und dennoch urtheilet er selbst über andre Leute. Er streitet gegen

die

die Fehler, welche er selbst begeht. Er muß entweder aufhören zu schreiben, oder er muß seine eigne Fehler verbessern. Er muß entweder nicht weiter über die bittern Urtheile spotten, welche von andern gefället werden; oder er muß selbst sein Richteramt niederlegen, damit es nicht scheine, als wenn man ihm allein das Recht eingeräumt hätte, sich über andre aufzuhalten. Diesen Vorwurf aber kann ich nicht besser von mir ablehnen, als wenn ich diesen Richtern zu Gemüthe führe, daß nichts edler sey, als wenn man seine Fehler nicht verhehlet, sondern solche frey bekennet. Dadurch giebt man zu erkennen, daß man den Anfang gemacht habe, auf die Besserung seines Lebens zu gedenken. Und diese Aufführung ist einem jeden Philosophen rühmlich. Hiermit stimmt auch das Urtheil überein, welches die Verfasser der gelehrten Zeitungen, bey der Gelegenheit, da sie meine Schriften angeführt, von mir gefället haben. In den hamburgischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1732. heißt es von mir: Die Laster, Mißbräuche und üble Gewohnheiten läßt er so wenig an sich selbst, als an andern ungestraft. Und an einem andern Orte sagen die Verfasser: Wenn er seinen eignen Character entwirft, so macht er sich kein Bedenken, sich selbst bisweilen durchzunehmen. Wer also seine eignen Fehler aufrichtig bekennt, und nicht einmal seinen Namen verschweigt, der kann die Fehler des menschlichen Geschlechts

frey und ohne Bedenken tadeln. Der andre Einwurf wird durch die Absicht hinlänglich widerlegt, welche ich in diesen Briefen deutlich genug zu erkennen gegeben. Ich habe niemals in meinen Schrifften die Absicht gehabt, jemand lächerlich zu machen; sondern ich habe mich lediglich bemühet, einige Proben in den sogenannten schönen Wissenschafften zu geben, damit mein Vaterland auch solche Schrifften aufweisen, und dadurch den Vorwurfe derjenigen von sich ablehnen können, die uns den Mangel solcher Schrifften vorrücken. Aus dieser Ursache habe ich in solchen Abhandlungen, welche, ihrer Natur und Absicht nach, eine scharfe Schreibart erfordern, solche auch gebraucht, und die Fehler ohne Scheu scharf und bitter angegriffen. Man könnte daher eher fragen, warum der Verfasser Comödien, Satyren und moralische Fabeln geschrieben, als, aus welcher Ursache er sich einer beissenden Schreibart bedienet habe? Verwirft man dieses, so tadelt man zugleich die witzigsten Völker, die berühmtesten Weltweisen, den Plato und Socrates selbst. Wenn man aber durch diese Beyspiele zurückgehalten wird, diese Schreibart zu verwerfen, so ist man gezwungen einzuräumen, daß Scherz und Schärfe in solchen Schrifften nothwendig erfordert werden. Ein Lustspiel ohne Scherz, eine Satyre ohne Stacheln ist einem Wagen ohne Räder ähnlich. Deßwegen muß man entweder eines gänzlich verwerfen,

sen, oder auch dieses zugeben. Dennoch aber müssen sich auch die Verfasser selbst wohl hüten, daß sie nicht unter dem angenommenen Schutz der Sittenlehre rasen, und sich dadurch an ihren Feinden zu rächen suchen. Von diesem Fehler sprachen mich alle diejenigen frey, welche meine scherzhaften Schrifften mit unpartheyischen Augen ansehen. Ich habe mich auch selbst bemühet, durch unaufhörliche Erinnerungen die Schrifftsteller davon abzurathen, daß sie nicht über eine Person besonders spotten sollten. Ich habe mich oft selbst in meinen Vorreden deßfalls getadelt, daß ich in der Antwort auf einige Beschuldigungen etwas hitzig gewesen; ob man gleich glaubt, daß es nach dem Kriegsrecht zugelassen, und als eine erlaubte Nothwehr anzusehen sey. Und sollte es darauf ankommen, solche Schrifften zu schreiben, wodurch jemand besonders beleidiget würde, so würde ich gewiß unter meinen Landsleuten der allerletzte seyn, welcher sich dazu durch Belohnungen oder Aufmunterungen würde anreitzen lassen. Denn dieses ist nicht nur einem Philosophen, sondern auch einem jeden redlichen Menschen höchstunanständig. Wie sehr wollte ich mich freuen, wenn dieses mein einziger Fehler wäre, und wenn meine Feinde mir sonst nichts vorzuwerfen wüßten, als daß ich unter erdichteten Namen über die Fehler des menschlichen Geschlechts gespottet, oder daß ich unter lustigen Fabeln nützliche Lebensregeln gegeben. Aber ich habe

andre Fehler an mir, welche ich bisweilen mit einer fast gar zu grossen Aufrichtigkeit selbst bekannt habe.

Jedoch, ich will von dieser unterirdischen Reise nicht weitläuftiger handeln, welches meine letzte Schrifft von dieser Art seyn soll. Dieses kleine Werk ward gleich darauf in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Daß man es aber so späte erstlich in der dänischen Sprache gelesen, dazu habe ich selbst Anlaß gegeben. Die meisten Dänen verstehen die deutsche Sprache, und ich hielt es nicht für rathsam, diese aus der Sittenlehre entlehnten Regeln und Vorschrifften dem verkehrten Urtheil des gemeinen Mannes zu unterwerfen, welcher nicht vermögend ist, dieselben einzusehen. Was andre mit Nutzen lesen und verstehen, das kann der gemeine Mann kaum durch die Brille sehen. Folgende Fabel drückt dieses sehr schön aus: Der Maulwurf hörte, daß die Menschen Brillen brauchten, und bat deßfalls seine Mutter, daß dieselbe ihm auch eine solche Brille kaufen möchte. Die Mutter aber gab ihm diese Antwort: Begehre solche Dinge nicht, die deiner Natur nicht gemäs sind. Denn die Brillen, welche den Menschen dienlich sind, leisten den Maulwürfen nicht den geringsten Nutzen.

Wie ich also dieses Werk zu Stande gebracht hatte, so nahm ich mir wieder etwas ernsthaftes vor. Ich hatte den Entschluß gefaßt, eine Geschichte zu schreiben; aber ich wußte nicht eigentlich, welchen Theil der Geschichte ich wählen sollte,

te. Nach einer reifen Ueberlegung beschloß ich endlich, die Geschichte des jüdischen Volks zu schreiben. Folgende Ursachen bewegten mich insonderheit, diesen Entschluß zu fassen. Unter so vielen berühmten Männern, welche die Schicksale und Sitten dieses Volks beschrieben haben, hat keiner eine zusammenhängende Geschichte von dem Ursprung dieses Volks bis auf unsere Zeiten geliefert. Josephus fängt von der Schöpfung der Welt an, und geht bis auf die Zerstörung des Tempels unter dem Titus. Unter den neuern Scribenten sind ausser Zweifel Prideaux und Basnage die vornehmsten. Der erste hat einen Theil der jüdischen Geschichte abgefaßt, nemlich von der babylonischen Gefängniß bis auf die Zeiten Christi. Der letzte fängt da wieder an, wo der erste aufgehöret. Aus dieser Ursache sind diese drey Scribenten demjenigen unentbehrlich, welcher die jüdische Geschichte vom Anfange bis zu Ende wissen will. Damit man aber alles, was die jüdische Nation betrifft, desto leichter fassen und einsehen möge, so habe ich alles, was bey den erwehnten Scribenten von den vornehmsten Schicksalen, Sitten und Gesetzen dieses Volks enthalten ist, in einem Buche zusammengetragen. Wie ich noch hiemit beschäftiget war, so kam ein Werk in französischer Sprache unter dem Titel heraus: Histoire du peuple de Dieu; welches aus zehn Theilen in 4. bestand. Ich urtheilte, daß meine Arbeit nunmehr überflüßig seyn würde. Aber diese Furcht verschwand,

sobald

so bald mir nur das Buch zu Gesichte kam. Es ist in demselben nur die Geschichte des alten Testaments enthalten. Doch verdient diese Arbeit nicht einmal den Namen einer Geschichte, wegen der vielen Zusätze und erdichteten Reden, womit diese Bände angefüllt, und zu einer so grossen Weitläuftigkeit gediehen sind. Die kleinsten Begebenheiten sind hier mit der größten Beredsamkeit vorgetragen: Und weil Adam, Noa und die übrigen Patriarchen in diesem Werke überaus gekünstelt sprechen, und sehr weitläuftige und nach den Regeln der Beredsamkeit ausgearbeitete Reden halten, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß sie sich zu unsern Zeiten zu Paris oder Versailles aufgehalten hätten. Ich übergehe hier die andern Fehler, welche in diesem Buche enthalten sind, und den Lesern einen Eckel erregen.

Ich setzte also meine Arbeit mit allem Fleisse fort, und entlehnte das meiste aus den bereits oben angeführten Scribenten. In dem Leben der Patriarchen habe ich sehr viel aus der prächtigen Historie genommen, welche von einer gewissen Gesellschaft in England herausgegeben wird. Da ich aber nur die ersten beyden Theile besaß, und der andre Theil nicht weiter gehet, als bis auf die Zeiten Sauls, so habe ich nachher keine andre Wegweiser gehabt, als die Bücher des alten Testaments und den Josephus, bis auf das Ende des israelitischen Reichs, wo Prideaux anfängt. Dennoch aber ist dieser Theil der Ge-

schichte deßfalls nicht trockner oder von geringerm Nutzen, als die übrigen.

Ausser den angeführten Scribenten habe ich mich der schönen und wohlausgearbeiteten Schrifften der berühmtesten und in den Alterthümern höchsterfahrnen Männer bedienet. Philo, Cunäus, Liahtfoot, Vitringa, Richard Simon, Spencer, Reland, Seldenus, Salomon Ben Virga, Ganz, Bartolaccius und andre berühmte christliche und jüdische Schrifftsteller sind meine Vorgänger und Gehülfen gewesen; dieses bezeugen die vielen Zeugnisse, die ich aus ihnen entlehnet und auf den Blättern angezeiget habe. Schutt ist ausführlicher als Basnage, und hat auch viele Fehler entdeckt, welche derselbe begangen. Er hat die jüdische Geschichte in dem letzten Jahrhundert in ein grosses Licht gesetzt. Wie ich endlich mit diesem Werke zu Stande gekommen war, so gab ich dasselbe in zween Bänden in Quart heraus. * Die grossen Kosten, welche zum Drucke desselben erfordert wurden, verursachten, daß ich sehr lange bey mir überlegte, ob ich nicht den itzt so bekannten und üblichen Weg der Pränumeration bey dem Verlag dieses sehr weitläuftigen Werks erwählen wollte? Ich ward aber durch den grossen Mißbrauch, welcher bey dem Vorschuß eingeschlichen, davon abgehalten. Es gewinnt

* Und zwar im Jahr 1742. unter diesem Titul: Jüdische Geschichte, vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten.

winnt mit der Pränumeration gegenwärtig fast eben dasselbe Ansehen, als wenn man Allmosen bittet, und deßwegen ließ ich das Werk auf meine eigene Kosten drucken. Diejenigen kann man mit Recht entschuldigen, welche sich dieses Mittels bey grossen Werken bedienen, die viele Kosten erfordern. Nun aber werden alle und jede eingeladen, auf Schrifften von wenigen Blättern zu pränumeriren, welches wirklich eben so viel heißt, als wenn die Scribenten sagten: Gebt mir doch ein Allmosen um GOttes willen. Da die Pränumerationes so weit getrieben werden, so befürchte ich, daß sich solches bis auf die Kaufleute und Tagelöhner, ja gar bis auf die unzüchtigsten Personen erstrecken wird, von denen man inskünftige nichts wird erhalten können, wo man ihnen nicht das Geld voraus bezahlet.

Alles dieses habe ich währender Zeit zu Stande gebracht, da ich das Rentmeisteramt verwaltet; und ob ich gleich durch allerhand Verhinderungen abgehalten worden, so sollte man doch hieraus vielmehr schliessen, daß ich mich dem Studiren ganz aufgeopfert hätte. Einige haben auch daher den Schluß gemacht, daß ich wegen meines grossen Triebes zu den Wissenschaften mein Amt nachläßig verwalten würde. Es ist aber, so viel mir bewußt ist, nicht das geringste von mir in diesem Stücke verabsäumet worden, indem ich immer beyde Pflichten auf das sorgfältigste beobachtet habe. Der Trieb zu den Wissenschaften

muß uns niemals so sehr hinreissen, daß man darüber sein Amt versäumen sollte, da man vielmehr aus den Wissenschaften selbst lernet, daß solches aufs genaueste erfüllet werden muß. Ich ehre die Minerva, so oft Mercur es mir erlaubet. Ich sehe es als eine Pflicht eines Philosophen an, daß man sein Studiren beyseite setze, wenn das Amt andre Verrichtungen erfordert. Die meisten Wissenschaften, denen ich bereits in meiner Jugend ergeben gewesen, gefallen mir auch noch im Alter, ausser, daß ich lieber alte, als neue Bücher lese, und lieber die Quellen selbst aufsuche, als aus den Strömen schöpfe, die man daraus hergeleitet. Es sind aber doch nicht viele Bücher nach meinem Geschmacke: Denn die mittelmäßigen Schrifften sind mir eben so sehr zuwider, als die abgeschmackten. Und gewiß, wenn ich gar keine gute Bücher haben könnte, so würde ich lieber solche Schrifften lesen, worinn nichts, als Mährlein und Fabeln befindlich sind, als diejenigen, welche mittelmäßig oder schlecht geschrieben worden. Wie ich deßfalls vor einigen Jahren gezwungen ward, in einem Wirthshause ausserhalb der Stadt eine Nacht zuzubringen, und selbst keine Bücher bey mir hatte; so durchsuchte ich des Wirths Bibliothek mit grossem Fleisse, und nach gehaltener Musterung wählte ich mir endlich die Historie vom Eulenspiegel, als ein geringeres Uebel unter so vielen schlechten und gemeinen Büchern. Da ich demnach nur an guten Büchern ein Vergnügen finde, so fehlet es mir bisweilen

an Büchern, und meine Lust zu studiren wird dadurch sehr unterbrochen, weil ich genöthiget bin, die guten Bücher so oft wieder durchzulesen. An einigen Büchern aber finde ich ein so grosses Vergnügen, daß ich niemals müde werden kann, dieselben von neuem durchzulesen. Das Buch des Grotius, von dem Rechte des Krieges und des Friedens, scheint mir allemal neu zu seyn, ob es gleich bereits unter die alten Bücher gehört. Dieser grosse Mann hat das Eis in der Sittenlehre gebrochen, unzählige andere sind ihm hierinn gefolgt, keiner aber hat seine Vollkommenheit erreicht. Ein jedes Wort ist eine Regel, eine jede Regel ist ein Orakel, und die Schreibart ist so schön und reitzend, daß man glaubt, einen der besten alten Schrifftsteller zu lesen. Gewiß, der Name dieses grossen Mannes und die von ihm vorgetragenen Lehren werden niemals, auch bey denen spätesten Nachkommen, der Vergessenheit übergeben werden.

Unter den lateinischen Scribenten halte ich den Petronius Arbiter für den größten Meister. Denn es scheint, daß er in allen Stücken vollkommen gewesen. Das Historische, was sich in des Petronius Schrifften findet, ist so deutlich, rein und reitzend abgefaßt, daß er in diesem Stücke auch dem Livius den Vorzug streitig machen kann. Die Gedichte, welche allenthalben angeführt werden, sind mit einem virgilianischen Geiste geschrieben. Die Satyren sind beissend und munter, und man bemerkt allenthalben einen

so reichen Witz, wodurch alle comische Scribenten übertroffen werden. Petronius ist auch der einzige, welcher die gemeinen Redensarten anführt, und die thörichte Schwatzhaftigkeit mit lebendigen Farben abmahlet. Man sollte denken, daß er seine ganze Lebenszeit unter dem gemeinsten und niederträchtigsten Pöbel zugebracht hätte, wenn er die Reden und das Geschwätze anführt, welche die Gäste des Trimalchio vorgebracht haben. Weil er aber zugleich unzüchtig schreibt, so muß man ihn der Jugend nicht in die Hände geben.

Noch niemals haben wir uns, mein Herr, wie Ihnen längst bekannt ist, wegen der lateinischen Dichter vereinigen können. Ihnen gefällt der Virgil am besten; ich aber halte den Ovidius für den größten. Sie folgen dem Urtheile andrer gelehrten Männer; ich aber folge in diesem Stücke meinem eignen Geschmack. Ich glaube, daß ich hierinn irre, aber ich habe diesen Fehler noch niemals überwinden können: Denn mich dünkt, daß man bisher noch keinen gefunden, den man diesen Dichter auch nur mit einigem Schein an die Seite setzen könnte. Er mag hoch oder niedrig, kurz oder weitläuftig, ernsthaft oder munter schreiben, so ist er jederzeit vollkommen. Seine Metamorphosis ist in prächtigen Ausdrücken abgefaßt, aber doch auch zugleich so fliessend, angenehm und leicht geschrieben, daß man dieselbe auch Anfängern in der lateinischen Sprache erkläret. Wenn man den Ovi-

dius

dius mit andern Dichtern vergleicht, so wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, wie gekünstelt alles bey den andern ist, und wie natürlich alles bey dem Ovidius fliesset. Auch wenn man seine Gedichte in eine ungebundene Schreibart zergliedert, so herrscht doch allenthalben der erhabene Geist des Ovidius; und dieser allein ist es, welcher seine Gedichte von einer ungebundenen Rede unterscheidet. Die Prosodie, die Geissel der Dichter, quält den Ovidius nicht. Seine Gedichte fliessen in einer so natürlichen Ordnung der Wörter, als wenn er an keine gewisse Art der Gedichte gebunden wäre, und er unterscheidet sich hiedurch von denjenigen, welche die Wörter so sehr verwerfen, und daß zuerst setzen, was billig zuletzt am Ende erstlich folgen sollte. Und diese natürliche Ordnung der Wörter beobachtet er nicht nur in seinen verliebten Schrifften, in seinen Klaggedichten und in seinen Briefen, sondern auch in den prächtigsten Beschreibungen, der Verwandlungen; ja auch in den feurigsten und lebhaftesten Stellen schweift er doch niemals aus. Die Prosodie, ein abgemessenes Sylbenmaas, und was sonst andre Poeten so sehr zu martern pflegt, hält meinen Dichter niemals auf. Daher kann man auch keinen andern Poeten aufweisen, der dem Ovidius an erhabenen Ausdrücken und zugleich an Deutlichkeit gleichgekommen. Wenn andre sich, auch nur in kleinen Gedichten, die größte Mühe geben, deutlich zu schreiben, so trift man

bey dem Ovidius die größte Deutlichkeit, ohne den geringsten Zwang, in ganzen Büchern an. Und daß ich alles kurz zusammenfasse: Ovidius gehört unter diejenigen Dichter, welche von der Natur allein gebildet werden, und man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß er von den Musen ernährt und erzogen worden. Ich will mich aber doch deßwegen mit denen in keinen Streit einlassen, welche den Virgil allen andern vorziehen. Dieses ist mir nur unerträglich, daß einige neue Kunstrichter so schlecht von dem Ovidius urtheilen, und ihn geringer schätzen, als den Horatz, Lucan und andre.

Man kann verschiedene Ursachen anführen, warum einige den Ovidius so kaltsinnig und mit so wenigem Vergnügen lesen: Ich habe solche bereits vor einigen Jahren in einer öffentlichen Rede berührt; aber dieselbe will ich hier nicht wiederholen. Dieses einzige will ich nur bemerken, daß die geringe Achtung, welche man gegen den Ovidius heget, auch daher entstehen kann, weil man die Schrifften desselben beständig in Händen hat, und gar zu oft lieset. Seine Verwandlungen werden von Dichtern, Mahlern, Kupferstechern, Gelehrten und Ungelehrten ohne Unterlaß gelesen, und auf mancherley Art angewandt. Dieselben haben eben das Schicksal, was die Thonkunst erfährt. Weil die sanften Thöne und die angenehme Uebereinstimmung derselben so oft gebraucht und unzähligemal angewandt worden, so sind die neuern

Thonkünstler derselben überdrüßig, und finden nun an rauschenden und lärmenden Thönen einen Gefallen. Im Anfange finden wir bisweilen an dieser oder jener Speise ein ganz besonderes Vergnügen; wenn man sich aber dieselbe täglich zubereiten läßt, so wird sie uns zuletzt so sehr zuwider, daß wir auch kaum den Anblick und den Geruch derselben ertragen können. Die meisten Verse des Ovidius scheinen, wegen der netten Erfindung und des darinn herrschenden Witzes, lauter Sinngedichte zu seyn, und dennoch sind sie zugleich auch deutlich, als wenn sie in ungebundener Rede abgefaßt wären.

Den Juvenal habe ich so fleißig gelesen, daß ich seine Satyren fast aus dem Gedächtnisse hersagen kann. Die Strafgedichte desselben gefallen mir besser als die Satyren des Horatz. Dieser übertrifft zwar den Juvenal an Munterkeit, er wird aber wieder von dem Juvenal an Gründlichkeit übertroffen. Horatz vergnügt und ergetzt. Juvenal aber ist bitter, und straft scharf. Jener beurtheilt nur das äusserliche und was in die Augen fällt. Dieser aber dringt tiefer ein. Er deckt auch die verborgnen Laster auf, und erweckt bey seinen Lesern ein tiefes Nachdenken. Juvenal ist auch in seinen Lehren und Vorstellungen reicher und fruchtbarer. Horatz greift nur gewisse Laster an, und bringt öfters einerley Betrachtungen wieder vor. Juvenal führt seinen Satz sehr wohl und gründlich aus, und weicht nicht von demselben ab; aber

das Gegentheil nimmt man bey dem Horatz wahr. In der ersten Satyre spottet Horatz über die Unbeständigkeit der Menschen, und gleich darauf sucht er den Geitz lächerlich zu machen. In der dritten Satyre tadelt er diejenigen, welche bey andern so leicht Fehler entdecken, bey sich selbst aber keine wahrnehmen können. Und gleich darauf kommt er auf die Stoiker, welche sagen, daß alle Sünden und Fehler gleich groß sind. Und so verfährt er auch in den übrigen Satyren. Doch bekenne ich auch, daß hin und wieder in den Schrifften des Horatz solche Stellen angetroffen werden, welche von einer sehr reifen und gründlichen Beurtheilungskraft zeugen. Aber er ist sich selbst nicht immer ähnlich; denn man mag auf die Materie oder auf die Schreibart sehen, so ist er unbeständiger, als der Tigellius, über den er spottet. Und da seine Verse überdem sehr gezwungen sind, so dünkt mich, daß er kein Poet von Natur sey, sondern daß ihn die Kunst nur zu einem Dichter gemacht habe. Er pflichtet auch überdem den Sätzen des Epikurs bey; daher leugnet er eine Vorsehung, und preiset die Tugenden blos ihres Nutzens wegen an. Die Moral des Juvenals ist weit besser. Er redet ehrerbietig und vernünftig von GOtt und dem Endzwecke der guten Handlungen, und trägt viele Gedanken vor, die selbst einem Christen nicht unanständig sind.

Ferner ziehe ich den Plautus dem Terentz vor. Ich ändre mein Urtheil nicht, und wenn ich auch

den Horatz und seine Anhänger dadurch erzürnen sollte. Terenz ist zwar ohne Fehler, von denen Plautus nicht frey geblieben. Mir aber gefällt ein schönes Gesicht, welches einige Flecken hat, weit besser, als ein gemeines Gesicht, welches ohne alle Flecken ist. Die sorgfältige und reine Schreibart macht den Terenz einzig und allein beliebt; im übrigen aber kann man ihn nicht mit dem Plautus vergleichen. Man mag die Erfindung oder die Ausführung, die Munterkeit und den witzigen Scherz ansehen, welcher die Seele eines Lustspiels ist, so wird Terenz von dem Plautus sehr weit übertroffen, und kann mit diesem in gar keine Vergleichung gesetzt werden. Einige Lustspiele des Plautus, als Amphitruo, Menechmi, Aulularia, Mostellaria, sind ins französische übersetzt worden. Man hält dieselben für die besten unter den neuen Schauspielen, und für eine rechte Zierde des Schauplatzes. Ich könnte weitläuftiger von diesen beyden comischen Scribenten handeln, und man würde mir auch ohne Zweifel zutrauen, daß ich ein gegründetes Urtheil davon fällen könnte, da ich selbst fünf und zwanzig Lustspiele geschrieben; aber die engen Grenzen, welche ich mir in diesem Briefe gesetzt habe, verstatten solches nicht. Dieses einzige will ich nur noch hinzufügen, daß man bey dem Plautus die Munterkeit antrifft, welche alle Lustspiele so angenehm macht, und die niemand nachher so glücklich wieder nachahmen können, als Moliere. Die

Comödien, die nach dem Moliere geschrieben worden, sind matt, und meistentheils unangenehm. Sie gefallen daher auch sonst niemanden, als den Franzosen, deren Geschmack gegenwärtig ganz verdorben ist. Die neuen Comödienschreiber lassen es allein dabey bewenden, daß sie einige magere Unterredungen vorstellen, welche sie in drey oder fünf Aufzüge abtheilen. Dies ist, nach ihrem Urtheile, die einzige Pflicht, welche ein comischer Scribent zu beobachten hat.

Diejenigen, von welchen meine Schrifften beurtheilet worden, haben bemerkt, daß ich in meinen Sinngedichten den Martial, * und in mei-

* Herr Hollberg hat seinen Epistolis ad Virum Perillustrem sechs Bücher Sinngedichte beygefügt, welche er in mere nugatoria, dentata und philosophica eintheilt. In den Hamburger Berichten von gelehrten Sachen auf das Jahr 1737. S. 456. wird geurtheilet, daß solche den Sinngedichten des Martials sehr nahe und oft gleichkommen. Von dem sechsten Buch seiner Sinngedichte schreibt Hr. Hollberg: Exhibet epigrammata in historiam sacram antiquam, ac opus proinde est sene dignum. Spero meliorem sortem habitura haec epigrammata, nam priora tot vitiis rypographicis scatent, vt vix intelligi queant. Diese Sinngedichte, insonderheit einige von denen, welche in den vier ersten Büchern enthalten sind, haben dem Herrn Hollberg zu den moralischen Gedanken Gelegenheit gegeben, welche in zween Bänden in 8. 1744. ans Licht getreten sind. Wir haben von diesen moralischen Gedanken zwo deutsche Uebersetzungen, unter denen aber die von dem Herrn Professor

meinen Briefen den jüngern Plinius * zu meinen Vorgängern erwählt. Ich leugne dieses auch nicht. Wenn man die unzüchtigen Stellen bey dem Martial wegthut, so ist seine Schrifft ein rechtes Muster, nach welchem die Sinngedichte müssen eingerichtet werden. Der Plinius gefällt mir so wohl, daß ich niemals müde werde, ihn zu lesen. Ja, ich würde ihn selbst dem Cicero in den Briefen vorziehen, wenn ich mich nicht für die eifrigen Anhänger des Cicero fürchtete. Ich ersuche sie aber zugleich, mein Herr, dieses nicht weiter auszubreiten. Denn ich weis, daß es eine grosse Ketzerey ist, einen jüngern lateinischen Scribenten einem ältern vorzuziehen. Vielleicht scheint ihnen selbst dieses Urtheil unbillig zu seyn; und ich gestehe gerne, daß ich oft von

der

fessor Reichard, in Braunschweig, ausgefertigte, und mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung die beste ist, da die andre sehr schlecht und undeutsch gerathen. Siehe von beyden Uebersetzungen die Leipz. Gel. Zeit. 1744. No. 33. S. 296. wie auch die Hamb. Ber. 1744. St. 52. S. 437.

* Man sehe die altonaischen gelehrten Zeitungen 1745. Stück XXVI. S. 217. Morhof hat in diesem Stücke andere Gedanken, und zieht die Briefe des Cicero den Plinianischen Briefen vor. Er schreibt in dem ersten Capitel seines Colleg. Epist. Post Ciceronem in lingua latina Plinii Iunioris epistolae omne ferunt punctum, quae adeo nonnullis placuerunt, vt vel ipsi Ciceroni anteponant, in quo tamen illos errare, certum est.

der gemeinen Bahn abweiche. Aber ich folge in diesem Stücke meiner Einsicht, welche mich oft wider den Strom treibt. Und da der Geschmack der Menschen so sehr unterschieden ist, so habe ich doch vielleicht noch einige auf meiner Seite. Die Schrifften des Seneca scheinen mir mit mehrem Fleisse ausgearbeitet zu seyn, als die Schrifften des Cicero. Es ist wahr, Cicero hat sich einer fliessenden Schreibart bedienet, und deßwegen wird er auch am meisten gerühmt. Einige aber halten etwas für eine natürliche Schönheit, was andre als eine Unachtsamkeit ansehen. Einigen gefällt nichts, was mit Fleiß und grossem Nachdenken abgefaßt worden; und daher sagen sie, daß man in den Schrifften der jüngern Scribenten die Beredsamkeit und die Zierlichkeit nicht wahrnehme, welche man bey den Scribenten des goldnen Alters, wie man zu reden pflegt, billig bewundert. So urtheilt Quintilian, welcher, wie Cicero den Demetrius Phaleräus, bey den Griechen deßfalls tadelt, auch bey den Lateinern den Seneca, und verborgner Weise auch den Plinius als solche angiebt, welche die Schönheit und Reinigkeit der lateinischen Sprache gekränkt hätten; recht, als ob dadurch die Schreibart verdorben, oder der Nachdruck einer Sprache entkräfftet würde, wenn man seine Feder schärft. Wir folgen oft, ohne alles Bedenken, dem Urtheile unsrer Vorfahren. Und wenn einer jähnet, so jähnen die andern auch. Stellen Sie sich vor,

mein

mein Herr, daß der jüngre Plinius und Seneca in dem goldnen Zeitalter, und daß Cicero in dem silbernen Alter gelebt; was gilts, sie werden ganz anders urtheilen. Ich hatte mir vor einiger Zeit vorgenommen, diesen Satz in einer besondern Schrifft auszuführen; ich bin aber durch andre Verrichtungen davon abgehalten worden.

Die meisten glauben, daß ich in der griechischen Sprache ganz unerfahren sey. Aber diese irren sich in ihrem Urtheile. Ich lese die griechischen Geschichtschreiber mit ziemlicher Fertigkeit, und habe auch wirklich zwölf griechische Scribenten, unter denen auch der Diodorus Siculus ist, ganz durchgelesen. Weil mir aber die Grammatik unbekannt ist, so scheint es, als ob ich auch nicht einmal die ersten Grundsätze gefaßt hätte. Von den griechischen Dichtern habe ich allein die beyden ersten Comödien des Aristophanes gelesen. Die Ilias des Homers aber bin ich oft durchgegangen. Weil ich wegen meiner schwachen Beurtheilungskraft von der Meynung andrer gelehrten Männer oft abweiche, so muß ich auch hier frey gestehen, daß ich an dem Homer nicht finde, was andre an ihm gefunden haben. Doch trete ich denen nicht bey, welche den Homer auf alle Art tadeln, und ihm gar keinen Platz unter den guten Scribenten einräumen wollen. Ich halte es aber auch nicht mit seinen blinden Verehrern. Die Schreibart und der Geist des Homers erweckt bey mir, wie bey andern Criticis, eine Bewunderung, und man kann

seine Arbeit als eine rechte Quelle der griechischen Sprache anpreisen. Aber ich kann den Schatz und die grossen Vortheile nicht finden, welche sich, nach dem Ausspruche der Verehrer des Homers, die Redner, die Staatsleute und die Kriegshelden zu Nutze machen können. Man wird es wol keinem General rathen, daß er mitten in der Schlacht sein Kriegsheer verlasse, und sich nach Hause begebe, um sein Hauswesen zu besorgen, wie Homer von dem Hector berichtet. Eben so wenig kann man den Rednern die Reden des Nestors zur Nachahmung anpreisen, welche mir öfters einen Schweiß ausgetrieben haben. Einige Freunde dieses alten griechischen Schrifftstellers legen ihm auch eine vollkommene Erkenntniß aller Künste und Wissenschaften bey, welche ich aber, wegen meiner schwachen Einsicht, niemals bey ihm wahrnehmen können. Ich urtheile aber nur blos nach meinem Begriffe, und lasse einem jeden sein Urtheil frey. Es würde unbillig und thöricht seyn, wenn man sich deßfalls mit andern in einen Streit einlassen wollte.

- - Hanc veniam petimusque damusque.

Unter den griechischen Scribenten schätze ich den Plutarch am höchsten; und werde niemals müde, ihn zu lesen. Denn in diesem einzigen Schriftsteller ist ein rechter Schatz der Weisheit der Alten anzutreffen.

Bücher, die in den neuern Zeiten geschrieben worden, lese ich selten öfterer, als einmal; doch

sind

sind einige Geschichtschreiber, als Humpredus Prideaux, Burnet, P. Daniel und Toiras Rapin hievon ausgenommen. Dieses sind aber auch die einzigen, die ich öfters durchlese. Die beyden letzten sind zu unsern Zeiten die merkwürdigsten. Deßwegen lese ich sie mit dem größten Fleisse, und beurtheile alles, was ich lese. Wenn man diese beyden vortreflichen Geschichtschreiber miteinander vergleicht, so räumen die meisten dem Rapin den Vorzug ein. Ich kann aber diesem Ausspruche nicht beyfallen, weil ich zweifelhaft bin, wer von ihnen beyden den Vorzug verdiene. Denn nach meinem Urtheile fällt diese Entscheidung überaus schwer:

Inter vtrumque volat dubiis victoria pennis.

Dieser scheint zwar die Wahrheit mehr auf seiner Seite zu haben; jener aber scheint mehr mit wichtigen Schrifften und Documenten versehen zu seyn. So weit die Acta Publica des Rymers gehen, von denen die englische Geschichte ein so grosses Licht erhält, und wodurch so viele andere Geschichtschreiber verbessert und ergänzt werden, so lange ist Rapin der vornehmste, weil er die meisten Dinge aus den Quellen selbst herleitet. Sobald aber diese Acta aufhören, so ergreift er, wie einer, der Schiffbruch gelitten hat, alles, was ihm zuerst in die Hände kömmt. Ja, er folgt bisweilen den schlechtesten Geschichtschreibern, welche er öfters blos nennet, ohne dabey anzuzeigen, in welchen Sammlungen sie anzutreffen sind, oder auf welcher Seite das angeführte Zeug-

niß zu finden ist; sondern es heißt schlechthin: Camden, Backer, Du Chesne ꝛc. Ueberdem fehlt sehr viel, sowol in dem Leben der Königin Elisabeth, als auch in der Regierung des Königs Jacob des Ersten, welches alles man aus andern Geschichtschreibern ersetzen muß. Der größte Theil der Geschichte Carls des Ersten ist aus den Sammlungen des Rushwords genommen, und erhält eine grosse Menge von königlichen Verordnungen, Patenten und offenen Briefen, welche zwar sehr nützlich sind, aber von den besten Geschichtschreibern zuletzt in einem Werke pflegen angeführt zu werden. Der P. Daniel scheint keine Mühe gespart zu haben, aus allen Winkeln des Königreichs Nachrichten zu seinem Werke aufzutreiben, und sich damit zu versehen, ehe er seine Arbeit angefangen. Allenthalben führt er gleichzeitige Scribenten, und die Tagebücher und Nachrichten solcher Männer an, welche alles, was von ihnen verrichtet worden, selbst aufgezeichnet haben. Rapin hat sich allein den Theil der Geschichte angelegen seyn lassen, welcher die Gesetze und den politischen Staat in sich begreift. Denn die Kriegshändel hat er ganz weggelassen, oder, wenn er bisweilen davon redet, sehr kurz berührt. P. Daniel aber ist in solchen Dingen, die den Krieg betreffen, am allerweitläuftigsten; er führt auch die kleinsten Begebenheiten, ja die geringsten Scharmützel an. Daher scheint es, daß der erste gar zu wenig, der andre aber gar zu viel von dergleichen Dingen

gemacht habe. Man sollte fast auf die Gedanken gerathen, daß der erste ein Mönch, und der andre ein Soldat gewesen; da doch Rapin in Kriegsdiensten stand, P. Daniel aber ein Jesuit war. Man kann sie auch daher beyde mit gleichem Rechte tadeln; und zwar den ersten, weil er die Kriegshändel übergeht, von denen er am besten hätte urtheilen können; und den andern, weil er am weitläuftigsten in solchen Dingen ist, die er nicht verstehet. Stellt man sich aber vor, daß der erste ein Mönch, und der andre ein Kriegsmann gewesen, so kann man sie beyde weit leichter entschuldigen. Ich will aber hiedurch dem billigen Ruhme nichts abbrechen, den Rapin wegen seiner grossen Beurtheilungskraft, und wegen seiner Liebe zur Wahrheit erhalten hat. Dieses will ich nur behaupten, daß P. Daniel sich bey seiner Historie weit mehr Mühe gegeben, und mit einem weit grösserm Vorrath von öffentlichen und wichtigen Schrifften versehen gewesen, als er sein Werk angefangen. Es ist gewiß, wenn er anstatt der französischen Geschichte die englische Historie geschrieben hätte, welche die fruchtbarste von allen ist, und bey keinem Geschichtschreiber trocken werden kann, er würde einen weit grössern Ruhm erworben, und einen noch grössern Beyfall erhalten haben. Denn die Materie selbst gereicht einem Verfasser öfters zum Vortheil. Diejenigen, welche die Schrifften beurtheilen, irren oft, wenn sie nicht auf die Materie acht geben, welche ein Geschichtschreiber ausführt,

führt, ob es eine solche Materie sey, welche wegen ihres Reichthums bey keinen Schriftsteller matt und trocken werden kann. Man muß auch Zeit und Umstände erwegen, worinn sich ein Geschichtschreiber befunden. In den meisten Ländern ist die Freyheit der Geschichtschreiber gar zu sehr eingeschränkt. In England aber hat ein Geschichtschreiber völlige Freyheit, und die Furcht, wodurch so viele abgehalten werden, verursacht ihm keine Hinderniß.

Wie weit meine Kräffte in der Moral gehen, solches kann man aus den von mir herausgegebenen moralischen Schrifften abnehmen. Einige Wissenschaften machen uns zu Menschen, andre zu wohlgesitteten Menschen, und zeigen uns den Weg zu einem ruhigen, stillen und glückseligen Leben. Keine Wissenschaft verdienet, nach dem Ausspruche des Cicero, diesen Namen, als diejenige, durch welche wir die Glückseligkeit erwerben können. Man nennt zwar diejenigen recht gelehrt, welche ihre ganze Lebenszeit damit zubringen, daß sie Poeten lesen, und sich in der Meßkunst, Rechenkunst und Sternkunde üben. Aber diejenigen verdienen diesen Namen mit weit grösserm Rechte, welche alle Bemühungen einzig und allein darauf anwenden, glückselig zu werden. Durch die Moral lernen wir, wie wir unsre Handlungen in unserm ganzen Leben klug und vernünftig einrichten müssen. Wir lernen dadurch die Tugend kennen und hochachten, und die Laster werden uns durch ihre Lehren

zum Abscheu. Durch dieselbe wird das gemeine Wesen erhalten. Die Moral vereiniget hin und wieder zerstreuete Menschen in eine Gesellschaft, und macht, daß dieselben erstlich beyeinander wohnen, und nachher in Eheverbündnisse treten. Durch sie sind die Gesetze erfunden, und sie zeigt uns, wie wir uns aufführen, und was wir vornehmen sollen. Deßfalls habe ich mich auch derselben ganz gewidmet: Doch erweitere ich meine Erkenntniß nicht so sehr dadurch, daß ich lese, was andre davon geschrieben haben, als vielmehr dadurch, daß ich selbst nachdenke. Ich rede also mehr mit mir selbst, als mit andern in ihren Schrifften. Und es ist auch nicht nothwendig, daß man stets bey allen Fällen nachschlage, was andre davon geurtheilet haben. Die moralischen Schrifften der alten Philosophen sind mir sehr wohl bekannt. Cicero, Seneca und Plutarch sind meine besten Freunde, und ich lese ihre Schrifften öfters. Aber unter den neuen Moralisten sind mir nur sehr wenige bekannt. Was ich nützlich und nothwendig zu erinnern finde, das trage ich lieber in muntern Unterredungen und Lustspielen, als in scharfen und bittern Schrifften vor. Ich spotte nicht über die Sitten der gegenwärtigen Zeiten, ich bestreite die Laster nicht durch weitläuftige Ermahnungen; sondern ich suche blos die gemeinen Irrthümer zu entdecken und vor Augen zu legen. Das erste erfordert die Pflicht eines Redners und Predigers; das andre aber kommt einem Weltwei-

sen zu. Wenn ich die Irrenden überzeugen will, so bediene ich mich der Lehrart des Socrates. Ich greife die Festung nicht mit offenbarer Gewalt an, sondern ich suche sie zu untergraben. Ich suche sie durch Erdichtungen, durch Fabeln und Gleichnisse dahin zu bringen, daß sie die Wahrheit erkennen. Ich hatte einen Freund, dessen Ungedult und Unzufriedenheit ich durch keine Gründe besänftigen konnte; den ich aber durch eine Fabel aus meiner unterirrdischen Reise völlig zufrieden stellte.

Dennoch hält man mich für keinen Philosophen, weil ich mich der philosophischen Sprache nicht bediene. Denn alles, was ich vortrage, suche ich so deutlich und verständlich zu machen, als es nur immer möglich ist. Je undeutlicher und dunkler aber zu diesen Zeiten jemand redet, desto grösser ist sein Ansehen, und desto eher hält man ihn für einen grossen Weltweisen. Man findet einige Leute, welche nichts lieber lesen, als was sie nicht verstehen. Man nehme die Decke weg, worinn die meisten Gelehrten unsrer Zeiten sich einhüllen. Man sondere die unverständlichen Worte und die ausgekünstelten Redensarten ab, so wird man befinden, daß vieles von dem, was man als das vornehmste und beste angesehen, trocken, gemein und elend ist. Wenn einige Schrifften, die nun so sehr bewundert werden, in einer ordentlichen und faßlichen Schreibart entworfen wären, so würde man sie lange nicht so hoch schätzen, als sie itzt von denen angesehen wer-

den,

den, welche sich durch blosse Worte betrügen lassen. Der hochtrabenden Schreibart, den ausgekünstelten und unverständlichen Redensarten und den philosophischen Kunstwörtern haben es die mittelmäßigen Schrifften einzig und allein zu danken, daß sie als Orakel angesehen werden.

Den Montagne liebe ich sehr wegen der Aufrichtigkeit, die in seinen Schrifften herrschet, und ich würde ihn noch höher schätzen, wenn er nicht so viel von sich selbst gehalten hätte. Seine paradoxen Sätze gefallen mir wohl. Wenn ich jemanden solche Meynungen beylege, so verstehe ich dieses dadurch, daß derselbe durch kräfftige, oder zum wenigsten wahrscheinliche Gründe die gemeinen Urtheile zu bestreiten und auszurotten sucht, welche gleichsam das Bürgerrecht bey den Menschen gewonnen haben. Wenn aber solche paradoxe Meynungen nicht wahrscheinlich sind, so hasse ich dieselben aufs äusserste. Aus dieser Ursache ist mir der Verfasser des Buchs von der Falschheit der menschlichen Tugenden, de la fausseté des vertûs humaines, sehr zuwider; denn er verwandelt alle Tugenden in Laster, und leitet die Demuth aus der Hoffart, und die Mäßigkeit aus der Eigenliebe her. Die menschliche Klugheit und Vorsichtigkeit verspottet er, weil die allerverwegensten Handlungen bisweilen den glücklichsten Ausgang gehabt haben. Aber alle Beyspiele, welche er anführet, beweisen doch nichts anders, als daß der Ausfall nicht allemal mit dem Anfange übereingestimmet. Es ist eben so un-

glücklich, wenn er seine andern paradoxen Meynungen beweisen will. Wer solche ungewöhnliche Sätze vorträgt, und auch so schlechte Gründe braucht, dieselben zu bestärken, der verdient mit Recht, daß man ihn einen verwegenen Neuling nenne, und er ist fast gar nicht von einen solchen Menschen unterschieden, der seinen Verstand verlohren hat.

Uebrigens bin ich ein Liebhaber solcher Meynungen und Sätze, wenn sie mit Verstand vorgetragen werden, wie Montagne, Charon und der Philosoph zu Rotterdam, Herr Peter Bayle gethan haben. Dieser letztere führt zwar viele Dinge an, welche ein Christ billig verabscheuet: Indessen ist auch sehr viel gutes in seinen Schrifften anzutreffen, und auch die falschen Sätze weis er mit einer so grossen Geschicklichkeit vorzutragen, daß man sie wenigstens für wahrscheinlich hält. Es ist bekannt, was für einen Streit die Meynung des Bayle vom Ursprung des Bösen unter den Gelehrten erregt hat; und wie solche von vielen, insonderheit von dem gelehrten Clericus angefochten worden, welcher seine ganze Gelehrsamkeit und alle Kräfte anwandte, diesen Satz des Bayle zu bestreiten und zu widerlegen. Es würde thöricht seyn, wenn jemand das Richteramt übernehmen, und über diese beyden grossen Männer urtheilen wollte. Wenn man diesen Streit von neuem rege zu machen und auszuführen willens wäre, so müßte man nothwendig dasjenige wiederholen, was Clericus davon

beygebracht hat, welches so vollständig ist, daß nichts hinzugesetzt werden kann. Denn es ward auf beyden Seiten so scharf gestritten, daß Clericus endlich genöthiget ward, sich mit der Lehre des Origenes zu vertheidigen:

Anchora namque suam iam tenet illa ratem.

Dieses einzige will ich nur anführen, daß es mir sehr thöricht zu seyn scheinet, wenn man von den menschlichen Schwachheiten und angebohrnen Fehlern Anlaß nimmt, die Güte GOttes zu bestreiten. GOtt hat verschiedene Dinge erschaffen. Ein Geschöpfe ist vollkommener, als das andere, und doch ist ein jedes in seiner Art vollkommen. Ein Mensch ist vollkommen, so weit er ein Mensch ist. Eine Fliege ist vollkommen, so weit sie eine Fliege ist. Will der Mensch sich mit den Engeln vergleichen, so muß er über seine Unvollkommenheit seufzen, und sein Schicksal beklagen. Vergleicht er sich mit gewissen Thieren, so muß er die kurze Dauer seines Lebens beweinen. Man erzehlt von dem Theophrastus, daß er auf seinem Todbette die Natur angeklagt, daß sie den Hirschen und gewissen Vögeln ein so langes Leben gönnte, hingegen die Tage der Menschen so sehr verkürzte, da doch dieselben verdienten, am längsten zu leben. Wenn ein Mensch aber die Würmer und Insecten ansieht, so kann er sich erheben, und sich als das vollkommenste Geschöpf ansehen. Die Fliegen haben insonderheit ein elendes Schicksal. Es scheint, daß sie im Sommer blos zu dem Ende gebohren wer-

den, daß sie von dem Menschen mögen getödtet werden, aber doch nachher für Kälte sterben. Nichts destoweniger, wenn sie sich mit gewissen Arten der Würmer, oder mit den kleinen Thiergen vergleichen könnten, welche, nach dem Bericht des Aristoteles, nur allein einen Tag leben, so würden sie sich einbilden, daß sie lange lebten; ja ihr Uebermuth dürfte so weit gehen, daß sie sich vorstellten, die Welt sey um ihrer Vorzüge willen erschaffen. Eben darinn bestehet die Schönheit, daß die Creaturen so sehr von einander unterschieden sind, und dadurch wird das Werk der Schöpfung nicht nur grösser, sondern diejenigen, welche darauf acht haben, werden dadurch in ein noch grösseres Erstaunen gesetzt. Wie es aber auch mit dem Schicksal der Menschen beschaffen seyn mag, welches Bayle so betrübt und elend vorstellt, so ist doch dieses gewiß, daß man fast niemals jemand antrifft, der gerne sterben wollte. Mir sind einige alte Personen bekannt, die zwar durch die hohen Jahre und mancherley Krankheiten ganz ausgemergelt worden, aber dennoch eine solche Furcht vor dem Tode haben, daß sie schon zittern, wenn sie nur den Tod nennen hören. Wenn ich dieses bey mir überlege, so muß ich mich wundern, daß die Lehre des Bayle von den beyden Principiis einen so grossen Streit erregen können. Aus dem ungleichen Schicksal der Creaturen läßt sich nichts beweisen, man müsse denn behaupten, daß die Fliegen, weil sie geringer sind als die Löwen, oder

das Bley, weil es geringer ist als Gold, aus dem bösen Principio den Ursprung erhalten. Hier läßt sich einigermasser die Antwort anwenden, welchen ein Prediger einem bucklichten Menschen ertheilt, der unter seinen Zuhörern befindlich war. Da der Prediger in seinem Vortrage erwehnt, daß alles, was GOtt erschaffen, sehr gut sey. So trat dieser bucklichte Mensch gleich zu ihm, wie er vom Predigtstuhl kam, und sagte zu ihm: Sehen sie, ich bin bucklicht, und nun müssen sie selbst bekennen, daß nicht alles, was GOtt erschaffen hat, gut sey. Der Prediger aber antwortete ihm überaus artig: Als ein bucklichter Mensch seyd ihr sehr wohl gebildet. Obgleich diese Antwort nur in einem Scherz bestand, so war sie doch nicht ungereimt. Denn wenn gleich alle Menschen bucklicht wären, so würde doch die Güte GOttes dadurch nicht leiden. Einige Thiere hat GOtt zum schwimmen erschaffen, weil er wollte, daß dieselben sich im Wasser aufhalten sollten. Einige sind zum fliegen erschaffen, weil GOtt wollte, daß sich dieselben der freyen Luft bedienen sollten. Einige Thiere sind erschaffen, daß sie kriechen, und andre, daß sie gehen sollen; und von diesen leben einige für sich selbst, einige aber in Gesellschaft mit andern. Einige sind zahm, andre aber wild und grausam. Ein jedes Thier ist in seiner Art vollkommen. Ich gestehe zwar, daß die Menschen hätten vollkommener erschaffen werden können: Ich gestehe auch, daß sie so hätten können erschaffen werden, daß sie nie-

niemals hätten sündigen können; ja, ich räume endlich auch ein, daß GOtt es durch seine unumschränkte Allmacht hätte verhüten können, daß seine Gebote niemals von den Menschen wären übertreten worden. Wenn sie aber auf eine solche Art hätten sollen erschaffen werden, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, zu sündigen, so wären sie entweder Engel, oder blosse Maschinen gewesen; und wenn GOtt sie durch seine unumschränkte Macht von Sünden abgehalten hätte, so hätte er auch nicht länger ein Gesetzgeber oder ein Richter seyn können. Denn es streitet miteinander, ein Gesetz geben, und zugleich durch eine ungebundene Macht verhüten, daß dasselbe nicht übertreten werde. Was die Strafen der Gottlosen betrifft, so darf man nur lediglich mit dem Clericus antworten: GOTT thut nichts, was entweder mit seiner Gerechtigkeit, oder auch mit seiner Güte streitet. Es stehet einem jeden Richter frey, ohne dadurch seiner Gerechtigkeit und Wahrheit zu nahe zu treten, die Drohungen einzuschränken, und die Strafen zu mildern. Mit den Belohnungen verhält es sich ganz anders: Denn was einmal versprochen worden, solches muß aufs genaueste erfüllet werden.

Es ist bekannt, mit welchem Eifer die gelehrtesten Männer wegen dieses Satzes gestritten haben, daß auch zuletzt die gehörigen Schranken von ihnen nicht mehr beobachtet worden. Man muß sich billig wundern, daß Männer, welche sonst sich so sehr zwingen können, und wegen ihrer

Mäßi-

Mäßigung einen so grossen Ruhm erlangt, die Regeln, welche sie andern gegeben, so gar vergessen, und sich einander mit Scheltworten angreiffen können. Aber diese gelehrten Männer waren, wie ehedem Cäsar und Pompejus gesinnet, von denen der erste keinen Obern leiden, der andre aber keinen ertragen konnte, der ihm an Macht und Stande gleich war. Bayle und Clericus sind fast die letzten, mit denen die gelehrte Welt, die nunmehr schon ein hohes Alter erreicht hat, recht prangen kann. Der erste war der Scharfsinnigste, der andre aber der Gelehrteste. Beyde haben sehr viele Bücher geschrieben. In den Schrifften des Clericus trifft man eine gründliche Gelehrsamkeit an, da er sowol in den Grundsprachen, als auch in andern Sprachen überaus wohl erfahren war. In den Schrifften des Bayle aber ist mehr Witz und Scharfsinnigkeit. Er schreibt so reitzend und blühend, daß man von ihm glauben sollte, er habe beständig am Hofe gelebt. Man findet nicht die geringste Spur von dem scholastischen Wesen, worinn er doch erzogen worden. Ich nenne diese Männer nicht ohne Ursache die beyden letzten Helden in der gelehrten Welt, welche nun alt und unkräfftig geworden. Die Natur ist zwar auch zu unsern Zeiten noch nicht so entkräfftet, daß sie nicht auch noch itzt eben so fähige Köpfe, als ehemals, erzeugen sollte. Wenn man aber die grossen Männer betrachtet, welche die vorigen Zeiten aufzuweisen haben, so kann man nicht leugnen, daß

der

der Flor der Wissenschaften ungemein vermindert worden:

- - Iam languent exhausto robore vires.

Ich habe die Ursachen, denen man diesen Verfall zuzuschreiben hat, bereits in meinem vorigen Brief angeführt, und deßfalls will ich dieselben hier nicht wiederholen. Dieses einzige will ich nur hinzusetzen, daß die heutigen Gelehrten, anstatt, daß sie in den vorigen Zeiten durch Belohnungen und Ehre aufgemuntert wurden, nunmehr das Schicksal des Poeten Eumolpus befürchten, und mit ihm seufzen müssen:

Nouimus plausum ingenii nostri.
Sint Mœcenates, et erunt quoque in orbe Marones,
Nasonemque Tibi vel tua rura dabunt.

Dieses ist ohnstreitig die vornehmste Ursache des Verfalls, den die Wissenschaften erlitten haben. Einige setzen noch andre Ursachen hinzu. Ich glaube, daß man hieher auch die scharfe Censur rechnen könnte, welcher itzt alle Schrifften müssen unterworfen werden. Denn dadurch wird nichts anders ausgerichtet, als daß lauter geringe, matte und elende Schrifften ans Licht kommen. Durch die Furcht und Unwissenheit, wie auch durch den verdorbenen Geschmack der Censorum werden öfters die besten Bücher unterdrückt, und die schönsten Stellen ausgelöscht. Aus dieser Ursache halten es auch viele Verfasser für rathsamer, ihre Arbeiten gleich in der Geburt zu ersticken, oder sie lieber dem Staube und der

Vergessenheit zu überliefern, als dieselben solchen Richtern zur Beschimpfung in die Hände zu geben. Sollte jemand an dieser Wirkung der Censuren zweifeln, so darf man nur die Bücher, welcher einer so scharfen Untersuchung unterworfen gewesen, mit andern vergleichen, die ohne Censur gedruckt worden, so wird man gleich den grossen Unterscheid bemerken. Das Imprimatur, welches man den Büchern vorzusetzen pflegt, und wodurch man dem Verfasser die Freyheit ertheilt, sein Werk drucken zu lassen, bedeutet so viel, als wenn der Censor sagte: Hier ist ein Buch, welches lauter gemeine und von andern bereits tausendmal vorgetragne Dinge enthält, daß man dieselben nicht ohne Eckel und Widerwillen lesen kann. Oder auch: Dieses Werk kann gedruckt werden, denn es sind nur solche Wahrheiten darinn enthalten, welche allen und jeden bereits längstens bekannt sind, und der Verfasser hat nur solche Meynungen vorgetragen, die in unsrer Republick seit undenklichen Jahren angenommen worden. Man wendet zwar ein, daß einige Schrifftsteller sich einer gar zu grossen Freyheit anmassen würden, wenn man solche nicht auf diese Art einschränkte. Aber aus zweyen Uebeln muß man doch allemal das kleinste erwählen, und das Gute, welches durch diese Behutsamkeit ausgerichtet wird, ist gar nicht gegen den Schaden zu rechnen, welcher dadurch entstehet. Unser Norden bringt vortrefliche Köpfe

hervor,

hervor: Aber sie werden niemals, nach meinem Urtheile, zur Reiffe kommen, wo man nicht diese Hinderniſſe völlig aus dem Wege räumet, und dieſe Ueberbleibſel des alten gothiſchen Weſens abſchaffet. Je geſitteter ein Volk iſt, deſto gröſſer iſt die Freyheit, welche man den Scribenten verſtattet. Die Wirkung davon kann man in Frankreich ſehen, woſelbſt zu den Zeiten Ludwig des Vierzehenden ſo viele groſſe Geſchichtſchreiber, Redner, Philoſophen und Dichter aufſtunden, deren Arbeiten unſre heutige Scribenten bewundern, aber vergebens nachzuahmen ſuchen. Wie aber die Freyheit zu ſchreiben durch ſcharfe Geſetze eingeſchränkt ward, und die Redner und Dichter, ja ſogar die Comödienſchreiber, ihre Schrifften und Arbeiten einer ſtrengen Cenſur unterwerffen mußten, ſo fiel alles auf einmal, und ſeit der Zeit hat man nicht gehört, daß etwas auſſerordentliches von ihnen geleiſtet worden. In Schweden fiengen die Gelehrten an, ſich zu erholen, wie der Krieg geendiget war, und der Friede wieder hergeſtellet ward. So viele Gaben aber auch jemand von Natur haben mag, und ſo vollkommen er ſolche auch durch den Fleiß immer zu machen ſucht, ſo wird er doch niemals etwas groſſes ausrichten können, ſo lange die alten Cenſuren währen, welche fähigen Köpfen recht einen Zaum anlegen. Die Regeln halte ich für ſehr nützlich und nothwendig, daß man nichts ſchreiben müſſe, wodurch die Religion und die guten Sitten

können

können beleidiget werden. Aber die gar zu behutsamen Censores dehnen dieselbe gar zu weit aus. Sie machen sich auch bey solchen Dingen ein Bedenken, wo gar kein Zweifel statt hat, und erheben ein Geschrey, wenn sie etwas lesen, das sie vorher noch nicht gewußt haben. Ich wünschte, daß die Censuren auf diese Art möchten eingerichtet seyn, daß die Censores genau acht gäben, daß keine gemeine, längst bekannte, oder aus andern Schrifften gestohlne Sachen und Bücher gedruckt würden, welche der gelehrten Welt zur Schande gereichen. Die Wirkung dieses Gesetzes würde sich dadurch hinlänglich äussern, daß wir, anstatt so vieler elenden und gemeinen Schrifften, womit itzo alles angefüllet ist, schöne und gründliche Bücher haben würden, von denen unsre Zeiten Ehre hätten.

Einige glauben, daß ich ein grosser Feind der Metaphysick sey, und sie muthmassen solches aus der Rede, die ich vor einigen Jahren zum Lobe der Metaphysick gehalten habe, welche mehr einer Leichenrede auf das Absterben derselben, als einer Lobrede ähnlich gewesen. Ich habe aber durch die Metaphysick die vielen Kunstwörter und die unendlichen Eintheilungen verstanden, welche man bey öffentlichen Disputationen blos zu dem Ende mißbraucht, daß man seinen Gegner dadurch berücken und fangen möge. Wenn man aber das Wort Metaphysick in einem andern Verstande nimmt, so halte ich dieselbe für eine Wissenschaft, die einem Philosophen anstän-

dig ist. Ich lese selbst öfters metaphysische Bücher, ob ich gleich gestehen muß, daß ich in dieser Wissenschft nicht weit gekommen bin. Denn man trift solche verborgene Dinge darinn an, welche, aller angewandten Untersuchung ohngeachtet, uns stets verborgen bleiben werden. Zwar einigen Gottesgelehrten und Philosophen scheinen solche Dinge gar nicht dunkel zu seyn, denn sie beschreiben uns die Natur GOttes, der Engel und der Geister mit der größten Zuversicht. Hieher gehört der Ausspruch des Tertullians: Ein jeder christlicher Handwerksmann kann GOtt finden und zeigen. Mich dünkt aber, daß Simonides in diesem Stücke weit vernünftiger geurtheilet habe: Denn da derselbe von dem Hiero, einem Könige in Sicilien, Befehl erhielt, eine Beschreibung von GOtt zu machen, so bat er sich zuerst einen Tag aus, sich darauf zu besinnen. Hierauf forderte er zwey Tage, und wie er endlich, ohne sich zu entschliessen, die Tage immer verdoppelte, so wunderte sich Hiero darüber, und wollte die Ursache wissen; worauf Simonides antwortete: Je länger ich dieser Sache nachdenke, desto dunkler und unerforschlicher scheint mir dieselbe zu seyn. Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, welche sich auf diese Wissenschaft legen, eben dieselbe Bescheidenheit von sich blicken liessen, welche man an dem Neuton billig rühmet. Es wäre zu wünschen, daß sie sich aller Beweise, welche man a priori zu nennen pflegt,

ent-

enthielten, und die Beschreibung fahren liessen, welche sie von dem Wesen und der Natur der Seelen und Geister ertheilen. Ich wünschte, daß man anstatt dieser Fragen, wie es mit dem Wesen der Geister beschaffen sey, was es mit unsrer Seele eigentlich für eine Bewandniß habe, wie sich ihre Wirkungen äussern, wie sie bestehe, wie sie fortgepflanzt werde, was sie für Schlüsse mache, wenn sie von dem Cörper abgesondert ist, was sie für eine Gestalt habe, ob solche so beschaffen sey, wie sie in der gemahlten Welt den Kindern vorgestellet wird, oder, ob sie wie ein kleines untheilbares Sonnenstäubgen beschaffen sey, ob man ihr eine Höhe, Breite und Länge zuschreiben könne. Ich wünschte, daß man anstatt aller dieser Fragen, welche man dennoch wegen der schwachen Einsicht, womit der Mensch hier begabt ist, niemals entscheiden wird, einzig und allein auf die Wirkungen sehen möchte, welche einem jeden vor Augen liegen. Ich wünschte, daß man, anstatt sich mit Auflösung dieser verborgnen Dinge aufzuhalten, welche den Menschen weder nothwendig noch möglich ist, lieber sein Unvermögen bekennte, und mit jenem Poeten ausriefe:

O! vtinam nobis non sordida vestis adesset,
Vidissem propius mea numina - - -

Wenn man so behutsam und bescheiden verführe, so würde man, anstatt unzähliger ungewisser Dinge, doch wenigstens einige gewiß wissen.

- - Incerta haec si tu postules
Ratione certa facere, nihilo plus agas,
Quam si des operam, vt cum ratione insanias.

Auf die systematische Theologie und auf die Polemic habe ich so wenigen Fleiß gewandt, daß ich sehr schlecht bestehen dürfte, wenn ich mich der Prüfung der Gottesgelehrten unterwerfen wollte. Aber die Geschichte der Juden und Christen sind mir sehr wohl bekannt, und um die Grundsätze der christlichen Religion habe ich mich mit der größten Sorgfalt bekümmert. Und da ich es für eine Pflicht eines vernünftigen Menschen halte, alles zu untersuchen, so lese ich bald ketzerische Schrifften, bald aber solche Bücher, welche von Rechtgläubigen abgefaßt worden. Alles, was man zu unsern Zeiten in England gegen die Religion ausgestossen und geschrieben, das habe ich mit dem größten Fleisse durchgelesen. Jedoch die Unruhen und Zweifel, welche Toland, Collin, Tindal, Whoolston, und das Buch, welches unter dem Titel: The moral philosopher, herausgekommen ist, in meinem Gemüthe erregt haben, sind mir durch andre herzhafte und rechtschaffene Vertheidiger der christlichen Religion glücklich wieder benommen worden. Was man nur gottseliges und schönes, aber auch zugleich ärgerliches und gottloses erdenken kann, das kommt über das Meer, und wird von dieser Insel nach unsern Ufern gebracht. Wenn man den Hobbes und Spinoza mit dem Whoolston vergleicht, so scheinen jene noch vernünf-

nünftig und bescheiden zu seyn. Die Raserey und Bosheit, womit dieser die Religion angreift, hat keine Grenzen. Einige mißbilligen es zwar, daß man solche Bücher lieset, weil man, ihrem Urtheil nach, ein Gemüth verräth, das an solchen Neuerungen ein Vergnügen findet. Nach meiner Einsicht aber giebt man dadurch zu erkennen, daß man für seine Seele Sorge trage, und um seine Wohlfahrt bekümmert sey. Man pflegt diejenigen mit vielen Lobsprüchen zu belegen, welche keine Arbeit und Gefahr scheuen, neue Länder zu entdecken. Wie kann man denn diejenigen tadeln, die wegen des Zustandes nach dem Tode besorgt sind, die alles versuchen, und sich auf alle Meere wagen, um den Hafen in dem verheissenen Lande zu erreichen. Einige werden, wie Cicero sagt, recht als durch einen Sturm zu diesem oder jenem Satze hingerissen, ohne denselben zu untersuchen, und von demselben lassen sie sich auch nicht wieder abwendig machen. Diese lobt man insgemein, und versetzt sie bisweilen wol gar unter die Heiligen. Aber eben dadurch lobt man die Faulheit, die Nachläßigkeit und die Unachtsamkeit. Denn wer es nicht der Mühe werth achtet, den Weg, welcher zu der verheissenen Glückseligkeit führet, mit der allergrößten Sorgfalt aufzusuchen, der ist wenig von einem Thier unterschieden. Und wie können diejenigen doch dieser Pflicht ein Gnüge leisten, die sich weiter um nichts bekümmern, als was sie einmal gefaßt haben. Wie kann man doch sol-

chen Leuten einen Glauben zuschreiben, welche niemals untersucht haben, was sie glauben. Gewiß, ein Ketzer, der eine genaue Prüfung angestellt hat, ist eher zu entschuldigen, als ein Rechtglaubiger, der niemals an eine Untersuchung gedacht hat. Wenn jemand, ohne vorhergegangene Prüfung, und ohne daß sich jemals ein Zweifel bey ihm geregt, den rechten Glauben hat, der glaubt nur zufälliger Weise, und kann sich auch keinen andern Lohn versprechen. Wenn aber jemand alles versucht, alle Kräffte braucht, und keine Mühe scheuet, die Wahrheit zu finden, so sind seine Bemühungen, auch wenn er seinen Zweck nicht erreicht, dennoch lobenswürdig, und er kann sich von dem himmlischen Richter, welcher ganz anders als die Menschen urtheilet, ein gelindes und gnädiges Urtheil versprechen. Hieraus erhellet, wie unbillig diejenigen verdammt werden, welche sich aufs sorgfältigste bemühen, die Wahrheit zu erforschen, und gute und böse Bücher gegeneinander halten, um die Wahrheit herauszubringen. Denn diese Bemühung gehet auf die Erkenntniß, und der Grund dieser Bemühung beruhet in der Gewißheit und Ueberzeugung. Da uns, nach dem Ausspruch des Cicero, eine mit Vernunft angestellte Untersuchung zu solchen Dingen führet, die wir vorher nicht eingesehen haben; so kann man nicht begreiffen, warum die meisten lieber irren, und den einmal angenommenen Satz auf das hartnäckigste vertheidigen, als dasjenige recht untersu-

chen wollen, was man mit solchen Eifer zu behaupten pflegt. In dieser Absicht trage ich kein Bedenken, die Bücher zu lesen, worinn die Religion angefochten wird, und ich weis die Arbeit der verdienten Männer nicht hoch genug zu schätzen, welche die von den Feinden der Religion erregten Zweifel so glücklich gehoben haben. Gegen die Irrenden hege ich das zärtlichste Mitleiden; diejenigen aber hasse ich, welche andre so schlechthin und ohne alles Erbarmen verdammen.

Folgenden dreyen Sätzen hänge ich, in Absicht auf die Religion, aufs festeste an, und vertheidige sie aufs eifrigste. I. Ich glaube nichts, und nehme nichts an, was gegen die Sinnen und die allgemeinen Begriffe streitet. II. Ich unterschreibe keinen Lehrsatz, der mit den Grundsätzen der Religion streitet, die ich bekenne. III. Ich verwerfe, was den göttlichen Eigenschaften zu nahe tritt, und dieselben beleidiget und angreift. Daher wird mich die Lehre von der Transsubstantiation jederzeit von der römischen Kirche abhalten, weil ich meinen Augen und Sinnen den Glauben nicht versagen kann noch darf. Denn wer etwas behauptet, das mit den allgemeinen Begriffen streitet, der macht alles wankend und ungewiß. Daher fliehe ich die Lehre, de indolerantia, welche die ersten Reformatores der päpstlichen Kirche vorgeworfen haben, da sie den Grund der verbesserten Religion umstößt. Und endlich habe ich auch für die Lehre von dem abso-

luto decreto, oder dem unbedingten Rathschluß GOttes, einen Abscheu, weil es scheint, daß GOtt dadurch zum Urheber der Sünde gemacht wird. Ich falle denen nicht bey, welche alle Heyden ohne Unterscheid verdammen, und einen Socrates, einen Epictet, einen Aristides und andre tugendhafte Männer, die ausserhalb der Kirchen gebohren sind, zu einer ewigen Quaal verurtheilen. Welche sich einen solchen GOtt vorstellen, mit denen verlange ich keine Gemeinschaft zu haben. Ich glaube an einen höchstgütigen und gnädigen GOtt, der ein Freund des menschlichen Geschlechts ist. Einen strengen und grausamen Richter überlasse ich andern zu verehren. Daher habe ich auch beständig mit denen zu streiten, welche ein jedes unschuldiges Vergnügen verwerfen; hingegen ein trauriges Wesen anpreisen, und die knechtische Furcht als eine christliche Tugend ansehen. Was ist doch dieses anders, als einen gnädigen und gütigen Vater in einen strengen und neidischen Herrn verwandeln?

In dem Begriffe, den ich mit der Frömmigkeit verbinde, stimme ich mit einigen nicht überein. Andre nennen die Gottseligkeit eine Furcht GOttes; ich aber nenne sie eine Liebe zu GOtt, die mit der Ehrerbietung verbunden ist. Aus diesem irrigen Begriffe, welchen man von der Frömmigkeit hat, entstehet es, daß die Traurigkeit öfters mit der Frömmigkeit vermischt wird. Ich halte dafür, daß man GOtt mit einer kindlichen Liebe, nicht aber mit einer knechtischen

Furcht

Furcht verehren müsse; und die Ernsthaftigkeit derer, welche die Laster vermehren, scheint mir insonderheit zu diesen Zeiten sehr übel angebracht zu seyn, da sich so viele Feinde gegen die Religion auflehnen, und unter dem Vorwand, da sie auf die Macht der Geistlichkeit schmähen, die Religion zu untergraben, und den Himmel selbst zu stürmen suchen. Dieser unruhige Zustand erfordert mehr ein gemäßigtes, als ein übertriebenes Wesen. Einer solchen Mäßigung, welche auch die Klugheit erfordert, bedient sich die englische Geistlichkeit, und dadurch macht sie die Pfeile der Gegner unschädlich.

Bacchæ bacchanti si velis adversarier
Ex insana insaniorem facies,

Mein Gebet ist nicht weitläuftig, weil ich glaube, daß der Gottesdienst nicht so sehr im Beten, als vielmehr in der That, im Gehorsam, und in der Verbesserung der Sitten bestehet. Ich bemerke, daß man täglich das beten und sündigen miteinander verknüpft; und es scheint, daß einige nur deßfalls desto eifriger beten, damit sie desto freyer sündigen mögen; oder daß sie desto öfterer einen Fehltritt begehen, damit sie desto eifriger beten mögen. Ich rede hier nicht von den Heuchlern, deren Andacht einem jeden leicht selbst in die Augen fällt, sondern allein von der mechanischen Andacht dererjenigen, welche zu gewissen Stunden beten, und zu gewissen Stunden sündigen. Ich habe es niemals zusammen reimen können, wenn ich gesehen, daß man das

Beten und Singen mit dem Verbrechen verdoppelt, und mit gleichen Schritten zu beyden eilet. Endlich aber habe ich dieses Geheimniß entdeckt, da ich bemerkt, daß einige diesen mündlichen Gottesdienst als eine Abrechnung oder Ersetzung wegen der von ihnen begangenen Bosheiten ansehen. Da es nicht schwer ist, die Lippen zu bewegen, hingegen sehr viele Standhaftigkeit und ein grosser Ernst erfordert wird, den Lüsten zu widerstehen, und die bösen Leidenschaften zu überwinden, so erwählte man das leichteste, und meynet, daß dadurch die Pflicht eines Christen einigermassen erfüllet werden könne. Aber solche Leute stehen in grosser Gefahr, daß ihr Bezeigen einen sehr schlechten Lohn erhalten werde. Und gewiß, es ist sicherer, gänzlich zu schweigen, als die Vergebung solcher Uebertretungen zu bitten, die man willens ist, mit dem ehesten wieder zu erneuren. Daher sagte Bion zu einigen Bootsleuten, welche eifrig beteten, da ein hefftiges Ungewitter alle Augenblick das Schiff zu zertrümmern drohete: Schweiget doch, damit GOtt nicht höre, daß ihr euch hier aufhaltet.

Dieses sind diejenigen Stücke, welche ich an andern ausetze, und welche andre an mir tadeln werden. Ob die von mir vorgetragenen Sätze ketzerisch sind, solches mögen Sie, mein Herr, und nebst Ihnen alle unpartheyischgesinnte urtheilen. Wenn man mich deßfalls einer Ketzerey beschuldigen will, so wird sie auch allein

darinn

darinn bestehen. Denn in den Grundsätzen weiche ich nicht im allergeringsten von der wahren Lehre unsrer Kirche ab; und wenn ich ja davon abwiche, so würde ich es aufrichtig anzeigen, da ich für einem Menschen und einem Christen nichts schändlicher und unwürdiger halte, als die Verstellung. Die Zweifel, welche mir die verbotenen Bücher erregen, eröfne ich meinen Freunden, und durch deren Hülfe löse ich sie größtentheils glücklich auf.

Da das Leben so kurz ist,

- - et iam venit aegra senectus,

so scheint es mir der Mühe werth zu seyn, alles aufs genaueste zu prüfen, und selbst die Grundsätze der Offenbahrung zu untersuchen. Es ist mir nicht unbekant, daß man diejenigen, welche dieses thun, zu tadeln pflegt. Da aber, GOtt gütiger und gnädiger urtheilt, als die Menschen, so hege ich auch das Vertrauen, daß eine solche Untersuchung, welche allein durch eine Sorgfalt wegen des künftigen rege gemacht wird, dem himmlischen Richter nicht mißfallen werde. Ich beklage England, und verdamme die ausschweifende Frechheit, womit man die Religion angreift, insonderheit, da das Uebel immer weiter einzureissen scheint. Aber ich bedaure das Schicksal Spaniens, Italiens und einiger anderer Länder noch mehr, wo man in geistlichen Dingen alle Freyheit einschränkt, und dem Verstande Fessel anlegt. Denn dadurch werden die öffentlichen Lehrsätze verdächtig, und eine verbor-

gene aber auch desto scheuslichere Gottesverleugnung nimmt die Gemücher ein. In Spanien, wo man fast eben so viele Heilige, dem äusserlichen Ansehen nach, als Menschen antrifft, scheinen mehrere Christen zu seyn; in England aber sind vielleicht wirklich mehrere vorhanden. Denn die Engländer verschweigen nichts von dem, was ihnen auf dem Herzen liegt, weil sie es für schändlich halten, anders zu reden, und anders zu denken. Andre aber, die entweder durch die Furcht für die Strafe abgeschreckt werden, oder auch ihren Vortheil dadurch zu befördern suchen, entblöden sich nicht, GOtt selbst ein Blendwerk zu machen, und pflanzen die Religion, welche sie in ihrem Herzen verabscheuen, öfters durch Feuer und Schwerdt fort. Nun stelle man sich beyde Völker vor, und erwege, was GOtt, der in dem verborgensten Winkel des Herzens dringet, von ihnen urtheilen werde. Man stelle in Gedanken dem letzten Gerichte solche Menschen dar, welche aus einer frommen Absicht in der Schrifft geforscht, aber aus Schwachheit ihrer Urtheilskraft in verschiedene Irrthümer gefallen sind; man lasse aber auch solche Menschen vortreten, welche entweder aus Nachläßigkeit eine so wichtige Sache nicht untersuchen wollen, oder welche über eine Religion, die sie öffentlich mit dem Munde bekennen, in ihrem Herzen spotten, und die, wie der Poet sagt:

- - ficto simulant pia pectora vultu.

Man stelle beyde Theile fürs Gerichte, und es

wird

wird nicht schwer fallen, das Urtheil zu errathen, was über sie wird gesprochen werden:

Cum summus iudex terras inuiset ab aula
Syderea, vt vitas actas ac crimina discat.

In Spanien trifft man sehr viele und recht merkwürdige Beyspiele einer verstellten Frömmigkeit an, wo diese schändliche Verstellung von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt wird, und wo man Priester, Bischöffe, ja Mitglieder des Inquisitionsgerichts entdecket hat, welche heimlich dem Judenthum ergeben gewesen.

Ich verdamme niemanden, welcher wünscht selig zu werden. Ich verdamme vielmehr diejenigen, welche an andern öffentlich tadeln, was sie heimlich selbst billigen, und welche öffentlich etwas bekennen, worüber sie spotten, wenn sie allein sind, und keine Zeugen haben. Es ist menschlich, daß man irret, wenn man aber offenbar über das höchste Wesen spottet, wie die letztern thun, so macht man sich der strengsten Rache würdig. Damit man aber nicht glauben möge, daß ich die Ketzer öffentlich vertheidige, so mache ich einen Unterschied unter diejenigen, welche aus Schwachheit und Unwissenheit fehlen, und unter diejenigen, welche aus Bosheit und Vorsatz irren. Diese verdamme ich. Mit jenen trage ich Mitleiden, wo sie nicht etwa ihre Irrthümer allenthalben auszubreiten suchen; denn in diesem Fall werden sie mit allem Rechte als Störer der gemeinen Ruhe gestraft. Blos in dieser Absicht kann es entschuldiget werden, daß

man

man die Irrenden nicht dulden muß. Denn alles, wodurch eine Gesellschaft gestöret wird, muß durch die Gesetze der Gesellschaft unterdrückt werden. Deßwegen werden die Räuber, Todtschälger, Diebe und andere Missethäter von dieser Art, als Feinde der gemeinen Ruhe von denen, welche einen Staat regieren, billig gestraft. Hingegen andre Laster, als Geitz, Undankbarkeit, Völlerey, Verschwendung, irrige Meynungen werden von ihnen nicht geahndet, sondern dem göttlichen Richterstuhl anheimgestellt. Es erhellet zwar aus der heiligen Schrifft, daß der Götzendienst mit dem Leben gestraft worden; aber die göttliche unmittelbare Regierung, unter welcher die Israeliten damals lebten, erforderte diese Schärfe nothwendig. Denn der Dienst, welchen man fremden Göttern erwies, war als ein Aufruhr gegen GOtt, den König des israelitischen Volks, anzusehen. Wenn man demnach fremde Götter verehrte, so war dieses bey den Israeliten eben so viel, als wenn man die ordentliche Regierung verachtete, wodurch die aufgerichtete Gesellschaft zu Grunde gerichtet ward. Daher wurden öfters geringere Verbrechen scharf gestraft, grössere aber, weil sie mehr in der blossen Erkenntniß, als in der Ausübung bestunden, nicht geahndet. Man duldete die Sadducäer, welche die Auferstehung der Todten leugneten, und weder Engel noch Teufel zugaben. Hingegen ward die Todesstrafe festgesetzt, wenn auch nur die geringste Ceremonie nicht auf das voll-

vollkommenste und genaueste beobachtet ward. Hieraus erhellet, daß ich blos diejenigen von der Toleranz ausschliesse, welche solche Sätze behaupten, die der weltlichen Regierung und dem Staat entgegen sind. Diese sind, nach meinem Urtheil, in keiner Republik zu dulden. Ich schliesse also die Papisten aus, welche selbst keine andere dulden, und mit Gewalt und List ihre Sätze auszubreiten suchen. Ich schliesse auch die Schwärmer aus, welche sich nicht durch einen Eyd zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verbindlich machen wollen, und ihre Hartnäckigkeit durch ein zartes Gewissen zu bedecken trachten.

Auf die Mathematik habe ich mich niemals gelegt. Doch hat die Naturlehre, welche sich mit himmlischen Cörpern beschäftiget, mir allemal ein sehr grosses Vergnügen verursacht, und ich lese auch noch alles, was in dieser Matrie geschrieben worden, mit sehr vieler Begierde. Ich habe mich noch niemals entschliessen können, ob ich den Sätzen des Cartesius, oder des Neutons mehr Beyfall geben soll; und deßwegen habe ich noch keine von beyden vollkommen angenommen. Dennoch haben sich die cartesianischen Wirbel meinem Gemüthe sehr stark eingeprägt. Denn dieser Satz von den Wirbeln ist so leicht und augenscheinlich, daß auch Kinder dieselbe als eine nothwendige Wirkung von der Umdrehung der Sonne erkennen können. Hingegen muß die Meynung des Neutons von der anziehenden und magnetischen Kraft der Sonne den

Unge-

Ungelehrten als eine Zauberey vorkommen, und sie können unmöglich begreifen, wie die Sonne, welche so viele Feuerstrahlen von sich wirft, dennoch zu gleicher Zeit die Planeten an sich ziehen könne, da es gegen die Natur streitet und einen offenbaren Widerspruch mit sich führt, zu einer Zeit von sich zu stossen und an sich zu ziehen. Da aber die Meynung des Cartesius leichter zu begreifen, und auch glaublicher ist, und man überdem den Umlauf der Planeten keinen wahrscheinlichern Ursachen zuschreiben kann, so halte ich diese Meynung für die beste, und für diejenige, welche den meisten Beyfall verdient. Sollten einige Phönomena vorkommen, welche dagegen zu streiten scheinen, als der elliptische Lauf der Cometen, und andre dergleichen Dinge, so kann dieses von solchen Ursachen herrühren, die wir nicht wissen, oder in der Natur der Cometen selbst seinen Grund haben, die uns unbekannt ist. Ich übergehe, was man sonst noch hievon sagen könnte, weil ich nicht zum Richter in dieser Sache gesetzt bin. Nur dieses will ich annoch hinzufügen, daß der ausschweifende Lauf der Cometen eben so stark gegen die Sätze des Neutons, als gegen die Sätze des Cartesius streitet. Denn wenn man fragt, woher es komme, daß der Comet eine andre Laufbahn hat, als die andern Planeten, die in runden Kreisen um die Sonne laufen; so wird einem Anhänger des Neutons diese Frage eben so schwer aufzulösen seyn, warum ein Comet, wenn er sich der Sonne genähert,

wie-

wieder auf seiner Bahn von ihr weglaufe. Denn wenn die Sonne die Planeten, vermittelst ihrer magnetischen Kraft, an sich zieht, so müßte sie den Cometen, wenn er sich ihr so sehr genähert, vermöge dieser Kraft, ganz an sich ziehen und verschlingen. Neuton sahe diese Einwürfe wohl vorher, welche man ihm wegen der Sätze, in Absicht auf die Schwere, machen könnte, und ließ es daher einen jeden frey, ob er lieber das Wort attractio, oder impulsio brauchen wollte. Es ist aber beydes einerley. Man muß indessen die Bescheidenheit dieses grossen Mannes billig rühmen. Ob er gleich eine so tiefe Einsicht in diese Dinge vor unzähligen andern hatte, so bekannte er doch, daß es Geheimnisse wären, welche der menschliche Verstand nicht erreichen könnte. Die Mathematici, welche nach ihm gekommen sind, haben auf den von ihm gelegten Grund gebauet, und nachher sind viele Sätze des Cartesius verworfen worden.

Das Rentmeisteramt, welches ich gegenwärtig verwalte, unterbricht öfters mein Studiren, wozu mich ein natürlicher Trieb anreizet, und ich muß manchen Tag bloß damit zubringen, daß ich Quittungen schreibe, verschiedene ungelehrte Briefe abfasse, und über Einnahme und Ausgabe Rechnung führe. Ueberdem hält mich auch die Sorge für mein Landgut, Brorup, öfters ab, welches in Seeland liegt, und, wie Sie wissen, vor einigen Jahren von mir gekauft worden. Denn, bald muß ich die Klagen der Bauern anhören,

und bald mit meinen Nachbaren streiten. Vor allen Dingen aber hüte ich mich, daß ich nicht in solche Processe möge eingeflochten werden, welche insgemein mit dem Besitz der Landgüter pflegen verknüpft zu seyn. So oft sich demnach ein Streit erhebt, so suche ich denselben auf eine freundschaftliche und glimpfliche Art beyzulegen; aber man richtet dadurch auf dem Lande wenig aus. Wenn man sich auf dem Lande befindet, so muß man eine ganz andere Lebensart, als in der Stadt, annehmen. In der Stadt lebe ich philosophisch, frey und unbesorgt; sobald ich aber aufs Land reise, so ziehe ich den Harnisch an, und lege meine Philosophie und alle meine moralischen Regeln so lange in der Accisbude vor dem Westerthore nieder, bis ich wieder zurückkomme. Seitdem ich also dieses Gut gekauft, so stelle zwo Personen vor: In der Stadt bin ich ein Philosoph, und auf dem Lande ein Soldat. Hier vertheidige ich mich allein mit Worten; wo aber die Worte allein nicht helfen wollen, da muß ich andre Mittel gebrauchen. Ich habe mich zwar im Anfange bemühet, mit Höflichkeit und guten Worten die entstandnen Unruhen zu stillen, und durch Sanftmuth die Bösen zu überwinden; die Erfahrung aber hat mich nachher gelehrt, daß man auf eine andre Art mit den Landleuten verfahren müsse, und daß auf dem Lande Justinian mehr, als Seneca, ausrichten könne. Meine Nachbaren bildeten sich ein, ich sey dem Studiren so sehr ergeben, daß sie mir ohne Bedenken allerley

Verdruß erregen, und mich so sehr, als sie nur wollten, beleidigen könnten. Sie thaten auch wirklich einen Versuch, mich durch Schmeicheleyen, Drohungen und andre Künste, worinn die Landleute sehr erfahren sind, zu reitzen, um zu sehen, wie weit meine Gedult sich erstrecken würde. Wie sie aber merkten, daß ich nicht ganz unbewafnet war, sondern vielmehr auf meine Sachen genau Acht gab, so errichteten sie zuerst einen Stillstand, und hiernächst einen vollkommenen Frieden mit mir.

Es finden sich bey dieser Lebensart allerhand verdrießliche Umstände, und bisweilen erhalte ich die unangenehme Zeitung:

- - Morbo periere capellae,
Spem mentia seges, bos est enectus aratro.

Aber das Gemüth wird doch auch zugleich durch verschiedene angenehme Begebenheiten wieder aufgerichtet und vergnügt. Nichts ist, meiner Einsicht nach, angenehmer, anständiger und einem Philosophen gemässer, als der Ackerbau. Meine Neigung stimmt damit vollkommen überein, und die schwatzhafte Aufrichtigkeit eines Bauren vergnügt mich mehr, als die geschmückte Rede eines Gelehrten. Wie ich Besitzer von diesem Gute ward, so lag alles verheeret und darnieder. Mit der Zeit aber geräth alles wieder in einen bessern Stand, und ich spare nichts, den Wachsthum und die Aufnahme dieses Gutes zu befördern. Ich baue die verfallenen Häuser wieder auf, und bringe das verwirrte wieder in Ord-

nung. So oft ich dieses betrachte, und den itzigen Zustand des Gutes mit dem vorhergehenden vergleiche, so freue ich mich ungemein. Es gereicht mir zugleich zu einem ganz besondern Vergnügen, daß ich die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers einigermassen erfüllt, und nicht nur einem verheerten Lande eine bessere Gestalt gegeben, sondern auch das elende Schicksal der Landleute, welche ehedem unter einem harten Joche seufzten, erträglicher gemacht habe.

Nun empfinde ich erstlich die Schwachheiten, welche das Alter mit sich bringt. Vorher nahm die Furcht mich niemals ein; nun bin ich sehr furchtsam. Was ich in meinen jüngern Jahren eifrig geliebt, das fliehe ich nunmehro; und so gerne ich ehedem in Gesellschaften war, so sehr gefällt mir itzt die Einsamkeit. Vorher war ich aufgeräumt, nun bin ich verdrießlich, und dieses nimmt mit den Jahren zu. Was mir vormals ein grosses Vergnügen erweckte, dafür habe ich itzt einen Eckel. Ehedem hatte mich die Musik ganz eingenommen, nun kann ich das allerangenehmste Concert mit der größten Kaltsinnigkeit anhören. Am meisten aber kann ich selbst daraus abnehmen, daß mein Alter mit starken Schritten herannahet, weil ich ein grösseres Vergnügen an geringen Erzehlungen, als an gelehrten Unterredungen finde. Wenn man von den wichtigsten Begebenheiten, als von dem Kriege der Türken mit den Persern, von der Tripelallianz, von der pragmatischen Sanction,

von der Kayser- und Papstwahl, und von andern dergleichen Dingen redet, wobey ich ehedem sehr aufmerksam war, so höre ich doch nun weit lieber zu, wenn jemand allerhand Kleinigkeiten, von dem Streite der Nachbarn untereinander, von Hochzeiten, Kindtaufen und Verlöbnissen erzehlt. Insonderheit sehen meine Freunde dieses als ein gewisses Zeichen meines herannahenden Alters an, daß widrige Nachrichten und Drohungen mich gar zu leicht schrecken und niederschlagen, und daß ich gleich, wie bey dem Anblick eines Cometen, zittere, so oft mir etwas ungewohntes begegnet. Diesen Fehler haben auch einige bereits in meinen jüngern Jahren und bey meinem männlichen Alter bemerkt, und daher den Schluß gemacht, daß ich nur blos in Worten, nicht aber in der That ein Philosoph sey. Ich gestehe, daß ich niemals ein practischer Philosoph gewesen. Ich habe auch bereits aufrichtig bekannt, daß ich dem Zorn, der Unruhe des Gemüths und andern Schwachheiten unterworfen bin, und die Gewohnheit, welche doch sonst das Gemüth gesetzt zu machen pflegt, hat mich gegen alle Zufälle noch nicht genug gewafnet. Ich weis wohl, daß man durch Hülfe der Welt-Weisheit alle Schmerzen und widrige Schicksale überwinden und verachten kann, und aus dieser Ursache lese ich auch beständig philosophische Schrifften. Ich habe es aber, aller Bemühung ohngeachtet, noch nicht dahin bringen können, daß ich aller Uebereilung zu widerstehen vermögend wäre.

Die Philosophen pflegen zwar zu behaupten, daß man alles, was man abzulegen im Stande ist, auch verhüten könne, daß man es nicht annehme. Aber, da die Fälle, welche uns begegnen, nicht von uns abhängen, so ist es auch nicht möglich, zu verhindern, daß unerwartete Zufälle nicht unser Gemüth in Bewegung setzen sollten.

Vnde timere hominis sapientis et insipientis
Primos cum motus sistere nemo queat.
Hoc tantum distant, pauor oppugnat sapientem,
Expugnat stolidum, perpetuaque premit.

Man kann es deßwegen mit Recht für einen eitlen Stolz halten, der nicht die geringste Wahrscheinlichkeit zum Grunde hat, wenn einige darinn einen Ruhm suchen, daß sie vorgeben, sie wüßten von gar keinen Leidenschaften. Wir sind nicht aus Holz und Stein gehauen. Der erste Anfall, insonderheit, wenn er unerwartet kommt, kann auch die Allerklügsten verwirren und die Standhaftesten in Bewegung setzen: Wenn man aber das Unglück vorher siehet, so wird dasselbe dadurch sehr gemindert. Deßwegen sagt der Poet:

Ne me imparatum cura laceraret repens.

Weil es also unmöglich ist, die erste Bewegung zu unterdrücken, so sind diejenigen billig zu entschuldigen, bey denen die schnellbewegten Säfte eine Hitze in dem Körper verursachen. Ich bin selbst mit solchen Säften geplagt, und empfinde auch die Wirkung davon. Es ist mir daher auch nicht möglich, das Gemüth eher wieder zu beruhigen,

higen, bis das Blut nach dem ersten Anfall wieder seinen vorigen Lauf angenommen, und die zerstreueten Gedanken wieder gesammlet und in Ordnung gebracht worden. Gewiß, der Anstoß vom Fieber wird dadurch nicht gelindert, daß man den Cicero, Seneca und Socrates lieset: Wenn aber der größte Sturm überstanden ist, und der Schmerz seine empfindlichste Wirkung verlohren hat, so sind diese Mittel überaus heilsam, damit die Wunde nicht wieder aufbreche.

Wenn die Hitze sich legt, und Vernunft und Nachdenken ihre alte Herrschaft behaupten, so lache ich über meine Thorheit, und suche den durch Zorn oder Furcht bestürmten Sinn fest und unbeweglich zu machen, daß er nicht dadurch möge überwunden werden. In diesem Falle ist die Philosophie von einem sehr grossen Nutzen; und Cicero sagt gar schön: Wie man viele Arzeneyen gegen das Gift der Schlangen hat; wie Fleiß und Unverdrossenheit sichere Mittel sind, die Armuth und den Mangel abzuhalten, und wie man durch die Schaamhaftigkeit einem leichtfertigen Wesen am besten widerstehen kann: So ist uns auch die Philosophie von dem Höchsten als ein Geschenk verliehen worden, um dadurch den Schmerz zu überwinden. Es ist genug, wenn ein Mann dem Uebel entgegen geht, wenn es abgenommen hat, damit es sich nicht verstärke, und von neuen anfange zu quälen. Das weibliche Geschlecht allein läßt sich durch den Gram überwinden. Und hieher gehört, was der Poet sagt:

Conqueri fortunam aduersam, non lamentari decet,
Id viri est officium, fletus muliebri ingenio additus.

In meinen vorigen Briefen habe ich die Schwachheiten meines Gemüths aufrichtig bekannt. Einige haben zwar mit der Zeit aufgehöret, aber es haben sich an deren Stelle mit dem alten neue eingefunden. Die Zeiten ändern sich, und wir werden mit ihnen verändert, und öffters wird ein neues Laster erzeugt, wenn wir ein altes ablegen. Ich aber bin dennoch in Absicht auf die meisten Tugenden und Fehler, unverändert.

So furchtsam ich auch bey meinem herannahenden Alter geworden, so sind dennoch einige Ueberbleibsel von meiner vorigen Standhaftigkeit übrig geblieben, welche sich noch bisweilen äussern. Denn, wenn ich von meinen Gegnern angefallen werde, so vertheidige ich mich aus allen Kräfften. Nur allein für diejenigen fürchte ich mich, welche mich unter der Bedeckung der Religion angreiffen. Sobald ich diese anrücken sehe, so werfe ich ohne Verzug meine Waffen nieder, und ergreiffe die Flucht. Ich habe aus der Erfahrung bemerkt, wie heftig der Eifer solcher heiligen Gemüther zu seyn pflegt, wie unversöhnlich sie sind, und mit was vor einem grossen Glücke sie ihre Kriege führen.

Fausti hirsuta cohors minor est mihi Castoris ira,
Iniuste patiens me puto iure pati.

Die

Die Heucheley und Verstellung ist mir jederzeit aufs äusserste verhaßt gewesen, und ich bin fast gar zu offenherzig. Einige glauben, daß ich in meinen Schrifften dem weiblichen Geschlecht gar zu sehr geheuchelt habe. Wenn man aber alles, was ich zu ihrem Vortheil geschrieben, recht untersucht, so wird man finden, daß ich ihnen nicht geschmeichelt, sondern mit Recht ihre Parthey genommen habe. Es ist deutlich von mir erwiesen worden, daß die meisten Fehler, welche man diesem Geschlechte beylegt, nicht von der Natur, sondern von der Auferziehung herrühren, und daß man die Natur öfters mit der Erziehung vermengt. Ich habe gezeigt, daß man auch bey dem Frauenzimmer männliche Tugenden wahrnehmen würde, wenn man sie auf eben dieselbe Art, wie die Mannspersonen, von Jugend auf erzöge; und daß die meisten Vorzüge, deren sich das männliche Geschlecht anmaßt, demselben mehr durch eine äusserliche Ordnung, als durch das natürliche Recht verliehen worden. Und endlich habe ich dargethan, daß man mehr auf die Tugenden, als auf die Namen sehen müsse, und daß man allein der Geburt wegen das Frauenzimmer nicht von allen Verrichtungen ausschliessen sollte, wozu Verstand und Nachdenken erfordert wird. Zumal, da sehr viele Beyspiele vorhanden sind, daß man sehr fähige Köpfe unter ihnen antrifft, denen es nicht an Geschicklichkeit mangelt, in öffentlichen und besondern Sachen sich mit Ruhm zu zeigen. Aus dieser

Ursache schmeichele ich dem Frauenzimmer nicht, sondern ich halte vielmehr das männliche und weibliche Geschlecht gleich hoch, ohne dem einen vor dem andern einen besondern Vorzug einzuräumen. Wenn ich merke, daß die Schwester besser schweigen kann, als der Bruder, so vertraue ich ihr, und nicht ihm, mein Geheimniß. Wenn ich wahrnehme, daß ein Frauenzimmer geschickter ist, dieses oder jenes auszurichten, als eine Mannsperson, so ziehe ich dieselbe billig vor. Und auf diese Art kann man demjenigen keine Heucheley schuld geben, der einen jeden beylegt, was ihm zukommt. Die verdienen weit eher den Namen der Heuchler, welche stets sich selbst und ihr Geschlecht erheben, und das weibliche Geschlecht, welches sich nicht vertheidigen kann, angreiffen und schwächen. Die meisten fallen zwar derjenigen Parthey zu, welche Sieg erhalten und überwunden hat. Ich aber trete viel lieber zu denen, welche überwunden und unterdrückt werden. Das erste ist zwar das sicherste, das andre aber das anständigste. Blos in dieser Absicht vertheidige ich die Gerechtsame des Frauenzimmers, dem ich mich übrigens niemals verbindlich gemacht habe, weil ich niemals verheyrathet gewesen. Meine Freunde treiben mich zwar öfters an, und suchen mich durch allerhand Gründe zu bewegen, den Ehestand dem einsamen Leben vorzuziehen. Diese Aufmunterungen aber lehne ich jederzeit mit Lachen ab, und berufe mich bald auf meine Unwissenheit in der

Expe-

Experimentalphysic, bald auf meine Jahre, welche sich dem Alter bereits so stark nähern. Ehe ich vierzig Jahre erreichte, konnte ich keine Frau ernähren, und nachher bin ich durch allerhand Ursachen davon abgehalten worden. Vorher erweckte mir die Armuth Sorgen und Bekümmernisse, nun aber fürchte ich mich für das Horn des Ueberflusses, wenn ich mich verheyrathen sollte. Ich habe dieses Schicksal mit den meisten von meinen Landsleuten gemein, welche sich aus Armuth nicht ehe in den Ehestand begeben können, bis sie alt und kümmerlich, und durch die hohen Jahre bereits dazu untüchtig geworden. Wenn ich mich derohalben bey meinem jetzigen Alter nach einer Gehülfin umsehen wollte, so würde meine Frau den Mann, und ich die Frau vorstellen. Mit dieser Entschuldigung pflege ich jederzeit meinen einsamen Stand zu rechtfertigen. Die eigentliche Ursache aber bestehet darinnen: Daß ich alle Umstände gar zu genau erwege, und auf die geringsten Kleinigkeiten sehe. Mich schrecken die Sorgen ab, die mit einem Hausstande verbunden sind; mich schrecken noch andre geringere Dinge ab, welche andern zwar leicht fallen, mir aber unerträglich sind. Und wenn ich überdem einen Freyer abgeben sollte, so würde ich alle meine Schwachheiten offenherzig bekennen. Sie sind zwar von geringer Erheblichkeit; indessen ist ihre Anzahl doch so groß, daß sie gar leicht eine Jungfrau oder Wittwe abschrecken können, mir das Jawort zu geben.

Wie ich vor kurzer Zeit von einer Matrone gefragt ward, ob ich mich etwa durch ein Gelübde verpflichtet hätte, nicht zu heyrathen, so antwortete ich, daß ich zwar kein Gelübde geleistet, es wären aber viele andre Ursachen vorhanden, welche mir das einsame Leben angenehm machten, und mich abhielten, in den Ehestand zu treten. Sie versetzte hierauf: Die Unbequemlichkeiten, welche mit dem Ehestande verbunden sind, würden durch unzählige angenehme Umstände wieder ersetzt. Eine verständige und fromme Frau könne sehr viele Beschwerlichkeiten erleichtern, und die Sorgen des Hauses entweder theilen, oder dieselben auch, wenn es der Mann verlangte, allein auf sich nehmen. Sie fieng hierauf an, das Vergnügen, welches die Ehe begleitet, herzurechnen, und mit den schönsten Farben abzumahlen; woraus sie den Schluß machte, die Beschwerlichkeiten, die sich etwa dabey einfinden möchten, durch die Zufriedenheit in der Ehe auf einmal gehoben würden. Ich antwortete, daß ein sechzigjähriger Mann niemals das Vergnügen, sondern allein die Beschwerlichkeiten des Ehestandes empfinde. Wie ich nun auf ihren Befehl die Beschwerlichkeiten erzehlen sollte, die ich besorgte, so sagte ich, ob sie etwa des Nachts schnarchte? Und wie sie antwortete, daß sie sehr stark schnarchte, so erwiederte ich, blos um dieser geringen Ursache willen würden wir uns trennen.

Deßfalls habe ich jederzeit ein einsames Leben gefüh-

geführet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich niemals in den Stand der Ehe treten werde, wenn ich auch noch viele Jahre erreichen sollte. Ich pflanze allein Bäume, damit ich doch etwas zur Fruchtbarkeit der Erde beytragen möge. Weil ich keine Kinder zeuge, so schreibe ich Bücher; und auf solche Art erfülle ich doch einen Theil meiner Pflicht, da ich derselben nicht völlig ein Genügen leisten kann. Es stehet nicht in eines jeden Macht, alles zugleich zu thun. Ich rühme den Bürger, welcher beydes zugleich vollkommen leisten kann. Man muß das eine thun, und das andre nicht versäumen. Ich habe nun die Ursachen öffentlich kund gemacht, weßfalls ich ein einsames Leben erwählet, und hoffe also, daß mich niemand wegen der Veränderung meines Standes weiter plagen werde.

Es sind noch andre Dinge, welche meine Freunde an mir tadeln, wenn ihnen aber nur die eigentlichen Ursachen bekannt wären, so würden sie erkennen, daß ich mit Recht also verführe, und nicht ohne Bedacht handelte. Wenn ich niedergeschlagen und betrübt bin, so schreibe ich lustige und aufgeräumte Schrifften, weil dieses meinem Gemüthe zu einer Arzney dienet. Ich entziehe meinem Leibe allen Ueberfluß, weil mir eine solche Lebensart am zuträglichsten ist. Ich lebe einsam, und gleichsam in einer Einöde, weil das einzige Vergnügen meines Sinnes in der Einsamkeit und Ruhe bestehet. Ich bin niemals weniger allein, als wenn ich ohne Gesellschaft bin.

Einen Lakay brauche ich nicht, denn ich sehe denselben als ein Hauskreutz und als ein unnützes Hausgeräth an. Ich gehe zu Fusse, um gesund zu seyn. Ich lebe in unverheyratheten Stande, weil ich befürchte, daß ich die Verdrießlichkeiten, welche der Ehestand mit sich bringt, nicht dürfte ertragen können. Wer eine Frau nimmt, der muß, ausser andern allgemeinen Beschwerden, auch noch diese insonderheit übernehmen, daß er sich des Verdrusses, welcher seinem ganzen Hause, seiner Frauen und seinen Hausgenossen wiederfährt, annehmen muß. Denn er kann sich nicht entziehen, für diejenige alle nur mögliche Sorgfalt zu tragen, mit welcher er durch das Band der Ehe so genau verbunden ist.

Sie wundern sich, mein Herr, warum ich mich lieber in der Stadt, als auf dem Lande aufhalte, da ich doch die Einsamkeit und Ruhe so sehr liebe. Aber eben aus Liebe zur Ruhe halte ich mich in der Stadt auf, wo ich, wie in einer Einöde, lebe. Auf dem Lande bin ich mit Unruhe und andern Beschwerlichkeiten geplagt, von denen man in grossen Städten befreyet ist. Denn daselbst hat ein jeder mit seinen Geschäften genug zu thun, und wird dadurch gehindert, sich in fremde Händel zu mengen. Auf dem Lande aber ist man müßig, und daher sucht man immer Gelegenheit, Unruhe und Streit anzufangen.

Nam capiunt vitium, ni moueantur, aquae.

Ich habe dieses selbst in der Gegend erfahren, wo mein Landgut liegt. Denn daselbst muß ich weit vorsichtiger, als in der Stadt, leben. Weil

Weil ich beständig von der Sanftmuth und Geduld rede, und lehre, daß man die Irrenden dulden müsse, so tadeln mich deßwegen einige gar zu scharfe Gottesgelehrte, welche das Gegentheil mit der größten Heftigkeit behaupten, da doch die vernünftigsten Papisten zu unsern Zeiten Bedenken tragen, solches öffentlich zu vertheydigen. Man hält mich im Verdacht, daß ich einige Leute in Schutz nehme, die zu unsern Zeiten die Kirchengebräuche verachten und verwerfen. Ich habe aber gleich von der Zeit an, da ich Gutes und Böses von einander unterscheiden können, dafür gehalten, daß es nicht nur der Tugend eines Christen gemäß sey, sondern auch mit der Lehre Christi und des Evangelii übereinstimme, die Irrenden zu dulden. Man kann dieses aus den Erinnerungen abnehmen, die ich in meinen bereits vor 20. Jahren herausgegebenen Schriften ertheilt habe. Wenn man von diesem Satze abweicht, so untergräbt man selbst unsre Religion, und macht sich dessen schuldig, was wir selbst an den Papisten aussetzen und als gottlos erkennen. Ausserdem wird die Sittenlehre Christi, deren Vortreflichkeit auch die ärgsten Feinde der Religion erkennen müssen, und gegen welche sie auch nicht das geringste einzuwenden sich getrauet haben, unbillig und schlechter, als die Lehren der Weltweisen, wenn man die Worte, nöthige sie herein zu kommen, nach dem Buchstaben erkläret.

Einige haben gleichfalls aus meinen Schrifften

ten

ten verschiedene Sätze herleiten wollen, welche dem geistlichen Stande empfindlich seyn könnten. Und daher macht man den Schluß, ich sey demselben nicht gewogen. Aber man irrt, wenn man also von mir urtheilet. Denn ich ehre die Prediger, weil sie das göttliche Wort vortragen. Wenn sie rechtschaffene Lehrer sind, so schätze ich sie aller Ehrerbietung und Liebe würdig. Wenn sie aber nicht so beschaffen sind, so verehre ich sie doch äusserlich wegen des Amts, das sie bekleiden. Ich folge in diesem Stücke dem Beyspiel einer vernünftigen Matrone, welche den Prediger, wie er von der Kanzel kam, mit diesen Worten anredete: Ich danke ihnen für die schönen und herrlichen Ermahnungen, welche sie uns ertheilet haben; GOtt gebe ihnen die Gnade, daß sie selbst darnach leben mögen. Ich billige es gar nicht, wenn einige die Prediger auf eine höchstunanständige und unter gesitteten Menschen zum Abscheu gewordene Art angreiffen und schreyen, daß man ihre Einkünfte vermindern müsse. Nach meinem Urtheile muß den Predigern so viel gereicht werden, daß sie davon anständig und reichlich leben können. Man muß aufs sorgfältigste verhüten, daß sie nicht wegen eines gar zu geringen Einkommens von andern verachtet, oder genöthiget werden, sich auf eine solche Art zu ernähren, die mit ihrem Stande nicht übereinkommt. Denn es ist unmöglich, daß diejenigen ihr Amt recht verwalten können, welche wegen ihres nothdürftigen Unterhalts stets besorgt seyn,

und

und von der Gnade andrer Menschen leben müssen. Man irret demnach sehr, wenn man sich einbildet, daß ich dem geistlichen Stande nicht gewogen sey. Blos diejenigen fliehe ich, welche fälschlich den Namen der Heiligen zu dem Ende annehmen, daß sie das Ansehen verdienter Männer kränken mögen.

Ferner tadeln auch einige an mir, daß ich nicht ehrerbietig genug von hohen Schulen und überhaupt gelehrten Sachen rede. Und es scheint, daß man mir dieses mit einem so viel gröfferm Rechte vorwerfen könne, da ich selbst ein Mitglied der Academie bin. Aber ich greiffe nicht die Wissenschaften selbst, sondern allein die Art und Weise an, dieselben zu erlernen. Die academischen Disputationen habe ich in meiner unterirdischen Reise unter die Schauspiele gerechnet. Einige academische Gebräuche, welche bey den Zuschauern ein Gelächter erwecken, mißbillige ich, und spotte über das unnütze Gewäsche und über die leeren Dinge, womit man auf so manchen hohen und niedern Schulen so viele Zeit zubringt. Dieses Urtheil greift nicht die Wissenschaften, sondern nur diejenigen an, welche mit denselben umgehen. Es erhellet vielmehr daraus, daß ich die Studien sehr hochschätze, und wünsche, daß die edlen Wissenschaften nicht durch eine verkehrte Art zu studiren, und durch einige lächerliche Gebräuche in Verachtung gerathen mögen. Es gereicht einigen academischen Verordnungen zum grossen Nachtheil, daß sie zu ei-

ner solchen Zeit abgefaßt worden, da die Barbarey und Unwissenheit so sehr überhand genommen, daß man sich nicht genug darüber wundern, und die Sitten, Gebräuche und Studien der damaligen finstern Zeiten nicht ohne Lachen ansehen und lesen kann. Aber wie viel thörichtes haben wir nicht beybehalten. Alles ist bey gewissen Vorfällen in grosser Bewegung, und man bemerkt in den Hörsälen und auf den Cathedern ein starkes Geräusche; wenn aber alles geschehen ist, so hat man doch nichts ausgerichtet. Ich habe deßwegen öfters gewünscht, daß man eine Reformation vornehmen möchte, die unsern Zeiten anständig wäre. Ich wünschte, daß alles Geschrey in Stillschweigen, und die Schwatzhaftigkeit in ein Nachdenken verwandelt würde. Ich wollte, daß man, anstatt so vieler Doctoren und Magister, welche öffentliche Vorlesungen anstellen, nur einige wenige erwälte, denen nicht freystünde, alles vorzutragen, was sie wollten; sondern, die nur allein die Fragen und Zweifel beantworten und auflösen sollten, welche ihnen von ihren Schülern und Zuhörern würden vorgelegt werden. Eine solche Einrichtung würde einen doppelten Nutzen nach sich ziehen. Zuförderst würden die Zuhörer dasjenige lernen, was sie zu wissen verlangten, und hiernächst würde auch niemand das Lehramt eher übernehmen, bis seine Studien in der Wissenschaft zur Reiffe gekommen, in welcher er sich für einen Meister ausgiebt.

Wie

Wie herrlich würden die Wissenschaften blühen, wenn zu der Zeit, da dieselben wieder empor kommen, nebst dem Luther, der die Religion von den Schlacken reinigte, auch ein andrer Luther aufgestanden wäre, der die gelehrten Sachen reformirt, den Sauerteig der alten Zeiten völlig wegaenommen, und die Fehler abgeschaft hätte, welche noch von der Barbarey der mittlern Zeiten herkommen. Es sind noch viele Dinge übrig, welche einer Aenderung bedürfen, und die hohen Schulen, die in den finstern Zeiten gestiftet worden, erfordern solche Einrichtungen, daß die Wissenschaften daselbst mit wenigerm Geräusche, aber mit grösserm Nutzen können getrieben werden. Die Academien, welche zu den neuern Zeiten in Frankreich und England gestiftet worden, zeigen zur Gnüge, wie nothwendig eine solche Reformation sey. Die Stiftungen und Gesetze derselben sind gerade den Stiftungen und Gesetzen andrer hohen Schulen entgegen, wo die Studirenden gehalten sind, alles zu glauben, was ihnen von ihren Lehrern vorgesagt wird; wo man den Kopf des Untergebenen nicht aufräumt, sondern verwirrt; wo der Geschmack desselben verderbt wird, und wo man vieles lernet, was man nachhero mit Mühe wieder vergessen muß. Daher rührt es, daß die meisten von hohen Schulen, als den Oertern, wo man sich die Wissenschaften zu eigen machen soll, zwar bisweilen gelehrter, aber nicht frömmer und mit geübten und in Ordnung gebrachten Begriffen zurück kommen.

Denn, anstatt daß die alten Vorurtheile sollten abgeschaft worden seyn, wodurch sich die Gelehrten allein von dem gemeinen Manne unterscheiden müssen, so sind dieselben vielmehr mit neuen vermehrt worden. Wenn man aber einen jungen Menschen die Wissenschaften mit Nutzen beybringen will, so muß das Gemüth desselben vorher von allen Vorurtheilen gänzlich befreyet seyn. Sonst nimmt er nichts an, und hält nichts für gewiß, als was mit dem ihm einmal beygebrachten Satze übereinstimmet.

Hieraus erhellet deutlich, daß diejenigen mir Unrecht thun, welche aus einigen scherzhaften Stellen, die hin und wieder in meinen Schrifften vorkommen, den Schluß ziehen, daß ich ein Feind der Studien sey. Meine unausgesetzte Arbeit, die vielen Schrifften, welche ich herausgegeben, und die Belohnungen, wodurch ich andre zum Schreiben aufgemuntert habe, zeigen vielmehr einen Eifer, als eine Kaltsinnigkeit, und weit mehr eine Ehrerbietung gegen die Wissenschaften, als eine Verachtung derselben an. Auch diejenigen irren sehr, welche glauben, daß ich um meines Nutzens halber die Feder ergriffen. Ich habe andre Mittel in Händen gehabt, wodurch ich mir mit geringer Mühe einen grössern Gewinnst hätte erwerben können. Der Fleiß, womit ich meine Schrifften ausgearbeitet, giebt deutlich genug zu erkennen, daß ich nicht durch die Geldbegierde zum Schreiben aufgemuntert worden. Ich habe die allerbequemsten und einträglichsten

Gele-

Gelegenheiten fahren lassen, weil ich sie als Hindernisse in meinem Studiren angesehen, und allemal die Zeit für verlohren gehalten habe, die man nicht auf das Studiren wendet.

Dennoch scheint es nicht, daß ich bey diesem grossen Triebe zu den Wissenschaften etwas besonders ausgerichtet. Und ob mir gleich einige den Ruhm geben, daß ich sehr fleißig gewesen, so dünkt mich doch, daß von mir gar nichts zu Stande gebracht worden. Wenn ich mich mit andern vergleiche, tadle ich selbst meine Trägheit, daß ich meine Zeit fast wie im Schlafe zugebracht habe. Die Krankheiten, mit welchen ich beständig geplagt werde, hindern mich sehr in meinem Studiren; insonderheit aber werde ich durch die Kopfschmerzen abgehalten, welche zwar einem jeden sehr beschwerlich sind, niemanden aber empfindlicher fallen, als einem Studirenden. Wenn ich deßwegen die Macht hätte, die Krankheiten auszutheilen, die doch dem menschlichen Geschlecht unvermeidlich sind, so würde ich die Kopfschmerzen entweder dem Frauenzimmer allein zutheilen, oder ich würde ihnen bey solchen Leuten einen Platz anweisen, deren Geschäfte nicht erfordern, daß man mit dem Kopf arbeite; oder, ich würde auch befehlen, daß sie sich allein bey abgeschmackten und elenden Scribenten aufhalten sollten, von denen wir eine so grosse Menge haben.

Wo ich mich ja auf einige Art um die Wissenschaften verdient gemacht, so bestehet es blos darinn, daß ich gesucht habe, den pedantischen und

allgemeinen Geschmack zu dämpfen, welchen man noch bey den meisten wahrnimmt. Weil die englischen und französischen Academien von mir sehr früh besucht worden, so habe ich daselbst nicht sowol gelernet, wie man gelehrt schreiben, sondern wie man seine Gedanken auf eine angenehme und reizende Art ausdrücken müsse. Und ich kann auch, ohne die geringste Pralerey, behaupten, daß ich fast der erste unter meinen Landsleuten gewesen, der anstatt magrer und verwirrter, kranken, ordentliche pragmatische Geschichte geliefert, und die Moral wieder hergestellet, die vorher in Norden gleichsam begraben war. Einige erkennen meine Verdienste auch, und rühmen meinen Fleiß. Nur dieses scheint ihnen so seltsam, daß ein Mann, der stets krank ist, und ein bereits ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht hat, an solchen Kleinigkeiten einen Gefallen finden, und allerhand Scherzgedichte und lustige Fabeln schreiben können. Aber eben die Schwachheit meines Leibes, und das betrübte Wesen, welches bisweilen mein Gemüth einnimmt, treiben mich dazu an, und ich habe diese Arbeiten auch wirklich als eine Arzeney befunden. Deßfalls rathe ich auch andern, sich dieses Mittels bey solchen Zufällen zu bedienen. Ich ward einmal von einem gewissen Manne wegen meiner aufgeweckten Schreibart mit diesen Worten getadelt: Wie können sie doch solche lustige Sachen schreiben, da sie doch selbst so ernsthaft sind, und ein so eingezogenes Leben führen? Ich aber

gab

gab demselben diese Antwort: Wie können sie doch solche ernsthafte Schrifften abfassen, da sie doch selbst einem Comödianten so ähnlich sind.

Obgleich meine Bemühungen und Arbeiten durch die Schwachheiten meines Lebens öfters unterbrochen werden, so werden sie doch auch zugleich dadurch befördert. Denn eben diese Krankheiten, womit ich beständig geplagt bin, haben mich gezwungen, fast allen Gesellschaften zu entsagen, und ich lebe dennoch in dieser grossen Stadt, wie in einer Einöde, ob es hier gleich nicht an solchen Dingen fehlet, die das Studiren unterbrechen können. Die Palläste grosser Herren besuche ich niemals, weil ich mit meinem Zustande vergnügt bin, und dem Schatten leerer Ehrentitel längstens entsagt habe, nach welchem andre mit grossen Eifer trachten. Wenn grosse Herren zugleich mit Rang, Titeln und Vorzügen auch die Gesundheit verleihen könnten, so würde ich nicht ablassen, sie durch Bittschriften so lange zu beunruhigen, bis ich meinen Endzweck erhalten hätte. Da dieselben mir aber in diesem Stücke nicht helfen können, so bleibe ich zu Hause, und warte meine Geschäfte ab. Man meynt, daß ich in dieser Aufführung etwas von der englischen Nation angenommmen. Die Engländer pflegten ehedem von meinem Gesichte zu urtheilen: He looks as an englisch Man. Jedoch in meinen Neigungen komme ich noch mehr mit diesem Volke überein. Mir hat diese Nation jederzeit sehr wohl gefallen, und ich bin derselben auch nicht

unangenehm gewesen. Man hat gleichfalls an mir bemerkt, daß ich in meinen Studien und Sitten die Gemüthsart und den Geschmack dieses Volks vollkommen ausgedruckt. Alles, was ich auf den Herzen habe, das entdecke ich mit der größten Aufrichtigkeit, und aus allen erwähle ich dasjenige, was der Wahrheit am nächsten zuzukommen scheint.

Ich beobachte auch noch in meinem Alter überaus sorgfältig diejenige Enthaltsamkeit, wozu ich mich bereits in meiner Jugend gewöhnt habe, und höre alle Vermahnungen sehr kaltsinnig an, wodurch mich meine Freunde zu einer andern Lebensart zu bewegen suchen. Man glaubt, die Wollüste zu dämpfen, sey nichts anders, als die Begierde zu zwingen, die man zu dieser oder jener Sache trägt, und daher betäuben sie meine Ohren durch die philosophischen Regeln, die hier in Norden eingeführt worden, und worinn insonderheit befohlen wird, daß man seinem Leibe nichts entziehen müsse. Dies nennen sie den Leib pflegen; ich aber nenne es, den Leib bestürmen. Da ich aus der Erfahrung weis, daß der Leib weit mehr durch eine solche Pflege, als durch die Mäßigkeit geschwächt werde. Ich kann dieses auch mit meinem eignen Beyspiele bestärken. Vor vierzig Jahren war ich so schwach und ausgemergelt, daß meine Freunde urtheilten, ich würde nicht lange leben, wo ich meinen Leib nicht besser pflegen würde. Aber die meisten von diesen, welche ihrem Leibe nichts entzogen, sind

läng-

längstens gestorben und begraben worden. Ich aber lebe noch, da ich meine alte Gewohnheit sorgfältig beybehalten und immer enthaltsam gelebt. Diejenigen thun am besten, die den Mittelweg treffen. Man muß essen, damit man das Leben erhalte. Man muß aber auch nicht glauben, daß man blos zu dem Ende in der Welt sey, damit man essen möge. Derjenige verdienet eben sowohl getadelt zu werden, der seinem Leibe alles versagt, als der ihm alles erlaubt. Man kann beyde als Feinde ihres eignen Leibes ansehen. Man muß so viel essen und trinken, daß die Kräfte dadurch gestärkt, nicht aber unterdrückt werden. Und diejenigen handeln am klügsten, welche zwischen den Uebungen des Leibes und des Gemüths den Mittelweg halten. Das menschliche Leben ist, nach dem Ausspruche des Cato, den Eisen ähnlich, wenn man es beständig braucht, so wird es abgerieben, wenn man es aber nicht braucht, so wird es durch den Rost verzehret. Auf eben dieselbe Art bemerkt man auch, daß die Menschen durch die beständige Arbeit aufgerieben werden. Wenn sie sich aber gar nicht üben, so werden sie durch Faulheit und Nachläßigkeit zu allen Dingen völlig untüchtig gemacht.

Einigen scheint es lächerlich zu seyn, daß ich Geld sammle, insonderheit, da ich unverheyrathet bin, und daher auch glaublich ist, daß ich ohne Erben sterben werde. Ich werde durch dieses Urtheil nicht zum Unwillen bewegt. Denn bisweilen lache ich selbst über mich. Ich habe beydes

versucht, und kann daher am besten davon urtheilen. Wie ich von allen Mitteln entblößt war, so wußte ich auch von keinen Sorgen.

Cantabam vacuus coram latrone viator.

Mit meinem Vermögen aber haben sich auch Furcht und Bekümmerniß zugleich eingefunden. Und da ich meinen Leib weder pflegen kann noch darf, so empfinde ich blos die Beschwerlichkeiten, welche mit dem Reichthum verbunden sind, niemals aber schmecke ich das damit verknüpfte Vergnügen. Es scheint also, daß man mit Recht über mich spotten könne. Wenn ich aber nichts destoweniger einen von meinen Spöttern zum Erben einsetzen wollte, so dürfte derselbe sich doch nicht wägern, die Sorge, Furcht und Bekümmernisse zu übernehmen, welche mit dem Reichthum verbunden sind. Anstatt so vieler Spötter würde ich so viele ergebne und verbundenste Diener haben, welche sich nicht entziehen würden, mir auch die geringsten Dienste zu leisten. Und daher würde man aufs deutlichste abnehmen können, daß alle solche Vermahnungen und Spöttereyen aus einer blossen Mißgunst herrühren. Wir stellen uns bisweilen, als wenn wir die Dinge verachteten, die uns nicht zu Theil werden können; und hierauf zielt die Fabel von dem Fuchs, welcher die Birnen für sauer hielte, weil ihn der Weg zu denselben verschlossen war. Wer also in diesem Stücke über mich spottet, der spottet über die meisten Menschen, die mit eben derselben Schwachheit behaf-

behaftet sind; ja der spottet auch über sich selbst. Blos allein diejenigen scheinen ein besseres Recht zu haben, darüber zu spotten, welche ein müßiges Leben führen, und in einem Tage mehr verzehren, als sie in vielen andern Tagen wieder zu erwerben im Stande sind. Jedoch, da die Sparsamen von ihnen verlacht werden, so geben sie zugleich dadurch Anlaß, daß man mit weit grösserm Rechte über sie spotten kann. Nennt man die Sparsamkeit eine Thorheit, so muß die Verschwendung gewiß den Namen einer Tollheit erhalten. Wir können nicht begreiffen, aus welcher Ursache alte Leute, die ihrem Grabe so nahe sind, dennoch Mittel sammlen, von denen sie niemals einigen Nutzen erwarten können. Denn was kann ungereimter seyn, als daß man zu einer kurzen Reise sich mit so vielen Reisegeld versiehet. Aber das ist noch viel schwerer zu begreiffen, daß die Armen so viel Geld verschwenden, da sie doch, wenn sie vernünftig damit haushielten, Armuth und Hunger dadurch abhalten könnten. Die ersten pflanzen Bäume, die, wenn sie ihnen gleich selbst keine Früchte bringen, doch den Nachkommen nützlich seyn können; aber die letzten hauen die Bäume ab, damit weder sie, noch ihre Nachkommen Nutzen davon haben mögen. Sie leben einen Tag sehr herrlich und im Ueberflusse, in den folgenden Tagen aber herrscht der gröste Mangel bey ihnen. Die Sparsamkeit der Reichen erweckt ein Gelächter, aber die Verschwendung der Armen verdient billig

lig Mitleiden. Man kann beyde Schwachheiten eine Krankheit nennen; aber die erste besteht nur in einem Fieber, hingegen die andre in einer offenbaren Raserey.

Die Beschaffenheit meines Körpers verbindet mich zu einer sparsamen und mäßigen Lebensart, und der Ueberfluß würde mir gewiß allerhand Krankheiten zuziehen. Deßwegen ist meine Mittagsmahlzeit also eingerichtet, daß ich auch noch eine Abendmahlzeit halten kann. Und, um meine Gesundheit zu erhalten, gehe ich zu Fusse. Es ist ein Kennzeichen eines vernünftigen Menschen, und der Pflicht eines guten Bürgers gemäß, daß man Mittel auf eine anständige Art zu sammlen sucht, und das erworbene zu erhalten sich bemühet. Ich gestehe, daß diese Vorsichtigkeit bey einem solchen Manne einen grössern Ruhm verdienet, der mit Kindern gesegnet ist, als bey dem, der in einem unverheyratheten Stande lebt. Aber was würde man denn sagen, wenn ich noch einmal auf die Gedanken fiele, in den Stand der Ehe zu treten? Denn ich habe bemerkt, daß diese Hitze meine Landesleute bisweilen ganz unvermuthet überfällt. Es können sich aber auch noch ausserdem verschiedene Fälle zutragen, denen das menschliche Leben unterworfen ist, und welche uns antreiben können, auf das Künftige bedacht zu seyn. Hienächst habe ich mir angelegen seyn lassen, sowol durch mein Leben, als auch durch meine Schrifften, meine Landsleute zu erbauen; und

also muß ich sie auch sowol durch Beyspiele als durch Vermahnungen aufmuntern. Wenn ich in Spanien gebohren wäre, wo die Einwohner ihrem Leibe alles entziehen, und blos von der Luft zu leben scheinen, so würde ich meine Mitbürger sowol durch mein Leben, als auch durch meine Schrifften zu einem grössern Aufwand angereitzt, und von einer so gar genauen und eingeschränkten Lebensart auf alle Art abgerathen haben. Aber in unserm Norden, wo man die Ceres und den Bachus aufs eifrigste verehret, werden andre Regeln und andre Beyspiele erfordert. Und ist es denn endlich thöricht, vorsichtig zu handeln, und die Ameisen in diesem Stücke zum Vorbilde zu nehmen, so trifft diese Beschuldigung sowol denjenigen, der Kinder hat, als den, der nicht verehlichet ist. In den Augen eines Philosophen ist der Grund, welchen ein Vater zur Beschönigung seines Geitzes braucht, daß die Kinder nach seinem Tode anständig leben mögen, gar nicht hinlänglich, denn der Tod hebt alle Verbindungen auf, und in jenem Leben wird an irdische Dinge nicht mehr gedacht, wo wir uns nicht mit dem gemeinen Manne einen solchen Himmel vorstellen wollen, worinn man essen und trinken wird. Und endlich kann man auch nicht sagen, daß derjenige ohne Kinder stirbt, der das gemeine Wesen zu seinem Erben einsetzt.

Weil ich so viel von meinem Vermögen rede, so sollten Sie bald auf die Gedanken gerathen, daß

ich sehr reich seyn müsse. Aber, ich bin weder arm noch reich. So viel habe ich mir erworben, daß ich reichlicher, als vorher, leben kann; und dieses habe ich mir auch nur einzig und allein gewünscht. Derjenige handelt klug und vorsichtig, der einen anständigen und erlaubten Vortheil nicht aus den Händen gehen läßt, sondern sich die Gelegenheit zu Nutze macht, und so viel zu erwerben sucht, daß er auf alle Fälle, die man nicht vorher weis, so viel besitze, wovon er leben und sich ernähren kann. Wer hiemit nicht zufrieden ist, sondern beständig scharret, und Mittel auf Mittel häuft, damit er einen ausserordentlichen Schatz zusammenbringen möge, der verdient nicht den Namen eines klugen und vorsichtigen Haushalters, sondern ist vielmehr auf eine recht schändliche Art geizig. Für diesen Laster behüte mich GOtt! Die Mittel, die ich besitze, sind durch Fleiß und Arbeit erworben, und durch Mäßigkeit erhalten worden. Dieser auf eine rechtmäßige Art erworbenen Güter bediene ich mich zu meiner Nothdurft. Einen Theil derselben wende ich auf die Verbesserung meines Landguts an, und das übrige will ich, nach dem deßfalls gemachten Entwurfe, zum Besten des gemeinen Wesens anwenden; so, daß die Nachkommen mich nicht sowol für einen Besitzer, als vielmehr für einen Verwalter meines Vermögens halten sollen.

Mein Leib empfindet auch noch im Alter eben dieselben Schwachheiten, denen er bereits in der Jugend unterworfen war. Ich bin noch mit

eben

eben denselben Krankheiten geplagt, die ich in meiner Jugend durch Enthaltsamkeit, Arbeit und beständige Bewegung gelindert habe; da sie aber nun mit dem Alter zunehmen, so ist ein aufgeräumtes Gemüth das einzige Mittel, welches ich ihnen entgegen setzen kann. Es ist bey beständig anhaltenden Schwachheiten des Leibes nichts nützlicher und nöthiger, als daß man Sorge trage, daß das Gemüth ruhig und munter bleibe, da der Leib der Regierung der Seele, und die Seele des Dienstes von dem Körper bedarf.

Ich merke, daß ich beständig krank bin, dennoch habe ich bisher nicht entdecken können, worinn meine Krankheit eigentlich bestehet. Meinem Urtheile nach ist mir nichts zuträglicher, als die China; weil aber die Aerzte solches nicht für gut ansehen, so darf ich es nicht wagen, mich täglich dieses Mittels zu bedienen, weil ich die Eigenschaft und Natur desselben nicht kenne. Wenn diese Arzney die Kraft hätte, die scharfen Säfte wegzunehmen, so würde ich kein Bedenken tragen, dieselbe täglich zu gebrauchen; wenn man aber sonst keine Wirkung davon empfindet, als daß die Wallung nur auf eine Zeitlang gestillet und beruhiget wird, so halte ich diese Arzney nicht allein für unnütz, sondern auch für schädlich. Das Heilungsmittel, wodurch die Krankheit nur gebrochen, nicht aber völlig gehoben wird, verursachet nur, daß das Uebel nachher mit desto grösserer Gewalt wieder überhand nimmt. Meine Krankheit dauret also beständig, und meine Jahre

re nehmen dabey zu, ohne daß ich es selbst einmal merke. Und vielleicht lebe ich lange, weil ich beständig krank bin. Meine stets anhaltende Schwachheit treibt mich an, enthaltsam zu leben, und dadurch wird mein Leben, obgleich auf eine beschwerliche Art, verlängert. Die Beschaffenheit meines Leibes kömmt mit meinem Geschmack überein. In beyden Theilen bin ich von andern unterschieden. Was andern wohlschmeckt, das erweckt bey mir einen Eckel, und mir ist dasjenige zuträglich, was andern Schaden bringt. Niemals bin ich gesunder, als wenn ich verstopft bin und des Nachts nicht geschlafen habe.

Die Bücher sind noch, wie jederzeit, mein angenehmster Zeitvertreib; aber das Lesen derselben schaft mir keinen sonderlichen Nutzen. Was ich auch dem Gedächtniß gerne einverleiben will, das vergesse ich doch gleich wieder, und bisweilen wollen mir auch die Namen der allerbekanntesten Sachen nicht beyfallen. Wenn Sie deßwegen verlangen sollten, zu wissen, warum ich denn bey so bewandten Umständen noch mein Studiren fortsetzte, so würde ich mit jenem Professor antworten, der seine Vorlesungen hielte, da kein einziger Zuhörer vorhanden war: Ich lese um GOttes und meines Amts willen. Die Ursachen, welche mich sonst noch zum Studieren anreitzen, habe ich folgendermassen zu erkennen gegeben:

- - - Causa studendi
Ipsis in studiis, vt studeam, studeo.

Mein

Mein Gedächtniß nimmt nichts mehr an, und am allerwenigsten kann ich historische Sachen behalten. Auch die Wörter und Ausdrücke fehlen mir oft; ja, bisweilen muß ich mich selbst auf meinen eignen Namen besinnen. Deßfalls nehme ich in meinem Studiren durch das Lesen nicht weiter zu; doch vergesse ich niemals wieder, was ich in meiner Jugend gelernet habe. In den Wissenschaften, wobey das Gedächtniß keinen so grossen Einfluß hat, komme ich doch etwas fort, aber mehr durch eignes Andenken, als durch Lesen. Ich studire, daß ich mich selbst und andre, sowol in Absicht auf einzelne Personen, als auch auf ganze Völker, kennen lerne. Und da ich auf meinen ausländischen Reisen mit grösserm Fleisse die Menschen als die Büchersäle durchforscht, so habe ich das Naturell der meisten europäischen Völker ziemlich genau kennen lernen. Sie haben mich öfters aufgemuntert, mein Herr, daß ich die Beschreibung meiner Reisen mit solchen Abbildungen ausschmücken möchte: Weil aber dieses mit gar zu vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist, so habe ich es allemal von mir abgelehnet, und verbitte es auch noch. Ich habe immer gehoft, Sie würden mir erlauben, daß ich Ihnen dieses mit eben derselben Ergebenheit abschlagen dürfte, mit welcher ich sonst Dero Befehle zu vollziehen gewohnt bin. Jedoch, Ihr letzter Brief bezeugt das Gegentheil: Und da Sie nicht nur Dero Befehl wiederholen, sondern mir auch die Vollziehung desselben bey dem Verlust Ihrer Freund-

schaft auflegen, so will ich eine kurze Abbildung von gewissen Nationen mittheilen, damit es nicht scheine, daß ich einem Manne ungehorsam gewesen bin, dem ich so viel schuldig bin.

Bedenken über gewisse europäische Nationen.

Unter den auswärtigen Völkern bin mit den Franzosen, Engländern, Italiänern, Teutschen und Holländern umgegangen.

Die Franzosen rühme ich, weil sie zur Gesellschaft und zum Umgange so sehr aufgelegt sind; ich würde sie aber noch weit mehr lieben, wenn sie nicht so gar geschickt dazu wären. Denn so leicht ein mürrisches Wesen einen zum Zorn reitzen kann, eben so leicht erweckt ein gar zu höfliches und freundliches Wesen einen Verdruß und Widerwillen. Da die Franzosen ein sanguinisches Temperament haben, so können sie im Augenblicke zornig werden, aber dieser Sturm legt sich gleich darauf wieder. Sie richten sehr geschwinde Freundschaft auf, aber sie brechen dieselbe auch sehr bald wieder. Und da weder die Liebe noch der Haß bey ihnen von einer langen Dauer ist, so verdient diese Nation weder geliebt noch gehaßt zu werden. Die angebohrne Aufrichtigkeit macht insonderheit die Franzosen beliebt: Denn sie sind insgemein so offenherzig, daß man sie auch deßwegen tadeln kann. Sie

sind

sind freygebig und barmhertzig, und üben bisweilen solche erhabne Tugenden aus, die den Namen heroischer Tugenden verdienen; aber sie werden mehr durch einen plötzlichen Einfall, als durch ein reiffes Nachdenken dazu angetrieben, und alles geschiehet bey ihnen so schnell, als wenn sie durch einen unerwarteten und heftigen Zufall hingerissen würden. Eben dieses kann man auch von ihren Lastern sagen. Hierinn aber irren doch die meisten Scribenten, daß sie der ganzen Nation die Fehler beylegen, welche allein den Einwohnern in Paris eigen sind. Der Fehler rührt daher, weil die meisten allein mit den Parisern umgegangen sind. Der gemeine Mann in meinem Vaterlande glaubt, daß alle Franzosen schwarz sind, weil diejenigen, die zu Schiffe aus den südlichsten Provinzen dieses Königreichs zu uns kommen, gröstentheils Bootsleute sind, deren Haut durch Sonne und Luft braun geworden: Diese aber sind in der Farbe, in den Sitten und Gebräuchen von den Parisern gar sehr unterschieden, und pflegen wie die andern Franzosen, die in den Provinzen wohnen, eben so sehr über die Thorheiten der Pariser, als andre Nationen zu lachen. Dennoch verwerfe ich den Anstand der Pariser nicht gänzlich. Nur diejenigen tadele ich, welche über die Pariser spotten, und doch Affen derselben sind; welche über Meer und Land reisen, um solche Sitten anzunehmen, die mit ihrer Natur streiten. Denn die Geberden und Sitten, welche den Parisern wohl anstehen, weil

sie ihnen angebohren sind, verstellen andre, und machen sich lächerlich. Man stelle sich einen einfältigen und ächten Holländer vor, der mit einer starken Ladung von pariſischen Galanterien die Rückreiſe in sein Vaterland antritt: Wird derſelbe nicht allen Menschen zum Gelächter und Gespötte dienen, weil er seine eigne Natur abgelegt, und eine fremde angenommen. Ich habe in meinen vorigen Briefen gesagt, daß die Franzosen sehr eigennützig sind, und die Reiſenden und Fremden insgemein um ihr Geld zu bringen pflegen; aber hiedurch verstehe ich weder die ganze französische Nation, noch alle Einwohner der Stadt Paris, sondern allein die Wirthe in der Vorstadt St. Germain, wo die Fremden sich insgemein aufzuhalten pflegen. Man findet an diesem Orte, daß die Wirthe, Krämer, Sprachmeister und andre eine grosse Erfahrung besitzen, die jungen Leute zur Verschwendung und zum unnöthigen Aufwand zu reitzen. Dieses aber ist kein Fehler der ganzen Nation. Denn die Franzoſen sind so edelmüthig, freygebig, aufrichtig und unbesorgt, daß sie öfterer von andern betrogen werden, als daß sie andre betriegen sollten. Ja, die Wirthe selbst in der Vorstadt St. Germain leiden durch ihre Leichtglaubigkeit Schaden. Sie betriegen die Fremden, und werden von denselben wieder betrogen. Denn viele Ausländer, wenn sie alles verzehrt, und grosse Schulden gemacht haben, werden unsichtbar, wenn sie nicht bezahlen können, oder werden

auch

auch mit der Versicherung erlassen, daß sie das Geld bald schicken wollen, woran sie aber nachher niemals gedenken.

Die Tugenden, mit welchen sich die Franzosen am meisten brüsten, und wodurch sie einen Vorzug vor allen andern Nationen zu haben glauben, bestehen in ihren angenehmen Sitten, in ihrer zierlichen Sprache und in ihrem freyen Umgange. Aber es stimmen nicht alle in der Beschreibung der Tugenden und Laster überein. Was bey dieser Nation eine Tugend ist, das wird bey einer andern als ein Laster angesehen, und was man hier mit dem Namen der Artigkeit belegt, solches heißt an einem andern Orte Gauckeley. Was die Franzosen unter der Anmuth und Freyheit der Sitten begreiffen, solches nennen die Spanier eine Frechheit. Was man in Spanien für eine anständige Ernsthaftigkeit hält, das scheint den Franzosen ein mürrisches Wesen zu seyn. Wenn die nordischen Völker jemand geitzig nennen, so erhält derselbe in Italien den Ruhm, daß er ein guter Haushalter sey. Wer den Deutschen freygebig zu seyn scheint, der ist nach dem Urtheil der Holländer sehr verschwenderisch. Was die Engländer als eine Beständigkeit rühmen, das verwerfen andre Völker als eine Hartnäckigkeit. Auf solche Art verändern sich die Tugenden und Laster, und erhalten nach dem Naturell der Völker auch andre Namen. Und daher können auch die Tugenden, mit welchen sich die Franzosen brüsten, mit grösserem

Rechte französische Zierlichkeiten, als wirkliche Tugenden genannt werden. Denn, wenn es wirkliche Tugenden seyn sollten, so müßten sie auch von andern Völkern dafür angesehen werden. Zwar die Franzosen können sich in diesem Stücke auf die Uebereinstimmung andrer Nationen beruffen, indem die Jugend beynahe aus ganz Europa in grosser Anzahl nach Paris komt, um die französischen Sitten anzunehmen. Weil aber die jungen Leute ein weit grösseres Vergnügen an Kleinigkeiten, als an ernsthaften und wichtigen Dingen finden, so können die Franzosen sich auf diesen Beweis nicht gar zu viel verlassen, welcher ihnen weit mehr ihre Fehler vorrückt, als daß er von ihrer Tugend zeugen sollte. Ob ich gleich an einer anständigen Freyheit und an einem aufgeweckten Wesen ein grosses Vergnügen finde, so sind mir doch die ihrer Nation so eigenthümlichen Tugenden, womit sie sich so groß machen, und deren Mangel sie bey andern Völkern beklagen, jederzeit beschwerlich gewesen. Man trift aber doch auch unter den Franzosen selbst einige an, welche an diesen so sehr berühmten Galanterien einen Eckel haben, und sich nach den Sitten anderer Völker richten. Die Officiers, und andre Kriegsbediente, welche in fremden Diensten gestanden haben, unterscheiden sich von ihren Landsleuten, die niemals einen Fuß aus ihrem Vaterlande gesetzt haben, durch die Verschwiegenheit, Ehrbarkeit, Ernsthaftigkeit und durch anständige Sitten, auf eine überaus

merk-

merkliche Art. Aber diejenigen, welche mit denen sogenannten groben und unpolirten Nachbarn keinen Umgang gehabt haben, insonderheit die jungen Leute, die man Petits Maitres nennt, sind ganz unerträglich, und ich habe schon gezittert, so bald ich sie nur von ferne wahrgenommen. Nach meiner Einsicht handeln die Franzosen vernünftiger, wenn sie ihre jungen Leute in fremde Länder reisen liessen. Und andre Nationen verführen klüger, wenn sie ihre Jugend zu Hause behielten. Wenn unsre jungen Leute aus Frankreich zurücke kommen, so scheint es, als wenn sie in lauter Mißgeburten verwandelt worden, weil sie die französischen Geberden wider ihre Natur nachäffen wollen. Es ist nichts schöner und anständiger, als wenn einer in seinem Leben sich jederzeit selbst ähnlich ist. Dieses aber kann niemals geschehen, wenn man die Natur eines andern nachzuäffen sucht, und darüber seine eigne vergißt. Das ziert uns am meisten, was unsrer Natur am gemässesten ist. Ich rede hier blos von den französischen Sitten und Zierlichkeiten: Manieres françoises. Denn in Absicht auf die Studien, ist Paris der rechte Sitz der schönen Wissenschaften, und es ist kein Ort, wo man in einer kurzen Zeit mehr zunehmen, und wo der Geschmack mehr geläutert werden kann. Ich gestehe, daß ich alles, was ich weis, den französischen Büchern zu danken habe. Denn durch das Lesen derselben habe ich meinen Geschmack auf eine vernünftige Art eingerichtet, und dadurch auch nachher meine Schrifften wie-

der beliebt gemacht. So frey die französischen Sitten sind, so ordentlich und vernünftig sind ihre Schrifften abgefaßt, und es scheint fast, daß die Franzosen, wenn sie schreiben, so lange ihre Natur verändern und ablegen.

Die Wissenschaften, welche am stärksten in Paris getrieben werden, sind die Beredtsamkeit, die Dichtkunst und die Geschichte. In ihren Briefen und Reden sehen sie nicht so sehr auf die Ausschmückung und Zierlichkeit der Worte, als auf die Wichtigkeit der Sachen. Denn die französische Sprache ist zu zweydeutigen geschmückten Redensarten gar nicht geschickt. Weil aber die Sprache so sauber und rein ist, so können die Franzosen in Heldengedichten, die eine pathetische Schreibart erfordern, den Engländern und Italiänern nicht gleichkommen. Aber in der Historie übertreffen sie alle andre Völker. Die Schrifften der Franzosen sind überaus schön, und wenn sie so frey schreiben dürften, als die Engländer, so würden ihre Arbeiten die allervollkommensten seyn. Frankreich hat auch die allergrößten Philosophen hervorgebracht. Weil es ihnen aber unmöglich ist, sich lange bey einer Sache aufzuhalten, so dringen sie selten in das innere Wesen eines Dinges. Und daher ist auch das Sprichwort entstanden: Wenn ein Franzose einer Sache etwas mehr, und ein Engländer etwas weniger nachdächte, so wären sie beyde in allen Stücken vollkommen.

Ein hurtiger Begriff, und die Gegenwart des

Gei-

Geistes bey allen Zufällen, presence d'esprit, ist diejenige Tugend, welche bey dieser Nation am meisten hervorleuchtet. Ein Franzose begreift eine Sache schnell, und verrichtet seine Geschäffte mit einer grossen Hurtigkeit. Deßfalls sind sie auch in solchen Dingen, die keinen Aufschub leiden, ganz unvergleichlich zu gebrauchen. Die Gegenwart des Geistes ist bey unvermutheten Zufällen und Begebenheiten, da man nicht viel Zeit übrig hat, sich zu bedenken, was man thun soll, von einem ungemeinen Nutzen; nirgends aber ist sie unentbehrlicher, als in einer Feldschlacht, wo man öfters im Augenblicke, nach den sich eräugnenden verschiedenen Umständen, einen Entschluß fassen muß. Und weil die Franzosen hierinn sehr vieles vor andern Völkern voraus haben, so sieht man leicht die Ursache ein, warum Frankreich mehr grosse Generals aufweisen könne, als beynahe das ganze übrige Europa. Obgleich auch die Vorsichtigkeit und eine scharfe Einsicht von einem General erfordert werden, so wird er sich doch gewiß eine noch grössere Hochachtung und Bewunderung erwerben, wenn man die Gegenwart des Geistes bey ihm wahrnimmt, die insonderheit in dem hitzigsten Gefechte nöthig ist. Ein kluger Mann siehet ein Unglück vorher; aber einem unvermutheten Unglücke geschwinde und kühn entgegen gehen, und in einem Augenblicke die Sachen, welche sehr schlecht stunden, wieder auf einen guten Fuß setzen, das übersteigt fast die Kräffte eines Menschen.

In solchen Sachen aber, wo es lediglich auf die Urtheilskraft ankommt, reichen die Franzosen, wie einige glauben, nicht an die Vollkommenheit verschiedener benachbarten Völker. Denn durch eben dieselbe Fertigkeit, mit welcher sie allerhand Unruhen zu stillen vermögend sind, verwirren sie auch öfters solche Sachen, welche bereits in Ordnung gebracht waren, und sie haben die Verdrießlichkeiten, woraus sie sich mit vieler Geschicklichkeit befreyen, öfters ihrer eignen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Ich bewundere diejenigen, welche von einem sehr steilen Berge ohne Schaden herunter steigen; aber diejenigen lobe ich noch weit mehr, die ohne Noth nicht hinaufsteigen. Wenn die französische Hurtigkeit mit der spanischen Langsamkeit verbunden wäre, so würde alles besser von statten gehn; aber man findet beydes sehr selten in einer Person vereiniget. Denn die Franzosen können keinen Verzug oder Aufschub leiden, und was sie wollen, das soll in einem Augenblick geschehen. Daher ist auch das artige Sprichwort entstanden: Wenn man will, daß ein Franzose die Wahrheit sagen soll, so darf man ihn nicht durch allerhand Marter dazu bringen. Man darf ihm nur ein Pferd geben, welches sehr langsam geht, und nicht aus der Stelle kommen kann.*

Die

* Herr Hollberg drückt dieses in der lateinischen Sprache auf eine solche Art aus, worinn man ihm im Deutschen nicht wohl folgen kann: Si veritatis confessionem a Gallo extorqueas, non equuleus adhibendus est, sed equus lente procedens.

Die Franzosen sind so sehr zum Umgang mit andern geneigt, daß sie diejenigen, welche die Einsamkeit lieben, nur für halbe Menschen ansehen, und sie zum Spott, Philosophen oder Nachteulen nennen. Daher lieben sie auch das Hofleben, obgleich solches mit der größten Gefahr und mit sehr vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist. Wenn sie demnach vom Hofe entfernt, und in der Einsamkeit zu leben gezwungen werden, so halten sie dieses für einen grossen Schimpf, und glauben, daß diese Lebensart von einer stetswährenden Gefangenschaft nicht unterschieden sey.

Mehr will ich von den Franzosen nicht beybringen. Ich will mich nun über das Meer zu den Engländern wenden, deren Gemüthsart mir vollkommen bekannt ist.

Die Engländer sind weder Engel noch Teufel. Denn diese Nation hält in keinem Dinge die Mittelstrasse. Die Tugendhaften sind bey ihnen im höchsten Grad tugendhaft, und mit den Lasterhaften ist es eben so beschaffen. Es leiden die Laster und Tugenden bey diesem Volke gar keine Zusätze. Es ist kein Reich, welches so viele Exempel, sowol von heroischen und vollkommenen Tugenden, als auch von so schändlichen Verräthereyen, aufweisen kann. Bisweilen wagen die Stände des Reichs alles für die Wohlfahrt des Vaterlandes, und bisweilen verrathen sie alles.

Religion, Unglaube, Eifer, Nachläßigkeit,

Gelehrsamkeit, Unwissenheit, Arbeitsamkeit, Trägheit, Tugenden, Laster, alles kommt in diesem Reiche aufs höchste, und zur völligen Reiffe. Und wen man hier einige edle Neigungen nicht genug loben kann, so kann man an der andern Seite einige lasterhafte Eigenschaften nicht genug tadeln. Man wird dieses aufs deutlichste erkennen, wenn ich alles ordentlich auseinander setzen und erzehlen werde. Man findet keine Nation, welche müßiger und nachläßiger, aber doch auch zugleich arbeitsamer wäre. Die Engländer, welche der Faulheit und Trägheit ergeben sind, können weder durch Hunger, noch durch andre Strafen dahin gebracht werden, daß sie arbeiten, und zu dem Ende einen Fuß aus dem Hause setzen sollten. Man siehet deßwegen auch Künstler und Handwerksleute in grosser Armuth in öffentlichen Gefängnissen sitzen, welche doch nicht nur ihre Schulden bezahlen, sondern auch ihr reichliches Auskommen haben könnten, wenn sie nur Hände und Füsse rühren wollten. Die arbeitsamen Engländer aber wagen alles, und lassen sich durch keine Beschwerlichkeit und Mühe abhalten. Sie durchstreichen fremde Reiche und Staaten, sie begeben sich mit der größten Lebensgefahr aufs Meer, und dringen bis in die entferntesten Länder, sie greiffen alles an, es mag möglich oder unmöglich seyn; sie suchen solche Dinge durchzutreiben, welche andre nicht einmal versuchen wollen, und dieses alles zu dem Ende, daß sie entweder ihre

Neu-

Neugierde befriedigen, oder auch etwas gewinnen mögen. Daher sagt man auch von den Engländern, daß sie entweder durch ihre eigne Nachlässigkeit umkommen, oder wegen der gar zu sehr übertriebenen Arbeit sterben.

In Absicht auf die Wissenschaften halten sie eben so wenig die Mittelstrasse. Sie verwerfen entweder durchgehends alle Bücher und Wissenschaften, oder sie sind dem Studiren so eifrig ergeben, daß sie Tag und Nacht damit zubringen, und suchen ihren Verstand so sehr zu schärfen, daß sie denselben öfters darüber gar verlieren. Daher findet man fast keinen Ort, wo so viele gelehrte und ungelehrte Geistliche angetroffen werden, als in England.

Der Religion sind sie entweder mit dem aufrichtigsten Herzen ergeben, oder sie fechten dieselbe auch mit der größten Bosheit an. Der Aberglaube, der Unglaube, ein fanatisches Wesen und die Gottesverleugnung haben wechselsweise die Herrschaft: Denn man glaubt entweder gar nichts, oder man glaubt auch zu viel. Ihre Religion verwandelt sich bisweilen in den Aberglauben, und die Unglaubigen werden nicht selten Naturalisten. Die Römischcatholischen unter ihnen sind in ihrer Religion weit eifriger, als die Spanier und Italiäner, und tragen kein Bedenken, für den römischen Papst Leben, Güter und Ehre aufzusetzen, ja ihr Vaterland selbst zu verrathen. Welche aber einer andern Religion beypflichten, die setzen den Papst und den Teufel in

eine Classe. Sowol die Liebe als der Haß haben bey ihnen keine Grenzen. Der gar zu heftige Eifer, und die gar zu grosse Nachläßigkeit, in Absicht auf die Religion, verursachen gleichfalls, daß dieselbe nirgends heftiger angefochten, aber auch nirgends eifriger vertheidiget wird.

Es ist daher offenbar, wie sehr die Scribenten in der Abbildung dieser Nation irren, indem sie dem ganzen Volke solche Tugenden und Laster beylegen, welche nur von einem Theile desselben können gesagt werden. Denn die englische Nation verdient die beste und auch zugleich die schlimste unter allen andern genannt zu werden. Andre Völker haben gleichfalls ihre Tugenden und Laster; aber sie halten in beyden mehr Maße, und sie gelangen auch bey ihnen zu keiner so grossen Reiffe. Denn die meisten beobachten die Mittelstrasse so wohl, daß man selbst nicht weis, zu welcher Classe man sie rechnen soll.

Es sind dennoch einige Eigenschaften, welche der ganzen englischen Nation können beygelegt werden. Sie sind fast alle von der Eigenliebe so sehr eingenommen, daß sie alles, was ausländisch ist, verachten. Man kann ihnen aber diese Eigenliebe um so viel leichter verzeihen, wenn man die Glückseligkeit, den Reichthum, die Fruchtbarkeit und andre herrliche Vorzüge bedenkt, womit die Natur dieses Land begabt hat. Die Männer sind insgemein unerschrocken, und das Frauenzimmer ist schön. Jene regieren ausserhalb des Hauses, diese aber im Hause. Die Engländer

der, welche sonst die Herrschaft über andre Völker zu behaupten suchen, unterwerfen sich geduldig dem Joche ihrer Weiber, und sind hierinn den Löwen ähnlich, welche einem jeden unerschrocken entgegen gehen, aber sich für einer Maus fürchten. Man hat vor einiger Zeit einen Herzog * gesehen, dessen blosser Name den grösten Theil Europens zittern machte, welcher sich aber von seiner Gemahlin in allen Stücken regieren ließ. Und man hat dieses nicht nur an diesem grossen Helden bemerkt, sondern auch fast bey allen andern Engländern wahrgenommen.

Die Engländer begreifen eine Sache nicht so schnell, als die Franzosen; aber ihr Urtheil ist gründlicher. Sie reden wenig, aber was sie reden, das ist vorher von ihnen wohl überlegt worden. In der Beredsamkeit haben sie es am höchsten gebracht, und sie sind die einzigen zu unsern Zeiten unter allen Völkern in Europa, welche den alten Griechen und Römern in der Beredsamkeit nachahmen und erreichen. Die Reden, welche in andern Ländern gehalten werden, sind zwar geschmückt und wohl ausgearbeitet, aber doch ohne Kraft und Nachdruck. Denn, weil die Redner nicht die Freyheit haben, zu reden, was sie wollen, so können sie ihre Reden blos durch die Zierlichkeit angenehm machen. Aber die englischen Reden, welche in den Parlamentshäusern gehalten werden, sind vollkommen nach den Mustern der alten Reden eingerichtet. Es wer-

* Der Herzog von Marlborough.

werden die wichtigsten Dinge darinn vorgetragen, und sie zielen eben, wie die alten griechischen und römischen Reden, auf die Republik und auf den Staat. Die Redner füllen dieselben nicht mit unnützen Worten, noch mit vielen scharfsinnigen und weitgesuchten Stellen und Aussprüchen an; und sie dürfen auch dazu um so vielweniger ihre Zuflucht nehmen, je reicher die Materie ist, von welcher sie reden. Daher trifft man auch in England solche Redner an, die diesen Namen mit Recht verdienen. Eben dieselbe Freyheit, welche sie im Reden und Schreiben haben, verursachet auch, daß sie in solchen Schrifften, welche die Moral und Religion angehen, andre Völker übertreffen. In der Historie aber hält man die Franzosen für stärker. Denn, obgleich die Engländer aus Furcht die Wahrheit nicht verhehlen dürfen, so beobachten sie doch öfters die Ordnung nicht, und ihre Historien kann man eher Chronicken nennen, die blos dasjenige erzehlen, was vorgefallen ist, als daß man sie mit dem Namen, wohlabgefaßter und zusammenhangender Geschichte, belegen sollte. Und weil in England fast beständig allerhand Partheyen sind, so wird die Wahrheit öfters dadurch unterdrückt.

Der Ursprung der englischen Sprache erzehlet man folgendermassen: Der Teufel habe alle alte und neue Sprachen in einen Topf geworfen, und wie der Topf zu kochen angefangen, so habe er aus dem Schaum die englische Sprache zu-

sam-

sammengesetzt. Man sieht leicht, daß diese Fabel von den Verächtern dieser Sprache erdichtet worden, welche die englische Sprache für keine eigentliche und besondre Sprache, sondern für eine Vermischung aller andrer Sprachen halten. Da aber dieser Schaum eine Sammlung von allen andern Sprachen ist, so fehlt es den Engländern auch nicht an Wörtern, sondern sie können alles nett, hinlänglich und vollständig ausdrücken. Diesen Reichthum der Sprache, welcher mit dem erhabnen Geiste der Engländer verbunden ist, haben wir den allervortreflichsten Heldengedichten zu danken. Denn nach dem Homer und Virgil hat es noch niemand so hoch gebracht, als Milton und Pope. In Schauspielen aber kommen sie den Franzosen nicht gleich, weil sie hierinn einen besondern Geschmack haben, der andern Nationen unangenehm ist. Wie der dänische Schauplatz noch hier im Flor war, so machte ich einen Versuch, und übersetzte einige englische Comödien in die dänische Sprache; aber es fand niemand einen Gefallen daran. Es mangelt ihnen zwar nicht an Schertz und lustigen Einfällen, aber es fehlt die rechte Munterkeit, welche die Seele eines Schauspiels ist.

Da die Engländer sehr tief und gründlich eine Sache zu überlegen gewohnt sind, und lieber ihren Verstand verlieren, als daß sie den Satz, worauf sie einmal gekommen sind, sollten fahren lassen, so kann man England eine rechte Schule der Weltweisheit nennen. Ihre Philosophen

sind nicht nur wegen ihrer Lehre, sondern auch wegen ihres Lebens ansehnlich und verehrungswürdig; denn sie suchen die Menschen eben so wol durch ihre Sätze als durch ihren Wandel zu bessern und zu unterrichten. Sie sind also von den alten Philosophen, welche sie in Lehre und Leben zu Mustern nehmen, allein dadurch unterschieden, daß sie sich ihnen in der Kleidung, im Hochmuth und in lächerlichen Geberden nicht gleichstellen. Man kann also von den Engländern sagen, daß man daselbst Weltweise, aber ohne Mantel und Bart, antrift. Es ist einem jeden bekannt, wie viel die Engländer in der Mathematik und in der Moral geleistet haben; und die grossen Beyspiele eines recht philosophischen Lebens werden auch noch von den Nachkommen bewundert werden. Man muß demnach England mit dem grösten Rechte den Ruhm beylegen, daß es wahre Helden und Philosophen hervorgebracht.

Ihr Geschmack in gelehrten Sachen hat sich mit den Zeiten öfters geändert; und Blackmore berichtet uns folgendes davon: In alten Zeiten lasen meine Landsleute mit grosser Begierde die abgeschmacktesten Fabeln von Riesen, Mißgeburten und irrenden Rittern. Hiernächst fanden sie an zweydeutigen Worten, und ferner an solchen Redensarten einen Gefallen, die auf Schrauben gesetzt waren. Hierauf liebten sie eine fliessende Schreibart und wohlausgesonnene Gleichnisse, und endlich haben sie eine gründliche

Ge-

Gelehrsamkeit ohne Schminke angenommen. Und gewiß, die hochtrabenden Redensarten, woran die Englischen Geistlichen vorher einen so grossen Gefallen funden, sind ihnen nunmehr aufs höchste verhaßt, und sie lassen sich nur blos angelegen seyn, die rechte und wahre Meynung des Textes zu erforschen. Daß die Gelehrten in England es in den Wissenschaften so weit bringen können, solches ist den grossen Belohnungen und Ehrenbezeugungen zuzuschreiben, womit dorten ihr Fleiß aufgemuntert, und ihre Mühe belohnt wird. Staatsräthe, Minister, Generals, ja die König selbst halten es nicht für unanständig, Bücher herauszugeben, und die Zahl der Scribenten zu vermehren. Vor kurzer Zeit ward der berühmte Neuton mit königlicher Pracht zur Erden bestattet, da die Vornehmsten des Reichs selbst ihn zu Grabe trugen. Und wie ehedem Burnet seine Reformationshistorie zu Stande gebracht hatte, so erhielte er von dem ganzen Parlament deßfalls eine feyerliche Danksagung. Da man also die Wissenschaften hier so hoch schätzt, so darf man sich nicht wundern, daß die Engländer sich den Vorzug in den Künsten und Studien zueignen, welche recht ihren Wohnplatz auf dieser Insel aufgeschlagen haben. Ausserdem läßt sich auch keine Nation weniger durch Vorurtheile einnehmen, als die englische. Der Verstand der Engländer ist einer glatten und reinen Tafel ähnlich, und nimmt mit leichter Mühe an, was mit der gesunden Vernunft übereinkommt, da im Gegen-

theil die Gewohnheit und das Herkommen so stark bey andern Völkern herrschen, daß dieselben bey ihnen bereits zur andern Natur geworden. Wenn man einen Spanier von der Wahrheit eines Satzes überzeugen will, so muß man ihm erstlich die alten Vorurtheile benehmen. Man muß also eine doppelte Arbeit anwenden, und die alten Irrthümer ausrotten, ehe man neue Wahrheiten an deren Stelle setzen kann. Sobald aber die Engländer etwas hören, was ihnen ungewohnt vorkommt, so ergreiffen sie dasselbe alsobald. Sie untersuchen es, und wenn sie es für gut befunden haben, so nehmen sie es an, und lehren es öffentlich. Daher rührt der grosse Unterscheid der Meynungen, den man bey ihnen in geistlichen, moralischen und politischen Sachen wahrnimmt. Die Engländer glauben nichts, als was sie begreiffen können, und was sie begriffen haben, das bekennen sie frey. Und da die Freyheit zu denken durch kein Gesetz eingeschränkt ist, so trift man hier so viele Atheisten, als andern Orten Heuchler, an. Vielleicht ist die Anzahl der Atheisten in Italien grösser; aber sie scheint doch kleiner zu seyn, weil die meisten unter der Decke der Gottesfurcht verborgen liegen. In England ist es sehr leicht, die Frommen von den Gottlosen zu unterscheiden. Wer in England gottselig zu seyn scheinet, der ist es auch in der That, welches in den meisten andern Ländern sehr schwer zu behaupten ist, wo man aus Furcht der Strafe seine wahre Meynung verhehlet. Hier kann man die rechtschaffenen Bürger von den

übel-

übelgesinnten Unterthanen mit leichter Mühe unterscheiden: Ein Bürger, welcher redlich zu seyn scheint, der ist es auch wirklich, und auf denselben kann sich die Obrigkeit sicher verlassen. Dies sind die Früchte der englischen Freyheit, welche zwar einige Beschwerlichkeiten, aber doch noch einen viel grössern Nutzen mit sich bringt.

Gegen die Irrenden bezeugen sie eine grosse Sanftmuth; nur für diejenigen haben sie einen Abscheu, welche in geringen Dingen fehlen. Denn, ob sie gleich Juden, Türken und Heiden dulden, so verfolgen sie doch diejenigen aufs heftigste, welche einer andern Meynung in gewissen Gebräuchen oder andern gleichgültigen Dingen beygethan sind. Wenn man deßwegen im Friede leben und unter die rechtschaffnen Bürger gerechnet seyn will, so muß man entweder vollkommen orthodox, oder ein vollkommener Ketzer seyn. Ein mittelmäßiger oder geringer Irrthum kann einem sehr leicht Haß und Verfolgung zuziehen. Hingegen kann man eines unstörten Friedens geniessen, wenn man entweder nichts, oder alles glaubt. Jedoch, dieses Laster ist der englischen Nation nicht allein eigen, ob man es gleich am meisten bey derselben wahrnimmt. Man sieht, daß dasselbe auch bey andern Völkern herrschet. Ein Türke haßt einen Persianer weit heftiger, als einen Christen, oder als einen Juden. Ein Catholick verfolgt einen Jansenisten weit eifriger, als einen Anhänger des Calvins. Ja man bemerkt, daß unter verschiednen Orden

der Mönche ein geistlicher Haß aufs heftigste regieret.

Die Geistlichen leben hier weit freyer, als an andern Orten; denn sie halten es nicht für unanständig, sich täglich auf dem Schauplatz, und in den Caffeehäusern einzufinden. So frey aber auch ihre Lebensart ist, so ernsthaft, erbaulich und anständig ist ihr Bezeigen bey ihren Predigten. Sie stehen auf dem Predigtstuhl ganz unbeweglich und mit niedergesenkten Angesicht, und erklären den Text überaus gründlich und erwecklich. Sie sind in diesem Stücke ganz von den Predigern jenseits des Meers unterschieden, welche heftige Bewegungen auf der Canzel machen, sich hin- und herwenden, die Glieder verdrehen, und durch ihre theatralische Geberden die Zuhörer weit eher zum lachen, als zum seufzen bewegen. Man tadelt es zwar an den Engländern, daß sie ihre Predigten vom Papier herlesen; aber damit ist dieser Nutzen verbunden, daß ihre Predigten zusammenhangen, und man nicht einerley sechszehnmal höret. Es wurden meine Ohren nicht wenig durch die erste Predigt beleidiget, welche ich nach meiner Zurückkunft aus England hörte. Ich war eines gründlichen und wohlzusammenhangenden Vortrags gewohnt. Hier aber hörte ich unzehlige Wiederholungen, und bemerkte, daß der Prediger alles in einer Viertelstunde hätte sagen können, womit er eine ganze Stunde zubrachte.

Zwischen den Engländern und Franzosen kann man folgende Vergleichung anstellen: Die Franzosen

zosen reden, und die Engländer denken am meisten. Jene haben mehr Witz, diese eine reifere Beurtheilungskraft. Die Franzosen kleiden sich prächtiger, die Engländer aber saubrer. Jene essen nichts als Brod, diese nichts als Fleisch. Beyde sind hitzig; aber das Feuer der ersten rührt von dem Blute, und die Hitze der andern von der Galle her. Deßwegen ist der Zorn der Franzosen stärker, aber der Haß der Engländer von einer längern Dauer. Jene verzehren ihr Vermögen durch die kostbaren Kleidungen, diese aber durch Verschwendung im Essen und Trinken. Die Franzosen lassen sich durch die Mode, die Engländer durch ihre Phantasie regieren. Jene lassen sich ohne Ueberlegung mit dem Strome hinreissen, diese aber schiffen immer gegen den Strom. Die Franzosen stiften am geschwindesten, die Engländer aber am langsamsten Freundschaft. Jene brechen dieselbe am ersten, diese aber am spätesten. Denn das Freundschaftsband, welches die Engländer nach und nach auflösen, reissen die Franzosen auf einmal ab. Ferner ehren die Franzosen ihre Oberherren, die Engländer aber sich selbst am meisten. Jene sind die besten Bürger, diese die besten Menschen. Jene haben eine grössere Uebung, diese aber sind ihnen an Gemüthsgaben überlegen. Beyde üben öfters heroische Tugenden aus. Jene aus der Ursache, sich ein Ansehen zu erwerben, diese aber aus Liebe zur Tugend. Jene suchen die Belohnungen in dem Beyfall

des Volks, diese aber in der That selbst. Eben so ist es mit den Lastern beyder Nationen beschaffen. Sie begehen beyde Fehler. Jene aus Hoffnung eines Gewinnstes, oder aus Begierde, sich zu rächen, oder aus andern Ursachen. Diese aber sündigen blos darum, daß sie sündigen mögen. Die Franzosen haben dieses mit andern Nationen gemein, daß sie sündigen, in der Hoffnung, daß es ungestraft vorbeygehen werde. Aber die Engländer sündigen öfters, weil sie wissen, daß es nicht ungestraft bleiben wird. Die Schärfe des Gesetzes, welche jene von Ausschweiffungen abhält, treibt diese vielmehr dazu an. Und wenn ein Franzose sagt, ich wollte dieses oder jenes gerne thun, wenn es nicht im Gesetz verboten wäre; so sagt ein Engländer: Ich würde nicht sündigen, wenn es nicht im Gesetze verboten wäre. Die Franzosen entziehen ihrem Leibe nichts, und die Engländer noch vielweniger. Jene aber essen, damit sie leben mögen, diese aber leben, damit sie essen mögen. Die Franzosen finden an künstlich zubereiten Speisen einen Gefallen, die Engländer essen viel lieber solche Gerichte, die ohne Kunst zubereitet, aber dabey zugleich kräftig sind. Jene folgen in Zurichtung der Speisen allein ihren Einfällen, diese allein ihrem Magen. Die Franzosen trinken, um den Durst zu löschen, oder ihren Geist aufzumuntern. Die Engländer trinken öfters, blos in der Absicht, zu trinken. Die Franzosen glauben alles, ehe sie es untersucht haben, die

Engländer untersuchen alles, ehe sie etwas annehmen. Das französische Frauenzimmer lebt frey, obgleich ihre Männer gar nicht eifersüchtig sind, das englische Frauenzimmer lebt noch viel freyer, obgleich die Männer aus Eifersucht rasen. Die Einbildungskraft ist bey beyden Nationen fruchtbar, doch dieselbe ist bey den Franzosen mehr in Ordnung gebracht, als bey den Engländern, welche öfters aus den Schranken weichen. Daher herrscht in den Schrifften der Franzosen mehr Armuth und Scherz, die Engländer schweifen in ihren Schriften öfters aus. Die Franzosen leben größtentheils kümmerlich und im Elende, und dennoch haben sie das Leben lieb, die Engländer haben alles im Ueberflusse, und hassen dennoch das Leben. Denn man darf sie nicht nach dem Gerichtsplatz schleppen, sondern sie lauffen aus freyen Stücken dahin, und gehen dem Tode mit lachen, singen und scherzen entgegen. Ja, wenn der Scharfrichter fehlt, so hängen sie sich öfters selbst auf. Es ist also sehr leicht zu begreiffen, warum zwischen diesen beyden Völkern ein beständiger Haß herrscht, weil ihre Gemüther und Sitten so sehr voneinander unterschieden sind. Man siehet gleichfalls hieraus, daß die englische Nation sehr viel besonderes an sich hat. Man bemerkt an derselben sehr viele Umstände, welche man bey andern Völkern nicht antrifft, und über welche man sich billig wundern muß. Sollte jemand mir den Einwurf machen, daß ich die Tugenden und

Laster dieses Volkes gar zu groß gemacht, der wird bedenken, daß man bey einem solchen Volke, welches niemals die Mittelstrasse gehet, auch den Mittelweg nicht treffen kann.

Nun will ich mich wieder auf das feste Land zurück begeben, und eine Abbildung von einigen Völkern mittheilen, die der Natur gemässer leben. Ausser den Franzosen und Engländern habe ich auch mit den Holländern, Deutschen und Italiänern Umgang gehabt. Den Holländern ist die Natur nicht günstig gewesen. Sie wohnen an sumpfichten Oertern, und in einem kleinen Lande hält sich eine unzählbare Menge von Menschen auf. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß die Natur ihnen das Land verliehen, welches sie bewohnen, sondern sie haben es sich selbst zubereitet. Daher sagt auch jener Dichter scherzhaft:

Tellurem fecere Dii, sua littora Belgae.

Und überdem bringt dieses kleine Stück Landes, welches nicht hinlänglich ist, den hundersten Theil der Einwohner zu ernähren, nichts als Stroh und Gras hervor. Auch in Austheilung der Gemüthsgaben hat sich die Natur nicht gar zu freygebig gegen sie erwiesen. Denn sie können weder im Witze noch in der Beurtheilungskraft mit den Franzosen und Engländern verglichen werden. Jedoch, bey dieser allgemeinen Unfruchtbarkeit und Armuth, verdient doch Holland die allerreichste und allerweiseste Republik genannt zu werden. Denn, was ihnen die Natur versagt

sagt hat, daß kann ihr Fleiß überflüßig ersetzen. Ein jedes Land pflegt seine Vorzüge zu rühmen. Holland hat nichts aufzuweisen, und besitzt doch alles. Andre Völker erheben sich wegen ihrer Tugenden und grossen Gemüthsgaben. Die Holländer sind ihnen freylich in diesem Stücke nicht zu vergleichen. Indessen richten sie doch mehr aus, und bringen viel grössere und nützlichere Werke zu Stande, als andre mit ihrer grossen Scharfsinnigkeit zu bewerkstelligen vermögend sind. Andre vollführen solche Werke, die einen grössern Schein haben, und mehr ins Auge fallen. Die Holländer aber richten solche Dinge aus, die wirklich groß sind. Jene bringen bewundernswürdige Dinge zu Stande, welche aber oft von keinen Nutzen sind. Die Holländer aber bewirken solche Anstalten, die jederzeit nützlich sind, aber ohne grosses Geschrey, und ohne viele Bewunderung. Jene lauffen schnell, diese aber kriechen nur, und erreichen das Ziel dennoch eher, als die andern. Jene haben einen Ueberfluß an ausserordentlichen Gemüthsgaben, und irren öfters, diese sind nicht so reichlich damit versehen, und fehlen nicht so ofte. Man sagt, daß die Holländer nichts neues erfinden können, sie sind aber in der Nachahmung solcher Dinge überaus glücklich, die von andern bereits erfunden worden; und wenn sie bisweilen das Original nicht recht treffen, so geräth ihnen öfters die Copey besser, als das Original selbst. Denn sie sind

nicht nur überaus geschickt, allerhand Künste und Wissenschaften anzunehmen, sondern sie verbessern solche auch, und suchen sie vollkommener zu machen; daß man also mit Recht von ihnen sagen kann:

Omnia conando docilis solertia vincit.

Sie haben die Moräste, worinn sie wohnen, und die sumpfichten Oerter in ein rechtes Paradies verwandelt, welches mit den schönsten Städten und Gebäuden pranget. Und hiedurch haben sie zur Gnüge bewiesen, was ein unverdrossener Fleiß auszurichten vermögend ist. Wohin man nur die Augen wendet, da erblickt man Dinge, welche man nicht sehen kann, ohne sie zugleich zu bewundern. Wie deßfalls vor einigen Jahren ihre Dämme von den Würmern zerfressen wurden, so war ich sehr bekümmert, daß dieses Land, welches als eine Zierde und Schmuck der ganzen Welt anzusehen ist, Schaden leiden und endlich ganz abnehmen möchte. Durch Fleiß und Mühe ist diese Republik entstanden, und auch bisher dadurch im Flor und Wachsthum erhalten worden. Sollten die Holländer einmal anfangen, faul und nachläßig zu werden, so kann ihre Republik nicht lange bestehen. Einige legen den Holländern viel Witz bey, und schliessen solches aus den vielen Satyren, und scharfsinnigsten Sinngedichten, welche jährlich bey ihnen in grosser Anzahl zum Vorschein kommen. Aber in ihren Reden und Schrifften herrscht mehr die Freyheit als der Witz, welches

man

man leicht einsehen kann, wenn man die stachlichten Verse der Franzosen und Engländer mit den holländischen Stachelgedichten vergleicht. Und man kann hier sagen:

Quos natura negat, facit ecce! licentia versus.

Diese freye Schreibart, deren sich die Holländer bedienen, wird öfters mit der Scharfsinnigkeit verwechselt, und die Holländer verdienen den Character nicht, den man ihnen beylegt. Die holländische Sprache aber macht dennoch ihren Scherz angenehm; denn dieselbe ist natürlich, ungeschminkt und artig, und weit geschickter zu scherzhaften Ausdrücken und Lustspielen, als zu ernsthaften Dingen und Trauerspielen. Ich machte vor einigen Jahren einen Versuch, was meine Comödien für einen Beyfall finden würden, wenn sie in die holländische Sprache übersetzt wären. Ich ließ deßwegen den politischen Kanngiesser in die deutsche und holländische Sprache übersetzen. Die deutsche Uebersetzung schien mir matt und ohne Nachdruck zu seyn; die holländische Uebersetzung aber übertraf das Original selbst. Aber in ernsthaften und erhabenen Dingen klingt diese Sprache gar nicht, und kann die Zuhörer eher zum Lachen bringen, als die Affecten bey ihnen rege machen; welches man mit sehr vielen Beyspielen aus den holländischen Trauerspielen beweisen kann.

Die Sprachlehrer dieses Landes haben sich sehr viele Mühe gegeben, die holländische Sprache auszubessern und zu schmücken; aber sie geben

ben sich ohne Zweifel gar zu viele Mühe in diesem Stücke: Denn, indem sie die Sprache zu reinigen suchen, so machen sie dieselbe zugleich unverständlich. Alles, was aus fremden Sprachen entlehnet ist, das sondern sie aus; und wenn es ihnen an holländischen Wörtern fehlet, die sie an deren Stelle setzen können, so erfinden sie täglich neue. Die philosophischen und grammaticalischen Wörter sind nebst den Kunstwörtern allen und jeden bekannt, weil sie von allen Nationen angenommen worden. Aber diese werden auf das sorgfältigste ausgesucht und vermieden, damit die Reinigkeit der holländischen Sprache dadurch nicht möge befleckt werden. Jedoch, dadurch füllen sie, anstatt der alten und bekannten Wörter, die Sprache mit unbekannten Ausdrücken und Redensarten an: Wenn sie z. E. Praesens, Præteritum, Futurum, Nominatiuus, Genitiuus, Subiectum, Obiectum auf holländisch geben wollen, so müssen sie erstlich neue Wörter erfinden, wodurch diese Sprache, auch den Holländern selbst, unverständlich wird. Man siehet hieraus, daß die Sprachlehrer dieses Landes sich allein damit beschäftigen, daß sie nichts thun, oder vielmehr, daß sie neue Mißgeburten hervorbringen mögen. Man muß sich billig wundern, daß man in der grammatikalischen Republick keine fremden Wörter dulden will, da man doch in dem geistlichen und weltlichen Staat so mitleidig und gütig ist, daß man kein Bedenken trägt, allen Secten, ja fast allen Thieren das Bürgerrecht zu

ertheis-

ertheilen, und den Aufenthalt zu verstatten. Ja, es ist seltsam, daß Holland, welches ein gemeinschaftliches Vaterland aller Nationen ist, einige Wörter und Redensarten aus seinen Grenzen verbannet, welche doch von allen Völkern angenommen worden.

Von den Holländern kann man mit Recht sagen:

Parcum genus est, patiensque laborum
Quaesitique tenax, et quod quaesita reseruat.

Da die Republik zuerst ihren Anfang nahm, so wurden sie gezwungen, arbeitsam zu seyn; und dieses ist bey ihnen nunmehro schon zur Natur geworden. Denn die Holländer sind unter allen andern Völkern am fleißigsten, und entziehen sich keiner Arbeit. Einige tadeln die Sparsamkeit der Holländer, einige aber loben dieselbe. Die ersten sagen, die Holländer wären dem Tantulus ähnlich, und litten bey einem so grossen Ueberfluß dennoch Hunger und Durst. Die andern aber führen zu Behauptung ihres Satzes an, daß die Republik durch Fleiß und Sparsamkeit zugenommen, und durch dieses einzige Mittel auch nur könne erhalten werden. Denn, da andre Völker sich mit dem bereichern, was ihr Land hervorbringt, so können sich die Holländer allein von der Frucht ihrer Arbeit bereichern. Indessen findet man doch einige unter ihnen, welche gar keine Masse halten, sondern sich gar zu viel um das Zukünftige bekümmern, und daher ihrem eignen Leibe die nöthige Pflege entziehen.

Was

Was von dem Fleisse und der Unverdrossenheit der Holländer beygebracht worden, solches kann man auch von ihrer so sehr gerühmten Reinlichkeit sagen. Die Beschaffenheit des Landes und der Luft erfordert, daß sie sich der Reinlichkeit befleißigen müssen; aber hierinn halten sie keine Maasse. Da sie nicht auf die Erde speyen wollen, so besetzen sie ihre Tische mit Speytöpfen, welches bey den Fremden einen grossen Eckel verursacht. In dem Gebrauch des Rauchtobacks, wozu die Holländer gezwungen sind, gehen sie auch zu weit. Weil sie in Morästen wohnen, und die Luft bey ihnen immer sehr dick und neblicht ist, so glauben sie, daß der Rauchtoback ihnen sehr dienlich sey. Aber sie überschreiten in diesem Stück alle Grenzen. Wenn man in ein Haus kommt, so kann man wegen des starken Tobacksdampfs nicht einen Schritt weit sehen. Wenn es deßwegen auch in Holland, wie in America, gebräuchlich wäre, Menschenfleisch feilzubieten, so könnte man das Fleisch der Holländer als geräuchertes Fleisch verkauffen.

Die Holländer lassen sich so wenig von ihren Affecten regieren, daß die holländische Kaltsinnigkeit bereits zu einem Sprüchwort geworden. Einige tadeln diese Gleichgültigkeit an ihnen, weil die menschlichen Leidenschaften, als Zorn und Liebe, gleichsam die Tugend anspornen und unterhalten. Aber daher rührt es auch, daß weder Tugenden noch Laster bey dieser Nation zur Reiffe kommen. Die Holländer üben keine heroische

Tugen-

Tugenden aus; aber dagegen wissen sie auch nichts von Eifersucht, Rachbegierde und andern bösen Neigungen, womit andre Völker geplagt werden. Das Frauenzimmer ist daselbst sehr keusch, und man bemerkt an ihnen noch viel Spuren von der alten Schamhaftigkeit und Einfalt. Niemals sieht man daselbst, daß die Jugend die Liebe zu hoch treiben, und entweder den Verstand darüber verliehren, oder sich das Leben nehmen sollte. Und aus eben derselben Ursache werden die Streitigkeiten mehr durch das Gesetz, als durch einen Zweykampf, entschieden. Denn die Holländer halten es für ungereimt, ein erlittenes Unrecht mit Gefahr des Lebens zu rächen.

Jedoch, in der Verwaltung der Republik und auf ihren Rathhäusern zeigt sich die vortreflichste Wirkung von dieser Kaltsinnigkeit. Es wird alles mit Bedacht und sehr reiflich überlegt. Wenn aber erstlich ein Schluß gefaßt worden, so wird derselbe ohne den geringsten Verzug in Erfüllung gebracht. Und man weis nicht, ob man die Langsamkeit, womit sie eine Sache überlegen, oder die Hurtigkeit mehr bewundern soll, mit welcher sie alles zu Stande bringen. Die Ordnung, welche sie auch in den geringsten Dingen beobachten, setzt die Fremden in Verwunderung, ja fast in Erstaunen, und zwingt sie, daß sie die Verfassung dieser so wohleingerichteten Republik mit den billigsten Lobsprüchen erheben müssen.

Indessen bemerkt man doch auch hin und wieder einige Fehler, aber dieselben sind zugleich mit der Republik entstanden, und haben nachher

nicht wieder abgeschaft werden können. Denn es ist bekannt, wie schleunig und bey welchen unruhigen Zeiten dieser Staat der vereinigten Provinzen gestiftet worden. Hier muß man auch zugleich bemerken, wie sehr der gemeine Mann in Holland irret, wenn er glaubt, daß die ganze Macht der Republik in seinen Händen sey, da doch derselbe von aller Verwaltung der Regierung völlig ausgeschlossen ist, und das Regimentsruder sich allein in den Händen einiger wenigen Geschlechter befindet.

Man kann die Holländer einigermassen mit den Fröschen vergleichen, und zu den Thieren zählen, die im Wasser und auf dem Lande leben können, denn sie halten sich eben soviel auf dem Wasser, als auf dem festen Lande auf. Mit den Verrichtungen, die sie auf der See haben, nehmen sie auch zugleich die Sitten der Seeleute an, und sind größtentheils grob und unhöflich. Man findet zwar einige unter ihnen, welche die französischen Zierlichkeiten nachäffen wollen, aber da sie eine fremde Natur annehmen wollen, so büssen sie ihre eigne darüber ein, und dienen nicht nur den Franzosen, sondern auch ihren eignen Landsleuten zum Gelächter; denn sie machen alles entweder verkehrt, oder treiben es auch zu hoch. Insonderheit hat man diese angenommene gezwungne Lebensart bey den Ambassadeurs und Abgesandten bemerkt, welches öfters Gelegenheit zu allerhand Spöttereyen gegeben hat. Wie 1653. zweene Gesandten von Witt und von Wawern zu Lübeck ankamen, um einen

daselbst angestellten Congreß beyzuwohnen, so liessen sie, nach der bey andern Nationen eingeführten Gewohnheit, den übrigen Gesandten ihre Ankunft melden. Zugleich aber entschuldigten sie sich, daß sie nicht gleich den Besuch von ihnen würden annehmen können, weil sie einige Tage brauchten, ihre Zimmer aufzuputzen, und alles in Ordnung zu setzen, ehe sie die fremden Gesandten bey sich in ihrem Hause sehen könnten. Und wie ehedem Carl der II. den Herren Staaten vorrückte, daß sie ihm vieles nicht einräumen wollten, was sie doch dem Cromwell verstattet hätten? So antworteten sie: Es wären nun andre Zeiten; damals hätte ein grosser Mann am Ruder gesessen, welcher allen schrecklich gewesen wäre.

Aus dieser kurzen Abbildung, welche ich von dieser Nation gegeben habe, kann man zur Gnüge abnehmen, daß die Holländer ihrem Fleisse mehr, als ihren Naturgaben zu danken haben, und daß sie durch ihre unermüdete Arbeit dasjenige ersetzen, was ihnen die Natur versagt hat. Wenn man auf die Gemüthskräffte allein siehet, so trifft man bey diesem Volke gar nichts besonderes oder ausnehmendes an. Die Holländer haben zwar viele herrliche und so grosse Dinge zu Stande gebracht, daß man ihnen hierinn sehr wenige andre Nationen an die Seite setzen kann. Aber es ist alles eine Frucht ihres Fleisses und ihrer Unverdrossenheit, wozu sie durch die Noth getrieben worden.

Eben dasselbe Urtheil kann man auch von den Deutschen fällen. Auch diese kann man unter

die Völker rechnen, welche auf eine vernünftige Art die Mittelstrasse halten; denn sie gehen in keinem Dinge zu weit, wo es nicht im Essen und Trinken ist. Sie weichen sehr selten von der ordentlichen Bahn ab, sie gehen langsam zum Ziel, und erreichen dasselbe glücklich. Ihre Tugenden sind selten heroisch. Sie sind tapfer, aber sie eilen dem Tode nicht, wie die Engländer, mit offenen Armen und auf eine vermessene Art entgegen. Sie lieben die Wissenschaften, aber sie sind denselben nicht so eifrig ergeben, daß sie darüber ihren Verstand verlieren. Sie sind arbeitsam; aber sie halten in ihrer Arbeit mehr Maasse, als die Holländer. Die Holländer arbeiten, damit sie sich einen grossen Reichthum erwerben mögen. Aber die Deutschen haben bey ihrer Arbeit diesen Endzweck, so viel dadurch zu verdienen, daß sie anständig leben können. Jene ruhen niemals; diese aber setzen ihre Arbeit bisweilen auf einige Zeit aus. Deßfalls sind die Tugenden und Laster, welche man an den Deutschen bemerkt, dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein. Wenn man aber auf die Regierungsform, auf die Gesetze und auf einige Gewohnheiten sieht, so ist Deutschland unter allen Reichen am seltsamsten eingerichtet. Die Regierung wird auf eine solche Art geführet, daß man bey keiner Nation eine solche Verfassung antrifft. Es ist keine Monarchie, und auch keine Aristocratie. Die Gewalt ist weder in den Händen der Vornehmsten, noch der Bürger.

Und

Und eben so wenig ist die Macht unter beyden getheilt. Wenn sich demnach jemand nach der Regierungsform in Deutschland erkundigen sollte, so muß man ihm antworten: Deutschland wird auf deutsch regiert. Eben dieses gilt auch von ihren Gesetzen, Rechten und Freyheiten. Viele sind mit Vorrechten und Freyheiten begabt, aber sie dürfen sich derselben nicht bedienen. Sie lieben Titel und leere Schatten. Sie machen sich mit Sachen und Gütern groß, welche unsichtbar sind: Sie machen Ansprüche auf andre europäische Reiche und Länder, die ihnen niemand einräumet. Sie nennen sich römisch, und haben doch nichts mit den Römern gemein. Sie reden von der vierten Monarchie, welche noch in Deutschland blühen soll; andre aber glauben, daß man diese Monarchie allein in dem Gehirne der Deutschen suchen müsse: Denn die römischen Gesetze, deren sie sich bedienen, die Titel, die Redensarten, die Namen, welche sie führen, und andre Dinge, die sie mit den Römern gemein haben, können ihnen kein Recht geben, dieses zu behaupten. Aber ich will diesen Streit nicht entscheiden, und eine Benennung angreifen, welche schon seit undenklichen Jahren eingeführt worden. Die Deutschen scheinen wenigstens hieran gar nicht zu zweifeln, weil sie sich einige mit der vierten Monarchie verbundene Gerechtsame zueignen. Weil sie aber gar zu eifrig sind, die Sitten, Gebräuche und Schreibart der Römer nachzuahmen, so treiben sie die Sache gar zu weit. Je-

ne pflegten nur ihre Bürger ins Elend zu jagen, die aber erklären auch Fremde in die Acht. Jene verfuhren nur also gegen die Lebendigen, diese aber greifen auch die Verstorbenen an: Denn die Reichsacht erstreckt sich bisweilen auch auf die Todten. Die Römer pflegten insgemein drey Namen zu gebrauchen. Die Deutschen haben die Gewohnheit auch angenommen, allein sie sind zu weit gegangen, und lassen sich kaum an acht oder zehn Namen begnügen. Die Ordnung ist in der römischen Sprache verkehrt. Die Deutschen sind den Römern auch in diesem Stücke gefolgt, und haben dadurch ihre Sprache noch verkehrter gemacht. Die Römer setzen insgemein das Verbum zuletzt, die Deutschen aber endigen gerne mit zwey oder drey Verbis. Jene trennen das Substantivum und Adjectivum nur durch ein Wort, diese aber schieben sechs bis sieben Wörter ein. So sorgfältig sind die Deutschen gewesen, die Schönheit der römischen Sprache auszudrücken, daß sie auch die Fehler selbst verdoppelt haben. Diese Dinge aber verdienen eher Schwachheiten, als wirkliche Fehler genannt zu werden. Von den Tugenden und Lastern der Deutschen will ich nicht weitläuftig handeln. Einige haben bemerkt, daß sie die Ceres und den Bachus sehr verehren. Sie streben sehr nach Ehrentiteln, und führen grosse Namen, ohne das geringste von der Sache selbst zu besitzen. Es ist fast kein Volk, wo man so viele Namen ohne Eigenthum, und so viele Titel ohne eine wirkliche Herr-

schaft

schaft findet. Sie nennen sich bisweilen nicht schlechthin Herren, sondern auch ganze Herren, und zwar von einer Sache, die niemals in der Welt gewesen. Uebrigens sind die Deutschen edelmüthig, tapfer und aufrichtig. Um die Wissenschaften haben sie sich sehr verdient gemacht. Einige reden zwar mit Verachtung von den Schrifften der Deutschen, weil solche nur Sammlungen, nicht aber wohleingerichtete Werke zu seyn scheinen; aber diesen Streit will ich nicht entscheiden. Dies müssen doch die strengen Richter selbst gestehen, daß sie vieles aus den Schrifften der Deutschen entlehnt haben. Wenn andre Nationen zierlicher schreiben, so schreiben die Deutschen gelehrter und gründlicher. Die Sammlungen der Deutschen zeugen von einer ganz ungemeinen Belesenheit, welche andre öfters in Ordnung bringen, und für ihre eigne Schrifften ausgeben. Und auf solche Art tadeln sie diejenigen, welche sie berauben und abschreiben; welches undankbar und unbillig ist, wo sie sich nicht mit dem Kriegsrecht entschuldigen; vermöge dessen sich ein jeder alles zuzueignen berechtiget ist, was er von dem Feinde erbeuten kann. Wenn jemand behaupten wollte, daß die Deutschen keine gute Köpfe hätten, dem muß die Geschichte der Künste und Wissenschaften ganz unbekannt seyn. Denn daselbst findet man die vortreflichsten und nützlichsten Erfindungen, welche von den Deutschen ersonnen, und zuerst ans Licht gebracht worden.

Die deutsche Sprache ist an sich rauh und schwer, und wird durch die Nachahmung der lateinischen Sprache noch viel schwerer gemacht, weil die Wörter aus ihrer natürlichen Ordnung gesetzt werden: Denn da man die durch die Natur verbundenen Wörter trennet, und das letzte zuerst setzt, so kann man eher nichts davon verstehen, bis man den Satz zu Ende gelesen. Und da ihre Perioden insgemein lang sind, so vergißt man das erste, wenn man das letzte lieset. Zuletzt schliessen die Deutschen sehr gern mit zwey oder drey Verbis, welche sich auf das vorhergehende beziehen. Und daher ist man gezwungen, dasjenige, was man schon gelesen hat, wenn man es recht verstehen will, noch einmal wieder durchzulesen. Diese Quaal der Leser nennen die Deutschen die Majestät ihrer Sprache. Jedoch, ein jeder hat seinen besondern Geschmack; dieser findet an süssen, und jener an bittern Speisen einen Gefallen. Und der Wein, welchen dieser mit Vergnügen trinkt, erweckt jenen einen Eckel. Und da man wegen des Geschmacks nicht viel zanken muß, so würde es unbillig seyn, wenn man mit den Polen streiten wollte, weil sie so gerne stinkende und verfaulte Heringe essen; oder, wenn man den Engländern vorwerfen wollte, daß sie das Fleisch halb roh essen, oder, wenn man endlich die Italiener tadeln wollte, weil sie an rauschenden und harten Thönen einen Gefallen finden. Ein jeder hat seine besondre Einsichten; und was dieser für schön und angenehm hält, das wird von dem andern verworfen. Man erzehlt von einem Bauren, der alle Bäume um seinen Hof weggehauen, weil ihm die Nachtigall mit ihrem Gesang beschwerlich war. Und die Geschichte berichten uns, daß ein gewisser scythischer König viel lieber das Wiehern der Pferde, als die schönste Musik gehöret habe. Ich tadle den Geschmack der Deutschen in gelehrten Sachen nicht. Ich sage dieses einzige nur, daß derselbe den meisten andern Völkern mißfällt.

Weil die Italiener verschiedene Nationen ausmachen, so können sie nicht füglich überhaupt betrachtet und abgebildet werden. Denn sie sind, in Absicht auf ihre Sitten und Gemüther, sehr unterschieden. Hierinn aber kommen sie alle überein, daß sie durchgehends, wenn man einige

wenige

wenige ausnimmt, aus der Art geschlagen sind, und die Tugend ihrer Väter nicht mehr an sich haben. Die Alten waren tapfer und unerschrocken; die Söhne sind furchtsam und gar nicht streitbar. Jene führten Krieg mit Spies und Degen, diese aber fechten mit List und Gift. Jene regierten über alle Nationen, diese sind Knechte von allen Völkern. Jene stritten allein mit Bewafneten, diese zittern, sobald sie einen Bewafneten sehen, und herrschen allein über ihre Weiber. So viele tapfere Helden das alte Italien gezeuget, so viele Weichlinge bringt das neue Italien hervor. Sie kommen in keinem Stücke, als allein in dem Aberglauben, miteinander überein. Wenn man die Wunder des Titus Livius mit den Legenden und Fabeln der Italiener vergleicht, so kann man billig zweifeln, welche von beyden die ungereimtesten sind. So oft es in alten Zeiten Steine geregnet, so oft redet man jetzt von blutigen Hostien; und so oft ehedem die Ochsen in Hetrurien redeten, eben so oft thun nun die italienischen Ochsen, nemlich die Mönche, Wunder. Dennoch kann man den heutigen Italienern den Geist und die Scharfsinnigkeit keinesweges absprechen. Die Mahler, Bildhauer und Künstler haben ihren rechten Wohnplatz in Italien aufgeschlagen. Aber in theologischen, philosophischen, moralischen und historischen Sachen tritt hier nichts wichtiges ans Licht; und es ist auch nicht möglich, daß man in solchem Lande etwas grosses erwarten kann, wo die Inquisition den Verfassern alle Freyheit zu schreiben einschränket. Wie die Barbarey der vorigen Zeiten ausgerottet ward, so fieng auch Italien an, das Haupt empor zu heben, und es begaben sich alle und jede dahin, um in Künsten, Wissenschaften und Kriegssachen unterrichtet zu werden. Aber es war nur ein Luftzeichen, welches bald wieder verschwand. Und daher kann man sagen, daß die Fehler, welche man jetzt bey dieser Nation bemerkt, mehr von den Umständen der Zeit, als von dem Naturell des Volks herrühren. Wenn die alten Zeiten wieder hergestellet würden, so würden auch die alten edlen Eigenschaften, welche nun entkräfftet sind, wieder erwachen und hergestellt werden.

Mit den Spaniern habe ich niemals Umgang gehabt, und daher unterstehe ich mich auch nicht, von ihnen eine Abbildung zu machen. Es haben auch bereits andere von den Eigenschaften der Spanier weitläuftig gehandelt, und deßfalls will ich das, was von andern schon gesagt worden, hier nicht wiederholen. Die Sitten der Spanier, die ich auf meiner Reise angetroffen, haben mir nicht mißfallen. Sie schienen sehr ehrlich zu seyn, und redeten sehr wenig; und da ich selbst sehr wenig esse und trinke, so konnte mir eine Nation nicht unangenehm seyn, die allein von der Luft lebet. Da ich aber kein Liebhaber von langem Zaudern bin, so urtheilte ich schon damals, daß mir der beständige Umgang mit den Spaniern sehr verdrießlich seyn würde, und zwar wegen der Langsamkeit, die diesem Volke eigen ist. Ich tadele diejenigen nicht, welche behutsam verfahren; denn ihre Arbeiten und Schrifften werden desto vollkommner, je mehr Zeit sie anwenden. Aber einige gehen in diesem Stücke zu weit, und verderben alles durch ihre ewigen Berathschlagungen. Wie der Vaugelas dreyßig Jahr auf die Uebersetzung des Curtius anwandte, so ward er mit Recht deßwegen von einem seiner Freunde getadelt, welcher glaubte, daß sich die französische Sprache ganz verändern dürfte, ehe jener mit seiner Uebersetzung zu Stande käme. Und hieher gehört das Sinngedicht des Martials:

Eutrapelus Tonsor, dum circuit ora Luperci
Expinguitque genas, altera barba subit.

Von eben derselben Art ist auch die spanische Saumseligkeit, welche auch bereits bey andern zum Gespötte geworden.

Ich darf es nicht wagen, von den nordischen Völkern zu reden, ob mir gleich ihr Naturell sehr wohl bekannt ist. Denn dieselben sind gar zu argwöhnisch, und können auch wegen der geringsten Dinge mit einem Scribenten einen Streit anfangen. Und da es bey der Abbildung eines Volks unumgänglich nöthig ist, sowol ihre Laster als ihre Tugenden zu erzehlen, so will ich dieses andern überlassen, welche mehr Lust zu streiten haben.

Aber ich merke, daß diese Materie weitläuftiger geworden, als es die Eigenschaft eines Briefes zuläßt. Ich will deß-

deßfalls wieder von mir selbst reden, und von meinen übrigen Bemühungen noch etwas hinzusetzen. Auf die künstliche Vernunftlehre habe ich mich sehr wenig gelegt, weil ich allemal mit der Vernunftlehre zufrieden gewesen, welche mir die Natur verliehen. Ich widerrathe niemanden, dieselbe sich bekannt zu machen, da alle und jede ihren grossen Nutzen erkennen. Ich behaupte allein dieses, daß dasjenige, was von Natur unordentlich ist, durch die künstliche Logik nicht in Ordnung gebracht werden könne. Und man bemerkt, daß einige, denen die künstliche Vernunftlehre ganz und gar unbekannt ist, dennoch überausgründlich urtheilen. Mich dünkt, man könne hievon eben dasselbe Urtheil fällen, was man von der Gedächtnißkunst zu urtheilen pflegt. Man findet einige, welche öffentlich in dieser Kunst andre unterweisen, und Proben davon ablegen. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß man den Kopf sehr dabey anstrengen muß, und dennoch der Nutzen sehr geringe ist, so geräth die Kunst von selbst in Abnahme.

Auf die Rechtsgelahrheit habe ich so viele Zeit gewandt, daß ich den Namen eines Juristen einigermassen führen kann. Die Theorie habe ich sehr wohl gefaßt, aber die Uebung fehlet mir. Deßwegen bin ich auch, wenn es auf gewisse Nebenumstände und Formalien ankommt, die man blos aus der Praxi lernen muß, so unerfahren, daß ich andere um Rath fragen muß. Da in unsern Gerichten die Urtheile meistentheils gleich abgefaßt werden, so verwalten diejenigen die Stelle eines Richters am besten, welche sich durch die Uebung einen guten Vorrath von Formalien gesammlet haben. Und weil die Urtheile gleich ohne langes Bedenken müssen gesprochen werden, so sind die Jüngern, weil sie die Sache geschwinder einsehen, besser dazu geschickt, als die Alten. Denn jene, ob sie gleich nicht eine so scharfe Beurtheilungskraft haben, können doch etwas vorbringen, da jene mit ihrer ganzen Einsicht nichts entscheiden können, weil sie die Beschaffenheit der Sache nicht so geschwinde begriffen haben. Deßwegen sind die jungen Leute die besten Richter, wenn das Urtheil ohne Verzug muß abgefaßt werden.

Die

Die Alten urtheilen aber weit gründlicher, wenn man ihnen Zeit gönnet, die Sache zu überlegen.

Ich habe einen grossen Theil meiner jungen Jahre auf die Erlernung der Sprachen angewandt. Aber das Hebräische ist mir so unbekannt, daß ich auch nicht einmal die Buchstaben kenne. Sie wundern sich vielleicht, mein Herr, über diese Nachläßigkeit, da diese Sprache in kurzer Zeit bey uns so sehr beliebt geworden, daß fast ein jeder Student einen Rabbi vorstellen kann. Und da eben einige zu der Zeit mit dem größten Eifer die hebräische Sprache zu lernen anfiengen, wie die Meynung von dem tausendjährigen Reiche einige Gemüther an diesem Orte eingenommen hatte, so bildete ich mir ein, es geschähe zu dem Ende, damit sie dichtige Bürger und Bediente in dem neuen Reiche werden möchten, welches sie im Traume gesehen hatten. Die hebräische Sprache ist nicht zu versäumen, sondern sie muß vielmehr von denen getrieben werden, welche sich der Gottesgelahrheit gewidmet haben. Nur dieses gefällt mir nicht, daß alle und jede sich mit solchen Eifer darauf legen, weil ich glaube, daß solches nur allein diejenigen thun müßten, welche dermaleins ein öffentliches Lehramt zu bekleiden gedenken. Denn die übrigen vergessen doch alles gleich wieder, was sie in einigen Jahren gelernet haben.

Eben dieses Urtheil fälle ich von einigen andern academischen Studien, welche man mit Mühe lernet, damit man dieselben desto geschwinder wieder vergessen möge. Worauf sich, nach meiner Einsicht, unsre Studenten am meisten legen sollten, das wird am meisten von ihnen versäumet, die größte Anzahl derselben sucht mit der Zeit ein solches Amt zu erhalten, wobey die Beredsamkeit erfordert wird. Diese leistet auch gewiß einem Prediger den größten Nutzen. Aber die geistliche Beredsamkeit, deren sie sich in ihrem Amte am meisten bedienen sollen, machen sie sich zu späte, und nicht eher, als zu der Zeit bekannt, wenn sie derselben bedürfen. Daher rührt es, daß sie bey einem erhaltenen Predigtamte annoch in der Sache ganz unerfahren sind, die sie doch allein treiben sollen. Und alsdenn sehen sie erstlich ein, daß sie ihre Zeit und

Mühe auf solche Wissenschaften gewandt haben, welche ihnen zu ihrem Endzweck nicht dienlich sind. Sie haben sich mit allen Arten der Waffen versehen, aber es fehlen ihnen diejenigen, deren sie sich bedienen sollen.

In welcher Absicht und zu welchem Ende ich die Geschichte lese, solches bezeugen meine historische Schrifften. Denn dieselben sind keine magere Chronicken, sondern auf eine solche Art eingerichtet, daß sie nebst den Kriegeshändeln auch einen Abriß von den geistlichen und weltlichen Rechten und Verfassungen geben; daß sie das Naturell der Regenten und der Unterthanen abbilden, und endlich Tugenden und Laster lebhaft vorstellen. Die meisten Historien enthalten nichts anders, als eine Sammlung von solchen Sachen, die den Krieg betreffen. Deßwegen glaubt auch ein jeder, daß er mit leichter Mühe ein Geschichtschreiber seyn könne, weil man nur dasjenige erzehlen dürfe, was sich zugetragen hat. Es ist aber gewiß eine so schwere Sache, eine rechte Historie abzufassen, welche diesen Namen verdient, daß unter so vielen Geschichtschreibern nur sehr wenige ihrer Pflicht ein vollkommenes Genügen geleistet. Ich selbst schmeichele mir nicht, daß ich es vollkommen getroffen habe. Es ist nur allein von mir gezeigt worden, wie eine Historie müsse geschrieben werden, und daß nicht ein jeder so glücklich sey, seinen Endzweck vollkommen zu erreichen. Ich habe insonderheit die Fehler angezeigt, welche sich bey unsern Geschichtschreibern finden. Es pflegen die Liebhaber der alten Papiere und Handschrifften, alles was von den Würmern zerfressen, oder von einer alten Hand geschrieben ist, als einen grossen Schatz anzusehen, und, ohne vorhergegangene Untersuchung, ihren Schrifften einzuverleiben. Dieses hat Clericus an unsern Torfäus getadelt; und eben dieses kann man auch von dem Hvitfeld und von andern Geschichtschreibern sagen. Man schreibt grosse Bücher; wenn man aber alles herausnehmen wollte, was darinn überflüßig ist, so würden sie sehr klein werden.

Man muß nichts in die Geschichte mengen, als was merkwürdig ist; so, wie man in den menschlichen Handlungen alles überflüßige scheuen und unterlassen muß.

Der

Der Ueberfluß schadet sowol der Kirche als der Republik, und es ist damit öfters, wie mit dem menschlichen Leibe beschaffen, dem gar zu viele Säffte schädlich sind. Hierauf habe ich insonderheit allemal sehr genau acht gegeben, da ich ein grosser Feind von aller unnöthigen Weitläuftigkeit bin, und glaube, daß man alles noch einmal so geschwinde würde verrichten können, wenn man alles, was nicht zur Sache gehöret, wegliesse. Dies drückt auch das Sinngedicht an den Fabullus aus:

Res solidas tantum cura, sepone minutas,
Et longe proprior meta laboris erit,
Nam recto gressu si pergeret ire viator,
Dimidio brevior terra, Fabulle, foret.

Ich habe bereits öfters eine Abhandlung von dem Ueberflusse entwerfen wollen. Weil ich aber jederzeit durch andre Verrichtungen davon abgehalten worden, so habe ich diesen Fürsatz fahren lassen, oder vielmehr nur auf eine bequemere Zeit verschoben.

In der Moral bin ich, wie schon vorher von mir erwehnt worden, durch eigenes Nachdenken weiter; als durch das Lesen anderer moralischer Schrifften, gekommen. Meine Lehrsätze habe ich in einigen von mir herausgegebenen Schrifften, insonderheit in meinen Sinngedichten, in meiner unterirrdischen Reise, und in meinen moralischen Gedanken öffentlich an den Tag gelegt.

Die Arzneykunst ist mir so unbekannt, daß ich auch nicht einmal die ersten Gründe derselben inne habe. Dennoch aber versäume ich nicht, für meinen Leib zu sorgen, weil die Seele an den Schwachheiten des Cörpers Theil nimmt. Doch folge ich mehr meiner eignen Einsicht, als dem Rathe der Aerzte; weil die Beschaffenheit meines Leibes mir besser bekannt ist, als andern, wenn solche gleich Meister in ihrer Kunst sind. Ich gestehe, daß die Kräuter ihre Wirkung haben, und ich rühme den Fleiß der Aerzte, die Kräffte der Arzeneyen immer mehr zu erforschen. Aber die Beschaffenheit des menschlichen Cörpers ist, nach dem Ausspruche jenes grossen Medici, ein unbekanntes Land, dessen Küsten wir noch nicht einmal kennen. Und daher rührt es auch, daß die Arzneywissenschaft noch nicht auf

gewisse

gewisse und unumstößliche Gründe hat können gebauet werden. Ich theile deßwegen keinem Kranken einen Rath mit, wenn es aber meinen eigenen Leib betrifft, so übertreffe ich, meiner Meynung nach, selbst den Hippocrates. Durch eine Krankheit, welche nun bald vierzig Jahre beständig angehalten, habe ich mir eine Erkenntniß erworben, die andern fehlet. Ich weis, aus langer Erfahrung, was mir dienlich oder schädlich ist. Aber ich glaube, daß dasjenige, was mir Nutzen schaft, andern schädlich seyn dürfte, wenn sie auch mit eben derselben Krankheit geplagt wären. Denn es ist nicht genug, daß man die Krankheit kennet, man muß auch einen jeden Ort inwendig im Leibe kennen, wo sich die Krankheit aufhält. Wenn ich einen Arzt abgeben sollte, so würde ich meine Kranken auf folgende Art gesund zu machen suchen: Ich würde mich bey ihnen erkündigen, welche Speise und welchen Trank sie aus der Erfahrung ihnen am zuträglichsten befunden hätten? Und wenn sie mir antworteten, sie wären gewohnt, Kalk und Sand zu essen, und Dinte zu trinken, und hätten sich wohl dabey befunden, so würde ich ihnen den Rath geben, hierinn fortzufahren.

Die Music habe ich von Jugend auf geliebt. In meiner Jugend bin ich derselben mit grossem Eifer ergeben gewesen. Nun aber läßt dieser Trieb mit den Jahren nach. Ich fälle eben dasselbe Urtheil von der Music, was ich von andern Künsten und Wissenschaften urtheile, welche durch die Ausbesserungen mehr Schaden als Nutzen empfinden. Die Tonkünstler scheinen zu unsern Zeiten einzig und allein darauf bedacht zu seyn, daß sie die natürliche Anmuth der Music ganz aufheben mögen, welche ihnen seit einigen Jahren zuwider geworden. Sie wenden vielmehr alle Mühe an, die Music rauh, widrig und rauschend zu machen. Je schwerer also die Composition ist, desto grösser ist der Ruhm desjenigen, der dieselbe verfertiget hat. Es ist kein Zweifel, daß die Kunst ganz untergehen wird, wenn man also fortfährt.

- - Quanto praestantius esset,
Numen aquae viridi si margine clauderet vndas,
Herba, nec ingenuum violarent marmora tophum.

Ich

Ich weis wohl, daß man einem jeden Meister in seiner Kunst glauben muß; und daß man auch von der Music, wie von den Gemählden sagen kann, daß die verborgene Schönheit derselben allein von Kennern recht eingesehen und nach Würden geschätzt werden könne. Da der gemeine Mann öfters die Arbeit des größten Meisters tadelt, und derselben ein weit schlechteres Stück vorzieht; aber es ist ein verderbter Geschmack, welcher, wie eine Seuche, zu unsern Zeiten in der Music herrscht. Die rechten Künstler sehen dieses auch ein, aber sie müssen sich nach dem herrschenden Vorurtheil richten, weil sie wahrnehmen, daß die meisten zu jähnen anfangen, wenn man das allersüsseste und angenehmste Concert aufführet. Diejenige Music halte ich für die vollkommenste, welche den Kunstverständigen gefällt, und doch auch zugleich den Ohren des gemeinen Mannes nicht verdrießlich ist. Die Music und Harmonie sind gleichgültige Wörter, wenn man diese aufhebt, so kann jene nicht bestehen.

Nun glaube ich, daß ihr Befehl erfüllet worden, da ich mein Leben, meine Sitten, meine Beschäftigungen, meine Fehler und guten Eigenschaften, wo sich ja einige bey mir finden, mit der vollkommensten Aufrichtigkeit beschrieben habe. Bin ich etwa gar zu weitläuftig gewesen, so werden sie mir solches, als einem alten Manne, desto eher verzeihen, da die Alten insgemein die Weitläuftigkeit zu lieben und gerne zu reden pflegen. Sie finden hier, mein Herr, sowol was gelobt, als auch was getadelt zu werden verdienet. Es ist nunmehro Zeit, daß ich mich auf meinen Abschied gefaßt mache, und die wenigen Tage meines Lebens, die ich noch übrig habe, auf die Fürsorge für meinen Leib und auf die Besserung meines Lebens anwende. Dieses letzte halte ich für das nothwendigste, weil ich bereits im Begriffe stehe, meine Reise anzutreten; jenes aber darf ich auch nicht gänzlich unterlassen. Denn die Kräffte des Cörpers werden durch das Alter leicht verzehret, wo man sie nicht, wie die Flamme durch das Oel, beständig stärket und unterhält.

89 F 32

89 F 32

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holberg, Ludvig,

Herrn Ludwig Freyherrn von Hollberg eigene Lebensbeschreibung in einigen Briefen an einen vornehmen Herrn

Copenhagen und Leipzig 1754

Biogr. 534
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063867-3
VD18 10568417